Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Modern.

Roman

von

Adelheid v. Auer.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von R. Lesser.

Die winterliche Sonne, die Kuppeln der Thürme vergoldend, die dem Schloß des Grafen Düsterloh äußerlich das Ansehen einer Ritterburg verliehen, schien zugleich hell hinein in das Wohnzimmer des Schloßherrn. Der alte Herr ruhte behaglich in seinem Lehnstuhl. Das frische Gesicht, das lebhafte Auge, das mit sichtlichem Interesse die Blätter des Buches in seinen Händen überflog, widersprachen einigermaßen dem weißen Haar, das von vielen dahingeschwundenen Jahren, von einem dauernderen Winter, als der da draußen seine Schneedecke ausgebreitet hatte, erzählte. Leider fehlte es neben diesem schönen, ehrwürdigen Zeichen des Alters auch nicht an solchen, das für die Gebrechlichkeit desselben Zeugniß ablegte. Die Füße des alten Herrn ruhten, sorglich mit Decken umhüllt, auf weichem Schemel, und der an den Stuhl gelehnte Krückstock zeigte deutlich, wie wenig Verlaß auf sie war.

Es schien auch Alles darauf eingerichtet, Rücksicht auf ihre Hinfälligkeit zu nehmen. Alles, was zur Unterhaltung einer einsamen Stunde oder dazu dient, diese behaglicher zu machen, war in erreichbarer Nähe vorhanden: ein Tisch mit Büchern und Landkarten bedeckt, auf einem andern alle zum Schreiben nöthigen Geräthschaften; der brennende Kamin, dessen Feuer zu unterhalten immerhin auch Abwechslung in eine

müßige Stunde bringen kann, mit ausgestreckter Hand zu erreichen, und in dem dichtgeflochtenen Korb noch Feurungsmaterial genug, auch einem sonnenlosen Wintertag zu trotzen; zur Seite des Grafen der Glockenzug, den im Vorzimmer weilenden Kammerdiener herbeizurufen.

Er war jedoch so in sein Buch vertieft, daß er Alles um sich her zu vergessen schien. Die Kohlen glimmten nur noch, und als er mechanisch nach dem Poker griff, sie auf's Neue in Brand zu bringen, nahm er statt dessen den Krückstock und bemerkte erst das Versehen, als das Geräusch eines vor das Portal rollenden Wagens gewaltsam seine Aufmerksamkeit von dem Buch ab auf die ihn umgebenden Außendinge lenkte. Er klingelte. Der Kammerdiener erschien in der Thür.

„Wer ist da vorgefahren?“

„Das Fräulein, Herr Graf!“

Das Gesicht des alten Herrn hellte sich auf.

„Führen Sie sie gleich zu mir herein und besorgen Sie Kaffee,“ gebot er, warf die Decken ab, erhob sich mühsam und wollte eben, auf den Krückstock gestützt, gleichfalls zu ihrer Begrüßung das Zimmer verlassen, als die Erwartete bereits in der Thür erschien, und ehe sie noch eine der wärmenden Hüllen abgenommen, auf den Grafen zueilte und ihn auf seinen Platz zurückdrückte.

„Das ist wider die Verabredung,“ sagte sie mit freundlichem Vorwurf, „ich kann gehen und kommen, wann und wie ich will, und dafür nehmen Sie nicht mehr Notiz von mir als von der Luft, die zur offenen Thür hereinweht —“

„Nein, ganz so geht es nicht,“ unterbrach sie der Graf, „vor der Winterluft würde ich die Thüre verschließen, das Frühlingswehen,“ setzte er mit einer ritterlichen Galanterie, die dem alten Herrn gut ließ,

hinzu, „das heiße ich willkommen. Willkommen denn also, Fräulein Hildegard, in der Klause des Einsiedlers."

Die Dame drückte freundlich die ihr entgegen gereichte Hand, lachte aber dann über das Kompliment.

„Ein schönes Frühlingswehen, wenn es durch mich repräsentirt werden soll," spottete sie. „Sehen Sie doch, ich habe eine Hülle über der andern wie eine Zwiebel, aber keine Blumenzwiebel, ich wüßte wenigstens nicht, in welche Klasse von Blumen ein armes, altes, buckeliges Fräulein zu rangiren wäre. Nein, nein, ich sage ja nichts weiter," unterbrach sie sich selber, des Grafen halb mißbilligende, halb mitleidige Miene gewahrend, „ich weiß schon, Sie treten in die Schanze für mich, ich darf meinen dreißig Jahren in Ihrer Gegenwart nicht die zehn hinzufügen, die ich auf den Buckel rechne. Wenn Sie dabei sind, spreche ich ja von Letzterem meist sehr zart und nenne ihn immer nur meinen kleinen Verdruß; in Wahrheit, die Zeiten sind längst vorüber, wo er mir großen Verdruß, ja mehr als das, fast Kummer gemacht hat."

So plauderte sie heiter fort, während sie sich ihrer winterlichen Umhüllungen entledigte, dann sich einen Stuhl an den Kamin rückte und sich die Hände reibend sagte:

„Hier bei Ihnen ist es immer gemüthlich und nett; ich wollte es gelänge mir, wenn auch in weniger großartigem Styl, meine Häuslichkeit nach der Ihren zu formen."

Er sah sie fast ängstlich an.

„Haben Sie Ihre Beschlüsse gefaßt?" fragte er.

„Ja," sagte sie, „ich bin Ihrem Rathe gefolgt, ich habe nicht im Sturm der Aufregung über meine Zukunft entschieden, ich habe mir ein halbes Jahr Zeit genommen. Nun übersehe ich aber deutlich meine Verhältnisse und weiß genau, was ich will."

„Und das ist?" fragte er.

„Mein eigener Herr sein," entgegnete sie lebhaft.

„So“, sagte er, „also auch in Ihnen das Gelüst nach Emanzipation, das in der Zeit liegt. Sie huldigen damit nur der allgemeinen Mode.“

„Ob Mode, ob nicht,“ fuhr sie fort, „ich frage nicht viel darnach, was modern ist, ich habe mich nie sehr darum gekümmert, selbst da nicht, als ich noch mit der Welt in näherem Zusammenhange stand. Ich folge nur natürlichen Impulsen und wenn Sie mein Leben bedenken, werden Sie begreifen, wie die Sehnsucht nach freiem Willen, nach selbstständigem Handeln, nach ungehemmter Wanderung durch das Leben in mir keimte und wuchs und jetzt, wo ich frei über mich bestimmen, frei mein Loos wählen kann, nach allem Ueberlegen doch immer wieder der Wunsch, künftig mein eigener Herr zu sein, durchdringt.“

Sie schwieg. Auch der Graf sagte nichts, sondern sah nur nachdenklich auf das Gesicht, über das alle Schatten der Vergangenheit, all die Lichter neu erwachter Hoffnungen für die Zukunft in raschem Wechsel vorüberzogen. Das Gesicht war nicht schön und auch nicht jung und doch des Ansehens werth. Feine Züge und ein sprechender Ausdruck fesselten den Betrachtenden unwillkürlich. Die Augen waren schön, von hellem Braun und ein klarer, offener Blick zeugte von sichrer Herrschaft des Geistes über die rebellischen Wallungen eines lebhaft empfindenden Gemüthes. Der leichte krankhafte Zug, der so selten dem Antlitz Verwachsener fehlt, machte mehr einen rührenden als entstellenden Eindruck und verschwand ganz, wenn die Lippen sich, was oft geschah, zu einem frohsinnigen Lächeln formten. Man durfte das Lächeln nur sehen, um Vertrauen zu der Befähigung Hildegard's zu fassen, sich aus allen Stürmen der Welt ein Glück retten zu können und um zugleich die satyrischen Kobolde, die sich zuweilen dahinein verirrten, richtig zu würdigen. Die Gestalt war groß und schlank und von vornehmer Haltung. Aus den verhüllenden Gewändern, welche die

Formen mehr verwischten als hervorhoben, schloß man mehr auf die Unregelmäßigkeit derselben, als daß man sie sah.

Auf einmal sagte der Graf:

„Es ist mir ein eigenthümlicher Schmerz, wenn Sie so über Ihre --“ er stockte.

„Mißgestalt!“ half ihm Hildegard ein.

„Ueber Ihr unverschuldetes Unglück spotten,“ fuhr der Graf sehr ernsthaft fort.

„Sie meinen, es birgt sich ein nicht auszulöschendes Weh hinter dem Spott?“ fiel sie lebhaft ein. „Das ist aber nicht der Fall. Es ist mehr ein Unwille, ein Auflehnen gegen das Geschick, das sich mitunter in mir kundthut. Es giebt so unzählige gerade Rücken, warum muß just der meine krumm sein! Aber die Frage ist so einfältig, daß ich mich im nächsten Augenblick darüber auslachen muß und dabei habe ich mir den Spott in dieser höchst tragischen Angelegenheit angewöhnt. Er darf Keinem weh thun, er thut mir selber nicht weh, er charakterisirt nur das freundschaftliche Verhältniß, in dem ich zu meinem unfreiwillig auf den Rücken genommenen Gefährten stehe. Sehen Sie, das Verlangen des seligen Onkels, ihn für einen Schild gegen die Versuchungen der Eitelkeit zu halten, das habe ich nie recht begreifen und noch weniger erfüllen können. Es ist auch ganz gleich, warum und wozu ich ihn habe. Ich habe ihn, das ist genug. Ich werde es dort oben ja einmal eben so gut erfahren, warum, wie mein Onkel erfahren haben wird, warum er mit der geschwollenen rothen Nase herumging, obgleich ich meine, den Umstand wird er sich auf Erden schon erklärt haben. Na, er schläft nun schon zehn Jahr. Ruhe seiner Asche und Ehre seinen moralischen Lehren, wenn auch das bekräftigende Beispiel fehlte.“

Der Diener brachte den Kaffee herein, Hildegard servirte ihn dem alten Herrn; es schien ihr ein gewohn-

tes Amt und er machte auch keine Einwendungen dagegen.

„Es ist das letzte Mal," sagte sie mit einem leichten Beben der Stimme.

Er sah sie erschrocken an.

„Der Termin ist da, wo das Landhaus, das dem letzten Willen des Onkels gemäß, nach dem Tode der Tante verkauft werden sollte, in die Hände des neuen Eigenthümers übergehen sollte. Meines Bleibens dort ist nicht länger. Dieser Verkauf ist auch ein Pröbchen von der mein ganzes Leben beherrschenden Willkür. Da ich die Erbin bin, warum ließ man mir nicht die freie Verfügung über die Erbschaft? Konnte es dem Onkel nicht gleich sein, ob ich dermaleinst das kleine Grundstück hatte oder das Geld dafür? Man hat ein viel größeres Heimathsrecht auf Erden, gehört uns auch nur ein nicht zu nennender Bruchtheil ihres Grundes und Bodens. Dortgeblieben wäre ich zwar wahrscheinlich auch nicht, aber es lag dann doch in meiner Macht, zu thun was ich wollte, und behalten hätte ich es als Zufluchtsort für meine alten Tage."

„Und wo gehen Sie nun hin?" fragte der Graf.

„In die Residenz," entgegnete Hildegard.

„So weit weg," sagte der Graf mit leichtem Seufzer, „ich hoffte, Sie würden in der Nachbarschaft bleiben und fortfahren, dem alten Freunde, der hier in der Einsamkeit Grillen fängt, mit Ihrem leichten Sinn sie zu vertreiben."

„S i e fangen nicht Grillen," meinte Hildegard zuversichtlich.

„Nein, aber die Grillen fangen mich," scherzte der Graf. „Sie umschwirren mich oft in dichten Schwärmen, sie verfinstern die Luft und sperren die Sonnenstrahlen ab."

„Wo kommen sie her?" fragte Hildegard.

„Da, wo sie meist herkommen, aus der Vergangenheit," entgegnete der Graf. „Sie erzählen mir vieler-

lei, was vergangen aber nicht vergessen ist, und über eine der alten Geschichten übte Ihre Gegenwart immer einen mächtigen Zauber. Ihr klares Auge, Ihre heitere Stimme, Ihr frisches Wesen verscheuchten die unheilvolle Erinnerung, nur der Spott schlägt hinein wie ein scharfes Schwert in eine offene Wunde."

Hildegard sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort:

„Hat man Ihnen nie erzählt, wo Ihr Mißgeschick sich herschreibt?"

„O ja," sagte sie, „aber es hat nur wenig Eindruck gemacht. Was kann schließlich der arme Mensch dafür? Er wollte doch nur mit mir spielen, als er mich auf seiner Schulter reiten ließ. Wie man mir erzählt, war ich trotz meiner drei Jahre gar nicht so blöde gegen den Fremden und ritt mein Pferd mit Sporn und Peitsche, soweit Hände und Füße dazu ausreichten. Daß ich wilder war, als er dachte und seinen Händen entglitt und heftig genug auf die Erde fiel, mir die Schulter auszurenken, daß der Fall so schlimme Folgen hatte, was konnte er, was konnte ich dafür? In solchen Dingen glaube ich an Bestimmung. Gott hatte mir den Buckel zugedacht und daß ich ihn so unschuldig bekommen habe, kommt mir lange nicht so hart vor, als daß der arme Mensch mir so unschuldiger Weise dazu verhelfen mußte."

„Hildegard," sagte der Graf, „ich war es, ich war der Fremde."

Sie sah ihn betroffen an.

„Ich traf mit Ihren Eltern auf einer Reise zusammen. Wir kannten uns nicht, aber wir trafen uns immer wieder, machten so Bekanntschaft und gratulirten uns dazu. Ihre Eltern waren prächtige Menschen —" Hildegard's Augen leuchteten — „Ihr Vater sprudelnden Geistes, Ihre Mutter das Bild des Frohsinns, Beide, wie es schien, auf dem Gipfelpunkt des Glücks. Sie waren bei Verwandten gewesen und reisten in die Heimath. Sie, Hildegard, das lebhafteste, unbändigste

und amüsanteste Kind, das ich je gesehen!' Durch Sie wurde auch, wie das ja so oft geschieht, die Bekanntschaft vermittelt. Man giebt den Kindern sein Herz und gewinnt das der Eltern. Ich wollte, ich hätte Sie nie gesehen, Hildegard, aber da ich Sie, zu Ihrem Unheil gesehen habe, war mir von dem Augenblick an, wo ich Sie nach Jahren wiedersah, zu Muth, als dürfte ich Sie nicht mehr aus den Augen verlieren."

„Und das meines Buckels wegen, schade, ich hatte Ihr Wohlwollen mir selber zugeschrieben," bemerkte Hildegard.

„Und das ist Alles, was Ihnen dabei einfällt, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich an Ihrem Unglück schuld bin?" rief der Graf.

„Nicht Alles, denn es fällt mir vor allen Dingen ein, daß ich nicht unglücklich bin, ja, es eigentlich nie gewesen bin, denn selbst das größte Unglück, der Verlust der Eltern, traf mich in so zartem Alter, daß der Schmerz kaum mehr war als ein augenblickliches Wehgefühl, als ein kaum verstandenes Bangen. Was der Verlust bedeutete, verstand ich erst später, aber da war das Band schon zerrissen, der Schmerz des Zerreißens überwunden und es standen nur ein paar unsäglich helle, schöne Bilder vor meiner Seele, zu denen ich flüchtete, wenn die Welt mir dunkle und häßliche zeigte. Das Andenken an die Eltern leuchtet wie ein Stern in mein Leben. Der Stern steht am Himmel, ich weiß, daß ich ihn hier auf Erden nicht haben kann, aber ich weiß eben so gut, daß ich in seinem Licht wandle, daß ihn kein irdisches Ungemach verdunkeln kann, und daß ich einst auch da hinaufkomme. Das ist mein Antheil kindlichen Glückes auf Erden."

Der alte Herr reichte ihr gerührt die Hand.

„Sie zürnen mir also nicht?" fragte er.

„Lieber Herr Graf," rief sie eifrig aus, „wahrhaftig, ich fühle fast eine zärtliche Regung zu meinem kleinen Verdruß, nun ich dessen Abstammung kenne,

aber er könnte mir wirklich zur schweren Last werden, sehen Sie mich mit so bekümmerten Blicken an. So weit meine Erinnerung zurückreicht, haben meine Eltern mein Mißgeschick nur eine Fügung des Himmels genannt. Ich habe erst viel später durch meine alte Caroline den eigentlichen Zusammenhang erfahren, aber auch diese wußte Ihren Namen nicht, war auch erst später zu uns in's Haus gekommen und hat also keinen Verrath üben können. Lassen Sie also die Geschichte mit meinen Eltern begraben sein, und wenn diese Grille wiederkommt, fangen Sie sie und werfen sie in den Kamin, sie ist weiter nichts werth.

„Es ist auch, glaube ich, mehr das Podagra, das Sie plagt, mein verehrter, theurer Freund; man mag sich so ungern einem physischen Leiden unterwerfen, und da macht man ein moralisches daraus."

„Wann reisen Sie?" fragte der Graf zerstreut.

„Heut noch," entgegnete sie. „Mein Gepäck ist vorausgegangen. Herr von Z., der das Grundstück gekauft, ist so gütig gewesen, mir seine Equipage bis zur nächsten Stadt zur Verfügung zu stellen. Von da aus fahre ich mit Extrapost bis . . . . ., bleibe dort die Nacht und benutze morgen früh den ersten nach der Residenz abgehenden Bahnzug. Caroline ist schon dort und richtet meine Wohnung ein; Sie sehen, ich habe es mir so bequem wie möglich gemacht, und habe es auch so glücklich wie möglich getroffen, da ich durch meine Wohnung schon halb und halb einen Anschluß an eine Familie habe. Ein Präsident von Löben —"

„Von Löben?" unterbrach sie der Graf.

„Ja, kennen Sie ihn?"

„Nein, es giebt auch Viele des Namens."

„Also," fuhr Hildegard fort, „der Präsident von Löben, der mit seiner Familie die Bel-Etage eines hübschen Hauses ziemlich im Mittelpunkt der Stadt inne hat, wünscht einige der ihm überflüssigen Zimmer los zu werden. Ich las es in der Zeitung,

setzte mich in Correspondenz mit Frau von Löben, lernte dadurch zugleich diese, wie es scheint, nette, gebildete Frau kennen und wurde sehr bald über die Bedingungen einig. Zwei Zimmer nach vorn heraus, ein Schlafkabinet und eine Stube für meine Dienerin, auf demselben Flur mit meiner Wirthin, da bin ich so angenehm situirt, wie nur möglich."

„Und dann?" fragte der Graf.

„Ja dann, was dann kommt, muß ich abwarten," entgegnete Hildegard. „Ich habe mir vorläufig nur einen Aufenthaltsort gewählt und zwar einen, der mir manche Gelegenheit zu wirklichem Lebensgenuß bietet. Wie ich desselben theilhaftig werden kann, wie ich mir den Tag eintheile, ob und wie ich Bekanntschaften machen werde, das überlasse ich dem Zufall."

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Es ist doch ein eigenthümliches Unternehmen," sagte er, „als einzelne Dame in eine fremde, große Stadt zu ziehen, Niemand zu haben, der Sie stützen, Ihnen rathen, Ihnen den Weg einigermaßen ebnen kann."

„Eben deshalb," entschied sie. „Ich will einmal Ich sein und nicht immer der erzwungene Abdruck eines Andern, will meinen eigenen Weg gehen und nicht in anderer Leute Fußstapfen treten. Denken Sie an mein Leben und Sie müssen es natürlich finden."

„Freilich," sagte er. „Sie haben ein schweres Leben gehabt. Es kann nicht leicht gewesen sein, so viele Jahre hindurch seinen Posten am Krankenbett einer grillenhaften, von Leiden geplagten und nicht mehr ganz zurechnungsfähigen alten Frau zubringen zu müssen. Hätte ich das nicht vor Augen gehabt, ich würde Ihnen eine Heimath bei mir angeboten haben, aber Sie hätten nur ein Lazareth mit dem andern vertauscht und dazu war ich nicht eigennützig genug."

„Das war es nicht," entgegnete Hildegard, die letzten Worte des Grafen nur mit einem dankbaren

Blick beantwortend, „das war es nicht, da habe ich nicht die schwersten Stunden verlebt, denn da hatte ich eine entschiedene Pflicht zu erfüllen, eine der Dankbarkeit und Liebe zugleich, aber es geht durch mein ganzes Leben ein so eigenthümlicher Zwang, eine Verurtheilung zur Willenslosigkeit, während ich mir eines ganz entschiedenen Willens bewußt bin. Ich habe nie leben können, wie ich wollte, nie lernen dürfen, wozu ich Neigung hatte, habe nie meinen Geschmack fragen, nie meine Ansichten zur Geltung bringen dürfen. Zog mich mein Herz nach rechts, konnte ich sicher sein, daß ich nach links gestoßen wurde, bangte es mir nach Licht, so machte man es mir gewiß vor der Nase aus, wollte ich grün tragen, so zog man mich blau an, liebte ich einen Menschen und sehnte mich nach dessen Umgang, so führte man mich zu einem Andern hin. Geistig und körperlich, immer hielt der Zwang mich an eiserner Kette, Jahre lang mußte ich die unnütze Qual des Streckbettes in einer orthopädischen Anstalt ertragen. Es war gut gemeint von den Verwandten, daß sie mich dort hingaben, ich glaube, die Eltern hätten es nicht gethan und ich wäre nicht schiefer deshalb geworden, aber wie gesagt, sie thaten nach ihrer Ansicht das Beste. Das Streckbett bin ich seitdem nicht wieder los geworden, es wurde, als ich aus der Anstalt herauskam, zu einem moralischen und es ist ein Wunder, daß ich nicht ganz auf ihm verkrüppelt bin.

„Ich bin herumgestoßen worden von Verwandten zu Verwandten, wenn ich jetzt zurückdenke. kommt es mir vor, als hätte mich das Schicksal wie einen Ball vom Einen zum Andern geworfen. Jeder hatte andere Ansichten, andere Gewohnheiten, andere Neigungen und nahm mich ins Schlepptau derselben. Ich weiß, daß ich gehorchen, daß ich mich in den Willen Anderer fügen kann, ich habe es Zeitlebens thun müssen, nun will ich sehen, wie ich mich in den meinigen schicke. Sie haben mir Alle erzählt, daß der Zwang nur zu meinem

Glücke diene, ich habe das Glück nie empfunden. Nun will ich es suchen auf meine eigene Manier, will sehen, ob ich es besser verstehe, wenn ich es frei an mich herankommen lasse, als wenn man mich am Gängelbande zu ihm hinführt. Wissen Sie, wenn man von Schneider zu Schneider geht und kein Gewand will auf unsern Körper passen, dann macht man es sich schließlich lieber selbst und —"

„Nimmt auch das Unpassende für passend," fiel der Graf rasch ein.

„Unpassend!" wiederholte sie, „was ist unpassend an meinem Entschluß? Herr Graf, finden Sie es gegen die Schicklichkeit, daß ich allein leben will?"

„O nein!" unterbrach er sie lebhaft, „in dieser Beziehung stelle ich Sie heraus, stelle Sie über die einengenden Grenzen gesellschaftlicher Ordnung. Sie sind nicht so jung und unerfahren, des Schutzes zu bedürfen, aber Sie sind nicht an einen einsamen Haushalt gewöhnt —"

„Kann ich einsamer sein, als ich es an dem Krankenbett meiner Tante war?" unterbrach sie ihn lebhaft. „Ich bin an Einsamkeit und Sklaverei gewöhnt, jetzt werde ich Einsamkeit und Freiheit haben. Sehen Sie, Herr Graf, solche Einsamkeit wie die Ihrige," sie wies auf den Tisch mit Büchern, „fühlen Sie sich verlassen, unglücklich in ihr?"

„Ich bin ein Mann," entgegnete er, „Frauenglück beruht auf ganz anderen Bedingungen. Indessen, ich bin ein Thor, Ihnen rathen zu wollen. Wenn ich in Ihre Augen sehe, den kristallklaren Blick derselben, wenn ich mir Ihr ganzes Wesen überdenke, so zweifle ich nicht, Sie werden das Richtige finden, wenn auch vielleicht auf einem Umwege. Sie haben Recht, Sie folgen einer natürlichen Empfindung, thun Sie es immer, Hildegard, Ihre Natur ist gut, sie wird nicht zulassen, daß Sie einen engen Kreis um die eigene Person ziehen und die Bewegung innerhalb desselben für eine Ihrer

Gesundheit zuträgliche halten. Sie werden sich nicht das Leben eines alten Junggesellen, der in diesen engen Kreis hineingerathen ist, zum Vorbild nehmen."

„Sie leben für Ihre Untergebenen," wandte Hildegard einigermaßen betroffen ein, „Sie haben für den Staat gelebt, Sie —"

„Ich habe für Vieles gelebt, was außerhalb des Hauses ist, im Hause bin ich allein und drehe mich um mich selbst," unterbrach sie der Graf.

Hildegard sah ihn eine Weile an, als wäge sie seine Worte ab.

„Ja mein Gott, was soll ich denn aber thun?" brach sie dann los. „Ich kann mir doch die Häuslichkeit nicht anders schaffen, prädestinirt, wie ich bin, zu einsamer Wallfahrt durch das Leben. Ich kann doch," fuhr sie, bei des Grafen bekümmerter Miene in einen scherzenden Ton übergehend, fort, „ich kann doch nicht hingehen, mir unter den Jünglingen des Landes Einen aussuchen zum Gemahl, ja ich könnte doch nur, wenn mich Einer begehrte, sagen: mein Herr, Sie sind entweder blind oder beirrt oder leiden an irgend einem andern geistigen Gebrechen und ich muß gehorsamst danken; was thut denn also eine arme alleinstehende Person, wenn sie das Glück nicht annehmen darf, das sich unmittelbar an die eigne Existenz knüpft. Aber nein, sagen Sie mir nichts, ich habe immer mehr gute Lehren gehört, als gute Beispiele gesehen und auch Sie haben kein solches zur Hand, Ihre Warnungen damit zu unterstützen. Warum sind Sie unverheirathet, Herr Graf? Ein Mann hat ja immer den Vortheil des ersten Schrittes, hat das Recht der Eroberung und Sie ein reicher, vornehmer, angesehener und, wenn Ihnen das Alter nicht schmeichelt, gewiß auch in Ihrer Jugend ein schöner Mann, Sie müssen ja von Natur und vom Schicksal zum Siege bestimmt gewesen sein. Warum haben Sie also nicht geheirathet?"

„Weil ich, wie Sie sagen, wohl das Recht aber

nicht die Macht der Eroberung hatte, wenigstens nicht da, wo ich Werth auf den Sieg legte," entgegnete der Graf finster, „weil ich vom Feind nichts wußte, den die Intrigue auf Schleichwegen zum Ziel führte, weil ich, im Gegensatz zu der kühlen Vernunft heutiger Tage, zu romantisch fühlte, um die erste Liebe zu vergessen oder gar aus einer heiligen Herzenssache einen Akt der Ueberlegung machen zu können. Deshalb bin ich ein alter Junggesell geworden, habe einsam gelebt, werde einsam sterbeu und Fremde werden an der Stelle, wo ich das schönste Glück entbehrte, glücklich sein und die Früchte meiner Arbeit genießen, ohne daß auch nur der Schimmer einer freundlichen Erinnerung Dem zu Theil wird, der seines Lebens Kraft für lachende Erben dahingab. Das ist der Fluch des Einsamen und dem bin ich verfallen. Machen Sie keine so bekümmerte Miene, mein Kind, Sie sehen ich trage mein Loos mit leidlicher Resignation: ich denke, Sie haben mich kaum jemals niedergedrückt gesehen, aber freilich wird der Schatten in der Seele dunkler, je mehr die Sonne am Abendhimmel sinkt, der wärmenden, leuchtenden Strahlen immer weniger werden und kaum noch einer einmal verstohlen in mein Gemach schleicht. Sie nehmen auch einen Theil desselben mit, aber es ist nicht anders als natürlich, denn Sie steigen aufwärts und mit mir geht's bergab."

Hildegard sah den alten Mann bekümmert an.

„Haben Sie denn gar keine näheren Verwandten?" fragte sie.

„Nein," sagte er kurz.

„Hatten Sie nie Geschwister?"

„Eine Schwester, aber sie ist längst todt; ich habe keine nahen Anverwandten," fuhr er in etwas abweichenden Ton fort. „Wenn ich sterbe, wird ein lachender Erbe an meinem Sarge stehen. Wäre die Herrschaft Düsterloh nicht Majorat und läge die Bestimmung der Erbfolge in meiner Macht, ich könnte in

Menschen wollen neunundneunzig die Wahrheit gar nicht und der hundertste will sie verschleiert, spotten Sie nicht vor Solchen, die es nicht verstehen, Sie würden Ihr Herz muthwillig verleumden, lassen Sie sich auch nicht durch rasches freundliches Entgegenkommen bestechen, in der Welt gilt das Neue —"

„Halt, halt!" unterbrach ihn Hildegard. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein lieber verehrter Freund, aber soll ich schon wieder an's Gängelband? Lassen Sie mich selbst suchen, sehen und finden, wenn etwas zu finden ist und ich nicht zu dumm dazu bin. O, ich küsse Ihnen die Hand," und ehe der Graf es verhindern konnte, hatte sie es gethan, „ich küsse Ihnen die Hand für Ihre väterliche Fürsorge, aber ich bin schon ein so altes Kind, das lernt nicht mehr vom Vorsagen, das muß selbst die Nase in's Buch stecken. Das klingt unhöflich und gehört wohl zu den Dingen, die ich in der Welt nicht sagen soll, weil da Alles auf den Klang ankommt, — lieber Herr Graf, wenn gute Freunde mich mißverstehen, so geht es mir an's Herz, die Widerwärtigkeiten aber, die mir aus dem Mißverstehen der Welt im Allgemeinen erwachsen, die nehme ich alle auf meinen Buckel. Und nun leben Sie wohl und auf Wiedersehn, auf ein fröhliches Wiedersehn!"

Der Diener stand mit der Pelzenveloppe bereit, sie hüllte sich in dieselbe ein und litt wieder nicht, daß der Graf sich von seinem Stuhl erhob.

„Ehe Du das Fräulein hinunter begleitest, rücke meinen Stuhl an's Fenster," sagte der Graf zu dem Diener.

Es geschah. Ein nochmaliges: Auf Wiedersehn! Hilgegard's, ein letzter ritterlicher Gruß des Grafen mit der Hand, dann verließ sie das Zimmer und wenige Minuten darauf rollte der Wagen mit ihr davon, die Straße entlang, während der Graf demselbeu nachsah, bis er in der Biegung des Weges verschwand. Dann

sank er auf seinen Stuhl zurück und bedeckte die Augen mit der Hand. Die Sonne aber stand tief am Horizont und Wolken verhüllten ihre Strahlen.

Erster Brief.

Hildegard von Schönerbrunn an den Grafen Düsterloh.

Da sitze ich in meinem neuen Daheim, mit tausend neuen Eindrücken im Herzen, aber ich selber die Alte, und da ziehen die Gedanken heimathwärts und machen mir auf einmal die neue Heimath zur Fremde, von der ich Ihnen nun erzählen will.

Zuerst von meiner Reise. Bis ich zur Eisenbahn kam, hatte ich noch nicht das Gefühl der Verlassenheit, dort in dem bunten Gewirr, dem lästigen Gedränge überkam es mich auf einmal. Damen auf Reisen sind meist von der Galanterie des Zufalls abhängig. Dieser war mir in so fern günstig, als er mich vor dem Schicksal bewahrte, von den Packeten und dem Geschwätz eines überfüllten Damencoupé's erdrückt und erstickt zu werden.

Ein ziemlich unverbindliches Geschrei tönte mir entgegen, als ich, einen Platz suchend, die Thür zu demselben öffnete.

„Herr Gott, hier ist es schon so voll! Noch eine Person mehr, unmöglich! Na, dann müssen wir zusammenrücken!“ und dergleichen mehr, wobei man mir zumuthete über alle die Crinolinen hinweg in die äußerste Ecke des Wagens zu klettern. Ich erkannte durch eine stumme, spöttisch verbindliche Verbeugung

den hohen Grad der Geistes- und Herzensbildung an, der in diesem offnen Widerstand gegen mein Einsteigen lag und wandte mich zum Schaffner, mir durch ein freundliches Wort und einen metallnen Händedruck seinen guten Willen erkaufend. Er führte mich an ein Coupé, in dem nur zwei Herren, oder vielmehr ein Herr und ein junges Bürschchen von kaum sechzehn Jahren saßen. Der Letztere saß unmittelbar an der Thür, hatte seine Füße auf den gegenüber befindlichen Sitz gelegt und mit einer wollenen Decke zugedeckt.

„Das ist hier kein Damencoupé!" rief er mir eifrig zu.

Ich erkannte die Thatsache schweigend an und setzte meinen Fuß auf den Tritt, während der Schaffner ihm sehr unnützer Weise erklärte, daß dort kein Platz mehr sei.

„Hier wird geraucht!" schrie er mich wieder an.

„Vielleicht auch geturnt?" fragte ich mit einem Blick auf seine Füße, die, wie ein Schlagbaum, die Passage hinderten und über die ich hätte hinwegvoltigiren müssen, um in den Wagen zu gelangen.

„Joachim!" sagte leise aber mit Nachdruck der andere junge Mann mit einem unwilligen Blick auf den Knaben.

Dieser wurde roth, schüttelte seinen hübschen Lockenkopf und zog die Füße herunter. Ich stieg ein, setzte mich in die äußerste Ecke, warf einen flüchtigen Blick auf meine Reisegefährten und machte im Stillen meine Kombinationen.

Unbedingt waren es Brüder. Der Aeltere etwa drei bis vierundzwanzig Jahr und von ansprechendem Aeußern, ohne gerade durch etwas Besonderes aufzufallen, der Jüngere aber ein bildhübscher Junge. Ein Paar lebensprühende Augen in dem frischen, offnen Gesicht, die Lippen etwas trotzig aufgeworfen, der Ausdruck keck und übermüthig, nur gerade bis zur Grenze der Unverschämtheit, von welcher vielfach über dem Erdball verbreiteten noblen Eigenschaft ich ihm, seinem

anfänglichen Benehmen nach, immer ein gut Theil zugetraut haben würde. Ein halb malerisches, halb geckenhaftes Reisekostüm von höchster Eleganz, sowie eine äußerst feine Brieftasche mit einer auf den Deckel gepreßten Freiherrnkrone, die oft hervorgezogen wurde, standen in offnem Contrast und doch wohl in versteckter Harmonie zu dem vielfach hervorblickenden kindischen Wesen.

Ich bin im Allgemeinen nicht so sehr intolerant gegen ungezogene Jungen. Die Ungezogenheit liegt in der Race. Sie ist ein Krankheitsstoff, der heraus muß, wie bei den Masern der Ausschlag.

Jugend muß austoben, sagt der Volksmund.

Wozu wären auch sonst die Flegeljahre von der allweisen Mutter Natur eingesetzt. Mein junger Reisegefährte schien mir mitten in dieser Jugendkrankheit, wie ich aus seinem unaufhörlichen Geschwätz schloß. Ich amüsirte mich darüber, wie über die unverdrossene, gutherzige Weise des Aelteren, ihn niederzudrücken. Der kleine Mensch war aber wie ein Gummiball. Alle Augenblicke zu Boden geschlagen, sprang er nur um so kräftiger in die Höhe und oft über den Kopf dessen, der ihn geworfen hatte, hinweg. Eine herrliche Gabe, diese Elastizität des Geistes, die wie ein frischer Springquell in übermüthigem Spiel nach oben sprudelt und in blitzenden Tropfen zur Stätte seines Ursprungs zurückkehrend, doch immer wieder neu aus unversiegbarem Born emporsteigt.

Woraus der Quell auch bestehen mag, ob aus Jugendlust, aus angeborner froher Laune, aus keckem Selbstvertrauen oder rücksichtslosem Uebermuth, immer ist er eine treibende Kraft im Innern, die geleitet, gezügelt, benutzt werden kann.

Wie ich aus dem Gespräch entnahm, war der Kleine Gymnasiast, sprach von dem Abiturientenexamen im nächsten Herbst wie von einem Kinderspiel, phantasirte über Heidelberg und schien wenigstens in der Redeweise der

Studenten heimisch, denn „kneipen" war sein drittes Wort. Zuweilen flog sein Auge forschend zu mir herüber und da er aus meiner gleichmüthigen Miene wohl nicht herauszulesen vermochte, ob und in welchem Grade er mir imponirte, so warf er gelegentlich herausfordernde Bemerkungen dazwischen, nicht an mich gerichtet, aber berechnet, mich zu einer Parteistellung gegen seine verdeckten Angriffe zu reizen.

Ich blieb stumm, ihn stachelte jedoch die Ungezogenheit und als wir an der nächsten Station anhielten und sein Bruder in die Restauration gegangen war, sagte er mit einem Mal mehr zu sich selbst als gerade zu mir gewendet:

„Ah, die Masse von Damen! Das Damencoupé muß jetzt ganz leer geworden sein. Sie fahren aber wohl lieber mit Herren", wendete er sich auf einmal an mich, „ich habe schon öfter gehört, daß Damen das Herrencoupé vorziehen."

„Ich fahre wo ich Platz finde," entgegnete ich, „und wo ich Platz gefunden habe bleibe ich auch, was Ihnen vielleicht weitere Bemerkungen über das Damencoupé erspart."

Er wurde etwas verlegen und stotterte heraus, daß er nur gemeint habe, Damengesellschaft müsse für Damen ansprechender sein.

„Ich bin auf Reisen, wenn ich will, jederzeit allein," entgegnete ich, „und deshalb sehr tolerant, was die Gesellschaft betrifft. Es stört mich sogar nicht, ja es macht mir eigentlich Spaß, mit unartigen Kindern zu fahren, wenn es nur nicht die meinen sind."

Er biß sich auf die Lippen.

„Gnädige Frau haben Familie?" fragte er mich auf einmal in der affektirten Weise eines Zierbengels.

Ich hätte ihm beinah' in's Gesicht gelacht, so komisch war der Wechsel.

Die Antwort wurde mir durch die Wiederkehr des Bruders erspart, der rasch in den Wagen sprang und

während der Schaffner denselben geschlossen und der Zug sich in Bewegung setzte, eine Cigarre herausholend, mich sehr höflich um Erlaubniß bat, rauchen zu dürfen.

Natürlich gab ich zu, was ich zu hindern kein Recht hatte und was mir nebenbei auch nicht im Mindesten störend war.

„Gieb mir auch eine Cigarre, Dietrich, die meinen sind verbraucht," bat der Kleine.

Ich machte große Augen. Rauchen wollte das Jungchen? Der Bruder schien meine Ansicht zu theilen, denn er schlug das an ihn gestellte Verlangen kurz ab.

„Na nun, was ist nun los?" fragte der Gymnasiast.

„Schüler rauchen höchstens hinter der Schulstube, öffentlich nicht," lautete der trockne Bescheid.

„Ach, Deine dummen Neckereien!" brauste der Andere auf, während ihm das Blut in's Gesicht stieg, „gieb mir eine Cigarre!"

In den Augen des Bruders lachten tausend Teufel gutmüthig-scherzender Laune, während er seine Cigarrentasche ein- und seine Cigarre höchst gemüthlich ansteckte.

Der Gymnasiast zog sich in die äußerste Ecke des Waggons zurück, legte seine Beine wieder quer über den Sitz und sang mit halber Stimme ein Lied, in dem sehr viel von Rothwein als Mittel gegen den Tod und Trinken als höchstem Reiz des Lebens vorkam. Ich lehnte mich zurück und schloß die Augen, denn ich hoffte, dann würde die Wuth um so eher ausbrechen und wollte ebenso wenig hinderlich sein, als den Spaß versäumen.

Ich hatte mich nicht geirrt. Sobald der Kleine aus meinen tiefen Athemzügen auf festen Schlaf schließen mochte, machte er seinem Zorn, wenn auch mit halber Stimme, Luft.

„Ich weiß nicht was Du Dir denkst, Du bist doch nicht mein Mentor, weil Du die paar Jahr älter bist und die bunte Jacke trägst. Du behandelst mich wie

ein Kind und ich bin sechzehn Jahr alt. Das Gymnasium steht nicht unter Militärgerichtsbarkeit, weißt Du, und ich kann leicht Legationsrath sein, ehe Du die Epauletten hast!"

Der Bruder lachte hier so, daß es mir schwer wurde nicht einzustimmen und sagte dann gleichfalls mit leiser Stimme:

„Sei erst artig gegen Damen, wenn Du wie ein Herr behandelt werden willst."

Der Kleine schäumte vor Wuth.

„Unerträglich!" brummte er zwischen den Zähnen. „Ich weiß nicht wo Du das Recht hernimmst, den Herrn über mich zu spielen."

„Komm, sprach der Räuber, Du bist mein,

„Denn ich bin groß und Du bist klein," deklamirte der Aeltere lachend.

„Und die Cigarr'n sind leider Dein,

„Und künftig reise ich allein," antwortete mit rascher Redegewandtheit der Kleine, halb zwischen Aerger und Lachen.

Der Filou versuchte aber nun einen andern Weg einzuschlagen, um dennoch zu dem gewünschten Ziele zu kommen.

„Ich habe sie vorhin, als Du ausgestiegen warst, sehr artig unterhalten," flüsterte er dem Bruder zu. Natürlich meinte er mich.

Meine Wahrheitsliebe trieb mich beinah zu offnem Widerspruch, ich riß unwillkürlich die Augen auf, der Junge wurde roth bis über die Ohren. In dem Augenblick hielt der Zug, neue Passagiere stiegen ein, meine beiden bisherigen Gesellschafter verließen den Zug und damit wurde die Physiognomie meiner weiteren Reise so bedeutungslos, daß ich Ihnen nichts weiter davon erzähle.

Ich erwachte sehr schlaftrunken aus einem verworrenen Gemisch unklarer Bilder, als wir des Abends das Ziel der Reise erreicht hatten, der Zug hielt, der

Schaffner den Waggon öffnete und nun Alles nach dem Ausgang drängte.

Wie ich aus dem Wagen herausgekommen bin, weiß ich nicht recht, denn ich glaube, ganz erwacht war ich noch nicht, mir kam wenigstens all' dieser Lärm, diese Bewegung, dies Durcheinanderlaufen und Schreien mehr wie ein wüster Traum vor als wie Wirklichkeit. Ich hörte meinen Namen von einer unbekannten männlichen Stimme aussprechen, antwortete mechanisch: hier, stolperte den Tritt herunter und hielt krampfhaft meine Reisetasche fest, als ich fühlte, daß Jemand nach derselben griff und sie mir entreißen wollte. Entschlossen, sie mit meinem Leben zu behaupten und in der vollständigen Ueberzeugung, es mit einem der berüchtigten Diebe der Hauptstadt zu thun zu haben, wollte ich eben um Hülfe schreien, als dieselbe Stimme in sehr verbindlichem Ton sagte:

„Wollen das gnädige Fräulein nicht gefälligst in den Wartesaal gehen, die Frau Präsidentin von Löben haben mich hergeschickt, ich werde es melden, wenn das Gepäck auf dem Wagen ist."

Nun erst wachte ich vollends auf, lachte, ließ die Reisetasche gutwillig fahren, gab auch noch den Regenschirm dazu und empfing statt dessen eine Karte, die ich, im Wartesaal angekommen, neugierig betrachtete. Sie war sehr zierlich, hatte Goldschnitt und wies über dem auf derselben befindlichen Namen einen Schnörkel, der auf den ersten Blick fast wie ein Wappen aussah. Darunter stand: Johann Gottlieb Ehrenreich Runnstädter, Lohndiener. Nun wußte ich doch wenigstens, mit welcher Größe ich es zu thun hatte.

Es dauerte nicht lange, so erschien mein Herr Johann Gottlieb Ehrenreich mit der Meldung, daß Alles bereit sei und ich folgte meinem höchst elegant in feines schwarzes Tuch gekleideten Führer durch die noch immer hin und herwogende Menge an die Droschke, bei deren Anblick ich mich nur wunderte, daß nicht, statt ihrer, in

richtigem Verhältniß zu der Eleganz des Dieners, eine vierspännige Equipage meiner wartete.

Ich stieg nicht ganz ohne Besorgniß in das klapprige Ding ein und mein Begleiter, mir folgend, nahm auf den Rücksitz Platz. Wie alle Lohndiener, Barbiere und Waschfrauen war auch dieser von ganz besonderer Redseligkeit. Es mag wohl im Metier dieses fliegenden Corps liegen. Von Haus zu Haus, von Familie zu Familie schwärmen sie wie die Bienen, aber Blumennektar ist's nicht gerade, was sie sammeln und Honig wird auch schwerlich daraus. Herr Ehrenreich Runnstädter begann damit, mir zu erzählen, daß meine Kammerfrau, er meinte meine alte Caroline, mich erst hätte von der Bahn abholen wollen, daß aber die Frau Präsidentin es besser gefunden, mir seinen Schutz zuzuwenden und daß er dieser Meinung nur hätte beipflichten können. Als ich gleichfalls ein Zeichen der Zustimmung machte, fuhr er fort:

„Wenn das gnädige Fräulein gestern gekommen wären, hätte ich nicht die Ehre haben können, da war eine große Festlichkeit, mein Jubiläum."

Ich wiederholte mechanisch das Wort, denn begriffen hatte ich eigentlich nicht was er meinte.

„Mein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Lohndiener," erklärte er, „es ist eine schöne Zeit in einer und derselben Stellung und die Herrschaften sind ja alle zufrieden gewesen und haben mir das gezeigt durch reichliche Unterstützung des Unternehmens."

„Wer unternimmt denn dergleichen?" konnte ich nicht umhin höchst verwundert zu fragen.

„In diesem Fall haben es meine Collegen gethan," erwiederte er mit vielem Selbstgefühl, „natürlich wird man sich revanchiren und so stehen uns noch mehr ähnliche Feste in Aussicht. Es ist jetzt recht Mode Jubiläen zu feiern," fügte er, meiner Dummheit zu Hülfe kommend, erklärend hinzu. „Verdienst ist weiter nicht

dabei, es macht es mehr Einer dem Andern nach und am Ende will Keiner zurückstehen."

Charmant! Am Ende wird's auch noch Mode, daß Unsereins seine silberne Hochzeit feiert! Giebts Jubiläen ohne Verdienst, warum nicht silberne Hochzeiten für ledige Leute!

Der gute Mann schien die Absicht zu haben, mir noch recht viel von dem erwähnten Fest zu erzählen, er hub eben vom Tafeldecker an, aber ich sehnte mich aus der Bedientenregion heraus und fuhr ihm mit Querfragen über örtliche Verhältnisse dazwischen, ihm jedesmal die Rede abschneidend, wenn er auf sein Steckenpferd zurücklenkte. So mußte er schließlich doch wie ich und nicht wie er wollte. Ich bin gern bereit ohne Ansehn der Person mich für solche Verhältnisse zu interessiren, die mit menschlichem Wohl und Weh zusammenhängen, aber ich habe eine Aversion vor allem solchen Geschwätz, das den Schwatzenden selbst in eine Weihrauchwolke zu hüllen strebt, gleichviel wonach dieser Weihrauch duftet, ob nach der Bedientenstube oder dem Salon.

Ich war froh, als der Wagen vor dem Hause hielt, das mir von nun an eine Heimath bieten sollte. Caroline empfing mich mit einem Jubel, als hätten wir uns vierzehn Jahre nicht gesehen anstatt vierzehn Tage, und von ihr geführt, stieg ich die in graziösen Windungen in den obern Stock führende Treppe hinauf und freute mich gleich über den eleganten, komfortablen Anstrich des Ganzen. Helle Gasflammen erleuchteten das Treppenhaus, Glasthüren schlossen die Corridors ab. Die Wohnung meiner sogenannten Wirthin ist in der Bel-Etage befindlich, die Zimmer, die sie mir abgetreten haben, sind auf demselben Flur. Der Eingang zu ihnen rechts die äußerste Thür, ihr gegenüber, an dem entgegengesetzten Ende des schmalen Corridors, die zur Küche der Präsidentin; zwei Mittelthüren führen, die

eine in das gemeinschaftliche Entree der Familie, die andere in das Privatzimmer des Präsidenten.

Als ich an der Küchenthür vorüberschritt, öffnete sich diese und der dunkle Lockenkopf eines kleinen allerliebsten Knaben drängte sich durch die Oeffnung, während derselbe mit heller Stimme und triumphirender Miene zurückrief:

„Ich habe sie gesehn, ich habe sie zuerst gesehn, etsch Ihr Andern. Vivathoch!“

Ich hatte nicht übel Lust den kleinen Bengel beim Kopf zu nehmen und recht tüchtig zu küssen, aber ein Anderer nahm ihn statt dessen beim Kragen.

„Pfui, Arthur, schäme Dich, wie kannst Du so unbescheiden sein!“ zürnte eine, trotz des allerdings wohl nicht sehr ernst gemeinten Zornes, angenehm und freundlich klingende Stimme, ich sah, wie eine Erscheinung, das hübsche frische Gesicht einer jungen Frau, die, lieblich erröthend, mir einen halb verlegnen Gruß zuwinkte, dann schloß sich die Thür und an der entgegengesetzten, weitgeöffneten wartete Caroline, sichtlich ungeduldig, mich einzuführen.

Ein aus dem tiefsten Grunde des Herzens kommendes „Ah!“ entfloh meinen Lippen, als ich eintrat, und Caroline sagte mit Thränen in den Augen und freudigem Stolz auf der Stirn:

„Hab' ich's recht gemacht? Ist es hübsch? O, die Frau Präsidentin haben mir geholfen und sie sind eine geschmackvolle Dame! Nun ist auch mein größter Wunsch erfüllt, nun sind Sie meine alleinige Herrschaft und ich die alleinige Dienstbarkeit und nun wollen wir leben wie Gott in Frankreich!“

Nun weiß ich zwar nicht wie Gott in Frankreich lebt, nach Carolinens Gesichtsausdruck zu schließen ist es der Gipfelpunkt des Genügens, und so weit es in unsern schwachen, menschlichen Kräften liegt, habe ich den besten Vorsatz, es ihm nachzumachen.

Ich sah mich mit Vergnügen in den für mich ein-

gerichteten Räumen um. Ich habe die alte Einrichtung meiner Tante nur ergänzt, nicht mit einer neuen modernen vertauscht, es überkam mich also, trotz der fremden Stätte, ein Heimathsgefühl, so etwas von der Empfindung: mein Haus ist meine Burg. Ich fühlte mich als Herrin und sah die Sorge durch, die Andere für mich getragen: zwei mir neue Empfindungen. Bisher war ich immer die Sorgende, Dienende und was mir, dem widersprechend, zu Theil geworden, war nur von Carolinen eingeschmuggelte Contrebande gewesen.

Schöne Blumen zierten mein Fenster, Carolinens strahlendes altes Gesicht verrieth mir, wem ich sie zu danken hatte, dann zeigte sie auf eine gleichfalls mit Blumen gefüllte Glasschale und sagte geheimnißvoll flüsternd, als könnten die Wände hören:

„Von der Frau Präsidentin."

Ich ging darauf zu. Veilchenduft strömte mir entgegen. Von einem Untergrund vielfach schattirter grüner Blätter lachte mir ein aus lauter Veilchen gewundenes: „Willkommen" entgegen.

„Wie reizend!" war mein erster Ausruf, mein zweiter: „Aber wo kommen die Veilchen im December her?"

„Sie sind man nur künstlich," erklärte Caroline „und der Geruch von dem eau de violet, dem violetten Wasser, obgleich es ganz weiß aussieht, was die Frau Präsidentin darüber gegossen haben."

Ich wendete mich enttäuscht, beinah erkältet ab.

„Gnädiges Fräulein werden wohl noch viel mehr Künstliches hier finden," meinte Caroline.

Nun, so will ich denn doppelt natürlich sein und mein hausbackner Verstand soll sich nicht von papiernen Blumen einen künstlichen Frühling vorschwindeln lassen.

Das war aber etwas Wirkliches, der liebe Gesang des alten Theekessels, der mich empfing, als ich von einer Rekognoscirung der übrigen Wohnung zurückkehrend, wieder in meine Wohnstube trat. Als Kind

pflegte ich nach seiner Musik zu tanzen, später war Thee und Krankheit ein untrennbarer Begriff, jetzt auf einmal verstand ich das Lied vom häuslichen Comfort, häuslicher Gemüthlichkeit, den leise geflüsterten Elfengesang, und das Herz ging mir auf.

Nur daß ich mich so ganz allein an den Theetisch setzen sollte, war mir nicht recht. Caroline wies aber mein deshalb an sie gestelltes Verlangen mit einem bestimmten:

„Sie drinnen, ich draußen," entschieden ab.

Ich muß Ihnen noch erzählen, welche häusliche Einrichtungen sie für mich getroffen hat. Thee- und Kaffeewasser bekommt sie drüben von unsern Wirthen. Wegen des Essens hat sie auf den Vorschlag der Präsidentin einen Akkord, oder wie sie sagt: Cordon, mit einem ehemaligen prinzlichen Koch getroffen, von wo der schon erwähnte Jubilar von Lohndiener es täglich zur bestimmten Stunde zu holen hat, kurz, mein kleiner Haushalt ist geregelt, ich habe nichts weiter damit zu thun und freue mich über die Fülle von Zeit, die zu meiner Disposition steht, während ich vor Kurzem kaum eine Minute ungestört die meine nennen konnte. Wie will ich arbeiten und lesen und musiziren, Museen und Theater besuchen und mir Alles so recht nach meinem Geschmack und Behagen einrichten. Arbeit! — freilich — für wen? — Lieber Herr Graf, Sie müssen mir erlauben, Ihnen einen Teppich zu sticken, aber Sie müssen auch die Füße darauf setzen, denn Sie wissen, mir ist nichts so verhaßt, als ein zweckloses Thun, ein Tödten der Zeit, statt eines Benutzens derselben.

Ich schlief wundervoll in dieser ersten Nacht in meiner neuen Behausung, schlief länger als gewöhnlich, mich vor mir selbst mit der ermüdenden Reise entschuldigend, da ich, wenn auch Vieles in meinem Leben, doch nicht den versäumten Schlaf nachzuholen gedenke, nach dem ich wohl sonst oft geängstigten Herzens ausschaute, ihn nicht für mich, sondern für die von körper-

lichen Schmerzen gequälte arme alte Frau zu erflehen, der er Jahre hindurch nur als vereinzelte Tropfen Balsams in den Leidenskelch flossen.

Werde ich all' die ernsten Eindrücke, die ich in jenen Nächten empfing, wohl je vergessen können!

Der Mensch ist ein zähes Geschöpf. Bis auf die neunte Haut kann ihm das Erdenweh, der Weltenjammer kommen, an's Leben geht es ihm nicht und die unerschöpfliche Quelle frischen Lebensmuthes, zuversichtlicher Lebenshoffnung versandet weder, noch vermögen die dunkelsten Wolken es uns auf die Dauer zu verbergen, daß der Himmel blau ist.

Ich habe immer eine tiefe Empfindung davon im Herzen gehabt. Heute grau, morgen blau, und wenn nicht morgen, so übermorgen und wenn noch lange nicht, doch einst. So habe ich lange den blauen Himmel nur in meinen Träumen, meinen Erinnerungen, meinem Hoffen gesehen, jetzt aber weht dies Panier nicht zu zerstörender Freude hell über meinem Haupte; daß ich es so in seiner vollen Schönheit schaue, bürgt mir nicht für die Ungetrübtheit, aber für die Ewigkeit des Palladiums.

In Wahrheit, ich bin glücklich, obgleich ich allein stehe, obgleich mich nie das schimmernde Trugbild umfloß, das man jugendliche Freuden nennt, obgleich meine Erinnerung auch auf vielen schmerzhaften Bildern weilt, obgleich ich dreißig Jahre alt wurde, ohne auch nur so viel Freiheit des äußern Willens zu haben, um sagen zu können: ich will dies thun und jenes lassen. Ich bin glücklich, obgleich ich sagen muß, daß ich es nie auf die Art werde sein dürfen, in der es, von der eignen Person auf einen Andern überströmend, verdoppelt zu uns zurückkehrt, ein Glück zu Zweien meine ich, in vollster Gemeinsamkeit des Denkens, Empfindens, Handelns.

Familienglück! Nun gut, davon abstrahire ich. Seine Lichtseiten haben mir nie in's Herz geleuchtet, seine Schattenseiten habe ich oft tief empfunden und

manchmal gedacht, es ist nichts weiter als ein blendender Traum, aus dem man hundertmal zu einer nüchternen Wirklichkeit erwacht. Familienglück — fast klingt es mir gleichbedeutend mit Noth, Kummer, Sorge; das Herz, mit tausend Interessen erfüllt, durch tausend verschiedene Ansprüche geänstigt, vergeblich darnach strebend, in sich ein Ganzes zu sein.

Nein, nein, fort damit, fort mit dem Bedauern, das mich manchmal ergriff, als sei ich ein vom Baum losgerissenes Blatt und der Wind treibe mich anhaltslos in den Lüften umher.

Für Keinen zu sorgen brauchen, sich um Niemand grämen müssen, Keinem verantwortlich sein als dem lieben Gott, das ist der Antheil irdischer Befriedigung, der uns zugemessen ist, uns, die wir nicht schöpfen dürfen aus dem hoch gepriesenen, vielfach getrübten Quell des Familienglückes.

Es hat Jeder doch immer den besten Halt in sich selber und wer nur fest auf seinen Füßen steht, um den sammeln sich dann auch Andere. Wozu? frage ich mich selbst. Nun zur Unterhaltung, zur Theilung äußerer und innerer Interessen, zur Freundschaft. Ich möchte nicht, daß die Verzweiflung händeringend am Ufer stände, wenn mein Lebensschifflein in den Wellen versinkt, aber ich möchte auch nicht scheiden, ohne daß mir ein warmer Gedanke, ein warmer Blick in die Ewigkeit folgt und sich des Wiedersehens freut; Gedanken, Blicke so warm wie die meinigen, die Sie jetzt aufsuchen und im Stillen die Brücke bauen, die über Abgründe der Entfernung sicher die sympathetisch fühlenden Geister zu einander führt.

Sie warnten mich vor dem Alleinsein, lesen Sie diese Blätter und Sie werden sehen daß ich es nicht bin, so lange ich mit dem Chaos meiner Gedanken zu Ihnen flüchten, Sie zum theilnehmenden Freunde meiner kleinen innern und äußern Erlebnisse machen darf. Wie man im Beisammensein mit der Familie bald diesem,

bald jenem Gefühl Ausdruck giebt, schweigt und spricht wie es Einem einfällt, so werde ich an Sie schreiben. Sie abstrahirten vom Styl, abstrahiren Sie auch von dem logischen Zusammenhange, dann wird's in Wahrheit ein Zusammenleben sein, das friedlichste von der Welt. Leider, denn Sie thun was der Klügste meist thut, Sie schweigen und lassen mich das große Wort führen, das den Streit herausfordern könnte, der so viel Familienglück zerstört.

Zweiter Brief.

Die erste Bekanntschaft wäre gemacht, das erste Glied der Kette, die mich vielleicht mit meinen Hausgenossen verknüpfen wird, geschlossen, eine leicht zusammengefügte, leicht zu lösende Kette, von Kinderhänden sehr kunstlos und anmuthig um mich geschlungen.

Als ich am ersten Tage meines Hierseins am Kaffeetisch saß, hörte ich ein leises Flüstern vor der Thür, dem dann ein erst schüchternes, dann dreisteres Klopfen folgte. Ich öffnete, mein kleiner Schwarzkopf vom gestrigen Abend stand da, an der Hand noch ein kleineres, allerliebstes Mädchen. Der Junge war wahrscheinlich den Händen der Mama oder der Zofe während der Toilette entwischt, jedenfalls war sie nicht ganz vollendet. Der eine Strumpf hing über den hübschen Saffianstiefel herab und entblößte ein, zwar von mancher, von Thatendrang zeugenden, Schramme zerrissenes, aber in derbster Fülle der Gesundheit strotzendes Bein, den andern Stiefel hatte er nicht völlig an, sondern es vorgezogen den Hacken herniederzutreten;

die üppigen schwarzen Locken hingen wild um das unternehmende kleine Haupt und eine nicht zu verkennende Spur um den allerliebsten Mund und sich weit über die eine der rothen Backen hinziehend, belehrte mich, daß, und was der Kleine gefrühstückt hatte.

Das Mädchen sah dagegen so sauber wie ein Wachspüppchen aus, wenn auch mein in solchen Dingen etwas scharfer Blick nicht umhin konnte, die abgerissene Schnur unten an dem für die Winterzeit nicht sehr passenden feinen, durchsichtigen Baregekleidchen zu entdecken.

„Da sind wir," sagte der Junge, „ich und die Kläre und nun guten Tag."

„Und nun guten Tag," sagte ich nun gleichfalls, nahm die dargereichte Hand des Kleinen und ließ die Kinder in's Zimmer. „Aber wer seid Ihr denn eigentlich?"

„Klara von Löben vier Jahr alt Albertstraße Nr. 5 eine Treppe hoch," plapperte mir das kleine Mädchen wie ein Pagagei vor.

„Das sind hier unsere Stuben, weißt Du?" sagte zu gleicher Zeit der Knabe.

„Schön, aber Ihr laßt mich darin wohnen," bat ich und erhielt zum Lohn meiner Bescheidenheit ein zustimmendes Nicken.

„Wie heißt Du denn?" fragte ich dann den kleinen Burschen.

„Arthur."

„Und wie alt bist Du?"

„Vier, sieben, fünf Jahr."

„Fünf," berichtigte Caroline von der Schlafstube aus.

„Und was wollt Ihr nun jetzt?" fragte ich weiter.

„Uns die fremde Tante ansehen."

„Uns die fremde Tante ansehen," plapperte die Kleine nach.

„Na, so seht mich an!"

Nun standen die beiden kleinen Affen vor mir und

der Junge riß die Augen und das Mädchen das Mäulchen auf. Endlich sagte der Knabe:

„Warum hast Du solch schwarzes Kleid an?"

„Es ist mir eine Verwandte gestorben," sagte ich, „und da traure ich."

„Ist das Mode?"

Gott erbarm' sich! Schon im Munde der Kinder die leidige Mode als Parole des Tages. Müßiggang und Eitelkeit erfinden, Unverstand und Flachheit erheben sie auf den Herrscherthron und die bethörte Menge betet das goldne Kalb an.

Der Kleine war auch seinem eignen Gedankengange gefolgt und kam als Frucht desselben auf einmal mit der Betrachtung heraus:

„Ich weiß nicht was Sterben ist."

Gottlob! dachte ich. Möchtest Du es nicht eher erfahren, als bis Du es verstehen kannst, daß Sterben neuen Lebensanfang bedeutet und daß wir um uns, nicht um die Todten, das schwarze Kleid tragen.

„Gespenster sind gestorben," flüsterte das kleine Mädchen mir geheimnißvoll zu, „und sie holen uns, wenn wir unartig sind, das sagt Hulda immer, wenn die Mama nicht da ist."

„Wer ist Hulda?" fragte ich ganz erschrocken über die Mittheilung.

Das Kind sah mich erstaunt an, als begriffe es nicht, daß ich Hulda nicht kennen sollte, Arthur erklärte aber:

„Das Nähmächen!"

„Die Schneiderin!" berichtigte Klärchen.

„Sie ärgert sich, wenn ich Nähmächen sage, darum thue ich es," fuhr Arthur fort, „sie macht auch nur Mama's und Bertha's schlechte Kleider, die guten macht der Schneider."

„Ist es wahr, daß die Gespenster uns etwas thun?" fragte Klara.

„Es giebt gar keine Gespenster," versicherte ich dem

eingeschüchterten Kinde sehr ernsthaft, „wenn Hulda Dir so etwas sagt, will sie Dich bloß ängstigen, damit Du artig bist. Du mußt aber nicht aus Furcht artig sein, sondern aus Liebe zu Papa und Mama."

„Ach, Mama macht sich nichts draus, die schilt, aber sie giebt uns nachher doch Kuchen!" unterbrach Arthur diesen meinen ersten pädagogischen Versuch.

Es war wie ein Schlag auf den Mund, ich unterdrückte weitere moralische Sentenzen und um ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen, bückte ich mich die Lippen zu küssen, die meiner aufgestellten Theorie mit praktischer Erfahrung so keck widersprachen. Ganz sauber war, wie gesagt, der Mund nicht und als ich mich aufrichtete, sagte ich:

„Pfui, was Du für einen schmutzigen Mund hast," wendete mich ab, holte mir mein Handtuch, tauchte einen Zipfel in's Wasser und wusch ihm den Milchbart ab. Dann zog ich seinen Strumpf in die Höhe und den niedergetretenen Stiefel über den Hacken und bürstete ihm zuletzt das verworrene Haar.

„So, jetzt siehst Du aus wie ein anständiges Kind, vorhin habe ich Dich für einen Betteljungen gehalten," sagte ich.

Er lachte.

„Wir sind sehr reich!" versicherte er dann.

„Wenn Mama ihn wäscht, brüllt er," bemerkte das kleine Mädchen, während ich es vor mich hin auf einen Stuhl setzte, Nadel und Zwirn holte und die abgerissene Schnur am Kleide festnähte.

Die Kinder waren schon eine ganze Weile bei mir und amüsirten mich durch ihr naives Geplapper, als es auf einmal heftig an meine Thür klopfte und als Caroline diese öffnete, ein Frauenzimmer in höchster Aufregung hereinstürzte und fragte, ob die Kinder etwa bei mir wären.

„Herr Gott, die Frau hat schon beinah Krämpfe vor Angst und hat den Herrn schon so ausgezankt,

daß er auf die Kinder nicht aufgepaßt hat," sagte die Person in ziemlich grobem Tone, stürmte rücksichtslos in mein Zimmer, mit einer Fluth von Scheltworten auf die ertappten kleinen Sünder zustürzend und Klärchen, die nicht schnell genug von ihrem Stuhl herunterkam, an einem Arm von demselben herunterreißend.

„Wer sind Sie?" fragte ich streng, ihrem heftigen Wesen Einhalt gebietend.

„Es ist Henriette, unsere Henriette," erklärte Arthur.

Ich sah sie mit einem strengen Blick an, gebot ihr, die Kinder nicht so rüde anzufassen und sagte ihr dann, daß sie gehen könne, daß ich die Kinder hinüberschicken würde.

Das Mädchen sah mich erst frech an, eine Impertinenz schwebte auf ihren Lippen, sie mochte mir aber doch nicht recht trauen und machte eine Entschuldigung daraus, Arthur aber nahm die kleine Schwester bei der Hand und sagte höchst ernsthaft zu ihr:

„Die Tante werden wir nicht schlagen dürfen, Kläre," worauf diese mich ganz bedenklich und scheu von der Seite ansah.

Nein, das werden sie allerdings nicht dürfen, aber im Uebrigen — was gehen mich fremder Leute Kinder an? — Ich habe sie, Gottlob, nicht zu erziehen!

Ich lernte an demselben Tage noch meine Wirthe kennen. Ich ging hinüber, der Dame einen Besuch zu machen, den Vorfall mit den Kindern zu entschuldigen und mir freien Verkehr mit diesen zu erbitten, denn es war mir so im innersten Herzen zu Muth, als könnten sie wie ein heller Sonnenstrahl in mein Leben hineinleuchten, und als würde es auch ihr Schaden nicht sein. Sie stürzten mir Beide wie alte Bekannte entgegen, als ich eintrat und damit waren zugleich alle Ceremonien beseitigt, denn die Mutter, die mich auf so intimen Fuß mit ihren Kindern sah, fühlte sich wohl unwillkürlich dadurch mir näher gerückt und wir hatten gleich einen Anknüpfungspunkt für das erste Gespräch.

Ich gebe Ihnen hier ein flüchtiges Bild der Familie und ihrer Verhältnisse, so weit ich dieselben nach so kurzer Bekanntschaft übersehen kann. Die Frau ist noch jung, sehr hübsch und von einer wahrhaft bestechlichen Wärme des Benehmens. Meine kühle Zurückhaltung thaute auf bei dem anmuthig freundlichen, fast freudigem Gruß, mit dem sie mich willkommen hieß, mich dringend bat, gute Nachbarschaft zu halten. Ich hatte den vollständigen Eindruck, als habe sie mich auf den ersten Blick liebgewonnen, obgleich weder eine Veranlassung zu einer so schnellen Eroberung, noch meinerseits viel Glauben daran vorhanden ist.

Sie hat sieben Kinder, doch sind nur die drei Jüngsten ihre eignen, die andern von der ersten Frau ihres Mannes. Bei meinem ersten Besuch traf ich außer den beiden Kleinen nur noch Gertrud, ein ungefähr elfjähriges Mädchen, gar nicht hübsch, aber mit einem so stillen, sanften Gesichtchen und so freundlich anschmiegendem Wesen, daß sie mir vorläufig einen angenehmeren Eindruck gemacht hat als Bertha, Frau von Löbens Stieftochter, „unsere Schönheit,“ wie die Mutter sie nennt. „Unsere Schönheit“ erscheint mir ein etwas übermüthiges, einigermaßen blasirtes Geschöpfchen, das nicht viel andere Dinge im Kopf hat als Putz und Vergnügen. Außer den schon genannten sind noch drei Stiefsöhne, von denen der älteste bei der Gardekavallerie steht, der zweite Schüler und der dritte Cadett auf einer der Vorbereitungsanstalten ist. Er ist jetzt auf Urlaub hier und ihm zu Ehren wird in diesen Tagen ein Kinderball sein, zu dem Frau von Löben mich eingeladen hat. Die beiden ältesten Söhne, jetzt auf einer Ferienreise begriffen, werden zu diesem wichtigen Tage gleichfalls erwartet.

Allem Anschein nach sind die Löbens doch mindestens wohlhabend. Ihre ganze Art zu leben, zu denken, sind ein Beweis dafür. Zu der Eleganz ihrer Einrichtung und Kleidung, zu dem auf fortgesetzen Verkehr mit der

Welt gerichteten Leben paßt es allerdings nicht ganz, daß sie nur einen weiblichen Dienstboten halten und nur für bestimmte Tagesstunden einen Lohndiener engagirt haben, doch belehrt mich Frau von Löben, daß diese Einrichtung vortrefflich für diese städtischen Verhältnisse passe und, mit Ausnahme der allerhöchsten Aristokratie oder einer sich breit machenden Klasse von Geldleuten, ziemlich allgemein sei. Es ist Alles außer dem Hause zu haben und für unvorhergesehene Arbeit in demselben giebt es immer käufliche Hände. Ich spreche nach, was ich höre und knüpfe unwillkürlich meine Gedanken daran. Für mich ist das Haus der kurz zusammengefaßte Begriff der höchsten irdischen Lebensgüter; Alles darin in tief innerlichem Zusammenhang: Herrschaft und Diener, Einrichtung und Lebensart, ob in den weitesten, ob in den engsten Dimensionen, eine bestimmte Harmonie muß in Allem sein. Dadurch unterscheidet es sich vom Wirthshaus, in dem Alles zu haben ist, nur nicht Häuslichkeit.

Im Hause muß jede Hand ihre Arbeit haben und diese getheilt sein nach Zahl und Kraft der Hände. Dann sind die käuflichen unnütz oder nur für unberechenbare Fälle. Ich kann mir Alles denken, den Pallast des Reichen, wo jeder Zweig der Arbeit seinen bestimmten, dazu gehörigen Vertreter hat, die schlicht bürgerlichen Verhältnisse, in denen Frau und Töchter mit der Magd den gleichen Strang ziehen, die Hütte der Armuth, in der es nur dienende Geister giebt, aber solche Zwitterwirthschaft, wo die nicht selber thätige Herrschaft je nach dem Bedarf des Augenblickes die Hülfe von Außen holt, die scheint mir des soliden Grundes zu entbehren. Armuth schändet nicht und Arbeit ehrt.

Wo so viele Kinder im Hause sind, meine ich, müßte es viele Arbeit geben. Frau von Löben zeigte mir die ihrige. Ihr Blumentisch, ihre Epheuschirme, auf ersterem die Gewächse in üppigster Cultur, letztere

reizend gehalten. Eine sehr zeitraubende, sehr poetische Beschäftigung, die auf eine ganz außerordentlich geschickte oder sehr mangelhafte Bewältigung ernsterer Ansprüche schließen läßt.

Wie Frau von Löben selbst sagt, geht meist der Morgen, oft der ganze Vormittag darüber hin und sie muß sich recht oft beeilen, zur Visitenzeit angezogen zu sein.

Wenn die Hausfrau Blumen zieht und Visiten annimmt, was thun dann die Kinder? — Noch weiß ich nicht viel davon.

Ich sah in dem Wohnzimmer nirgends einen Nähtisch oder Arbeitskorb; nur Gertrud, die sich einen Fußschemel dicht neben meinen Stuhl gerückt, war eifrig mit Anfertigung eines Puppenkleides beschäftigt.

„Sie ist ein fleißiges Kind, ist die beste," flüsterte mir Frau von Löben zu, als ich eine Bemerkung darüber machte.

Bertha verzog ihren hübschen Mund in nicht sehr hübscher Weise und mischte eben so kategorisch ausgesprochene als unpassende Bemerkungen in ein nun folgendes Gespräch über Erziehung. Sie erklärte das Wort schon zu hassen und meinte, am besten erziehe sich Jeder selbst, denn es kenne Jeder am besten seine Eigenart.

„Wenn aber die Eigenart nun eine Unart ist?" wandte ich ein.

„Darüber könnten die Meinungen aber auch verschieden sein und man glaubt doch am meisten sich selbst," entgegnete sie.

Ich sah mir das junge Mädchen erstaunt an.

Wo soll die Weisheit hinaus!

„Wie alt sind sie? fragte ich.

„Funfzehn Jahr," erwiederte sie.

„Ach so!" sagte ich unwillkürlich.

Sie erröthete, biß sich auf die Lippen und Frau

von Löben sagte, jedoch in einem Ton, der eine Thatsache nur anerkannte, nicht tadelte:

„Ja, ja, unsere Jugend ist sehr klug, mit der ist schlimm streiten. Ueberhaupt mit den altmodischen Erziehungstheorieen kommt man nicht mehr durch. Früher gab es noch fromme Pietät für Autoritäten, die ist jetzt nirgends mehr Mode."

„Ich habe Moden immer nur auf Aeußerlichkeiten bezogen," entgegnete ich, „freilich stehen sie im Zusammenhang mit der Innerlichkeit der Menschen, mit ihrer Moral, ihrem ästhetischen Empfinden, aber daß sie dieses ganz beherrschen, daß seelische Eigenschaften der wechselnden Mode unterworfen sein sollten wie Kleider und Hüte, werde ich nie anerkennen oder wenigstens die Zeit, in der das geschehen kann, eine recht arge nennen."

„Wir leben auch in einer argen Zeit, man muß sich darein ergeben. Mit den Wölfen muß man heulen," behauptete Frau von Löben.

„Nein," fuhr ich dazwischen, „die Wölfe muß man todtschlagen oder wegjagen oder ausrotten, immer aber sich gegen sie zusammen schaaren!"

Bertha lächelte mit einer Ueberhebung, die ihren schönen Zügen einen nicht angenehmen Ausdruck verlieh.

„So spricht Jeder, der aus der Provinz kommt," sagte sie mit großstädtischem Selbstbewußtsein, „aber es dauert nicht lange, so stimmt doch Jeder in das Wolfsgeheul mit ein, wenigstens was die Mode betrifft. Ich habe schon manches nur bis auf die Füße reichende Gewand," sie maß mit den Blicken das meinige und nachdem sie auch die lange Pellerine, die ich zu tragen pflege, flüchtig in's Auge gefaßt, fuhr sie fort, „zur Schleppe anwachsen, manchen altmodischen Kleiderschnitt dem Einfluß der Umgebung weichen sehen. Die Mode ist und bleibt eine Macht."

„So weit man sie dafür anerkennt," gab ich zu. „Es könnte dabei leicht einmal dahin kommen, daß es Mode würde sich den Kopf kahl zu scheeren, weil irgend

einer Pariser Modistin das Unglück passirte den Verstand zu verlieren und man der Douchebäder wegen zu der Maßregel geschritten ist, die auf diese Weise zur Mode geworden. Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf und der Vorderste führt die Heerde!"

„Nur nicht ein Verrückter," fiel Bertha ein.

„Um Verzeihung, nehmen Sie den Ausdruck einmal wörtlich: verrückt, von seinem vernünftigen Standpunkt verrückt und dann fragen Sie, was soll der Anzug eigentlich zur Anschauung bringen? Zweckmäßigkeit und Schönheit. Von dem Standpunkt ist er jetzt vollständig verrückt. Ist es zweckmäßig, entweder sich und Andern fortwährend auf den Kleidern herumzutreten oder sie wie ein Rouleau um sich herum aufgezogen zu haben, und was die Schönheit betrifft — fragen sie einmal jeden Maler, ob er bei einem Portrait heut zu Tage dem Gewand auch nur annähernd malerische Form zu geben im Stande ist. Ich meine, wer die heutige Mode erfand, ist gar nicht weit ab vom Douchebad."

„Ich glaube, daß Manche so denken," gab Frau von Löben mir zu, „aber was hilft das, der Einzelne kann nicht reformiren."

„Die Masse besteht aus Einzelnen und reformirt sich ganz von selbst, wenn auch Jeder nur sich im Auge hat."

Bertha fragte mich etwas impertinent, wie lange ich eigentlich schon in der Residenz sei und wo ich diese Beobachtungen sonst gemacht.

„In der Residenz erst seit einigen Tagen," sagte ich sehr freundlich, um das Schneidende der Bemerkung einigermaßen zu mildern, „in der Welt seit dreißig Jahren und wenn auch früher die Kinder nicht so zeitig klug wurden wie jetzt, habe ich doch immer eine Reihe von Jahren voraus, meine Beobachtungen selbst mit denen der klügsten Kinder zu messen."

Der Eintritt des Hausherrn schnitt eine Erwiederung Bertha's ab und einen etwas feindseligen Blick

aus ihren schönen Augen parirte ich mit ruhigem Gleichmuth, ehe ich den Eintretenden begrüßte.

Mein Gott, wie sieht der Mann aus! war mein erster Gedanke. Ob die Jahre, ob Sorgen, ob Krankheit oder ob alles Dreies ihn bedrückt, Gott weiß es. Er ist ein großer, schlanker Mann und mag bei größerer Fülle wohl recht stattlich ausgesehen haben. Jetzt hängt er nur in seinen Kleidern. Sein spärliches Haupthaar ist stark mit Grau melirt, seine Gesichtsfarbe gelblich weiß mit trügerischer Röthe auf den eingefallenen Wangen, seine Augen von seltsamen Glanz, der Ausdruck des Ganzen ein Gemisch von Krankheit und Herzensgüte, ja wirklicher nicht zu verkennender Herzensgüte. Eine so wohlwollende Freundlichkeit in seiner Begrüßung, in den wenigen Worten, mit denen er mich willkommen hieß, eine so natürliche, aufrichtige Wärme, daß, wenn ich auch noch keine Veranlassung hatte, diese auf meine Person zu beziehen, sondern sie mehr für einen Ausfluß seiner im Allgemeinen menschenfreundlichen Empfindung halten mußte, sie mir doch einen noch angenehmeren Eindruck machte, als die überströmende Herzlichkeit der Frau. Bei ihm die Möglichkeit freundschaftlichen Anschlusses, ich möchte sagen, die Baustelle offen, das Haus darauf zu erbauen, bei ihr dasselbe schon fix und fertig, aber es schwebt vorläufig noch in der Luft und ich sehe es etwas mißtrauisch an, ob es wohl zur Erde kommen, und sich auf derselben behaupten würde. Es ist immer sichrer, man baut von unten nach oben, schnell gefaßte Freundschaft ist oft keine. Es will Alles in der Welt erworben sein. Was uns so anfliegt, fliegt vorüber, wenn auch oft mehr, weil man uns die Zeit nicht gönnte, es zu erwerben, als weil uns Fähigkeit und Willen mangelte dies zu thun.

Aus der Heimkehr des Hausherrn, so wie aus dem Anblick des im Nebenzimmer erscheinenden Lohndieners auf die Nähe der Essenszeit schließend, endete ich meinen

Besuch. Frau von Löben ließ es sich nicht nehmen, mich über den Corridor hinüber zu begleiten, wobei sie mir erzählte, wie unbeschreiblich gut ihr Mann, wie sehr glücklich sie sei, wie sehr sie sich oft seines kränklichen Aussehens wegen ängstige, daß er aber eigentlich immer gesund, nur etwas überbürdet von Arbeit sei. Ob ich ihn krank aussehend fände? — so sprach sie mich vor meiner Stubenthür fest.

Dreimal forderte ich sie auf einzutreten und dreimal wies sie es mit der Bemerkung zurück, daß sie gehen müsse, weil Essenszeit sei und ihr Mann nicht gern warte. Lieber Herr Graf, wenn nicht erst der Diener und dann die Zofe und dann Bertha gekommen wären, sie zu erinnern und ich sie nicht schließlich mit scherzhafter Gewalt zurückgetrieben hätte, wir ständen noch vor der Thür und das Essen wäre kalt. Sie rief mir dadurch meine Besuche bei Ihnen zurück.

Ich fühlte mich so in die Vergangenheit versetzt, daß mir zu Muth, ist als stände ich bei Ihnen in Ihrer lieben Klause und könnte nicht fort, obgleich die Pferde vor dem Wagen ungeduldig stampfen und der Johann schon dreimal gesagt hat: „Gnädiges Fräulein, es ist angespannt."

Fort also! Noch ein letzter Händedruck, die Flügel der Phantasie sinken schlaff hernieder, ich bin daheim, still ist's um mich, nur von drüben her klingt zuweilen der helle Ton einer fröhlichen Kinderstimme in mein lauschendes Ohr.

Dritter Brief.

Ich erinnere mich eines Kindermaskenballes aus meiner Kindheit, noch heut' denke ich daran zurück wie an ein erlebtes Märchen, obgleich die ausgelassene Laune meiner Tante dabei ihr Müthchen gekühlt hatte und für einen Augenblick ein schneidendes Weh mir wie ein Dolchstoß durch die Seele fuhr. Sie hatte mich verkehrt angezogen. Mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt, grinste von meinem Hinterhaupt eine höhnisch lachende Maske. War die Stellung symbolisch? Den Freuden der Welt habe ich allerdings für mich den Rücken gekehrt und manchmal will mich dem bunten Treiben gegenüber spottende Laune erfassen. Damals wartete ich mit brennender Sehnsucht des Augenblicks, wo ich mich umdrehen und dem Frohsinn um mich her mein Antlitz würde zeigen können. Er kam in einer unerwarteten Weise.

Einer der Knaben schlug mir plötzlich auf die Schulter und rief frohlockend aus:

„Herrje, heut hat die Hildegard den Buckel vorn!"

Mich umkehren, blind um mich schlagen, wobei ich eine ganz Unschuldige traf und dann in Thränen ausbrechen, war eins.

Die Tante schüttelte mich rauh am Arm.

„Sieh erst, wo Du hinschlägst, und was hast Du Dich zu ärgern, wenn Einer das nennt, was doch Jeder sieht. Ob bucklig oder nicht, sei vergnügt!"

Die Worte haben sich mir in die Seele gegraben. Ich schlage nicht mehr aus Rache und schlage nicht blind, und auch den letzten Rathschlag habe ich treulich befolgt, befolgte ihn an dem Abend noch.

Es war der glänzendste in meiner Kindheit und wie leicht war der Zauber hergestellt! Ein wenig buntes Band und Goldflittern, ein paar Lichter mehr in der Stube, ein im Hause gebackener Napfkuchen, Him-

beerwasser statt Wein und vor dem Schluß um neun Uhr ein einfaches kaltes Abendbrod, dessen Glanzpunkt eine Mehlspeise. Da haben Sie den ganzen äußeren Apparat, eine unsterbliche Erinnerung an ein paar glückselige Stunden für das Leben zu fesseln.

Mit so wenig Mitteln schaffen Sie jetzt nicht, selbst Kindern, eine vergnügte Stunde, von der unsterblichen Erinnerung gar nicht einmal zu reden. Die Zeit ist fortgeschritten seitdem. Die Moden lösen einander ab. Von der Einfachheit zum Comfort, von da zum Luxus und von diesem zum Raffinement, so geht die Stufenleiter aufwärts, aber wohin? Ich fürchte, die Welt stürzt einmal kopfüber von dem schwindelnden Gerüst und dann werden wir erst durch die tiefste Misere hindurch müssen, ehe es uns gelingen wird, das verlorne Paradies glücklicher Einfachheit wieder zu erobern.

Anfangs träumte ich mich neulich auch in eine Märchenwelt. Die Scenerie paßte hinein. Die düstere, wenig in Ordnung gehaltene Kinderstube war zum Feenpallast umgeschaffen, war zum grünen Hain geworden, den reizende Elfengestalten lieblich belebten. Tannenzweige deckten die Wände, dazwischen Consolen mit blühenden Gewächsen. Ein Kronleuchter mit Gasflammen verbreitete Tageshelle, hineinstrahlend in glückselige Kinderaugen und von diesen reflektirt.

Als ich eintrat, war die Gesellschaft so ziemlich versammelt, nicht nur die Kinder, sondern auch die weiblichen Angehörigen zum Theil, hier eine Mutter, da eine Schwester zum Schutz des kleinen Vergnüglings waren eingeladen und ich machte somit gleich eine Menge neuer Bekanntschaften. Ich kam mir vor wie ein Stückchen Kuchen auf einem Präsentirteller, das überall herumgereicht wird. Jeder sieht es an und sagt artig: „Danke!“ aber Keiner nimmt es. Es ist eben nur zum Ansehen.

Als die Vorstellung zu Ende war, hatte ich just auch nicht viel mehr gethan, als die Leute angesehen,

wußte auch nicht viel mehr, als eine Menge in alle möglichen Zweige der Staatsverwaltung hineingehörender Titel und nahm mir gleich vor, mir den Kopf damit nicht zu zerbrechen. Komme ich mit der simplen „Frau" oder „Frau von" nicht durch, so habe ich für's Civil die Geheimeräthin, für's Militär Excellenz. Wenn's nicht paßt, so paßt's nicht.

Nachdem die ersten unerläßlichen Ceremonieen abgemacht und ich meinen Platz im Damenkreise angewiesen bekommen hatte, kam Frau von Löben, mir ihre drei Söhne vorzustellen. Denken Sie sich mein Erstaunen, Herr Graf, — meine beiden Freunde von der Eisenbahn standen vor mir.

Ich vergaß ganz und gar das Cadettchen anzusehen, so sehr amüsirte mich diese unerwartete Begegnung und die Armsündermiene des höchst frei und stutzerhaft gekleideten Gymnasiasten.

„Alte Bekanntschaft, liebe Bekanntschaft," sagte ich mit etwas, ich kann es nicht leugnen, boshafter Betonung und fuhr dann zu Joachim gewendet, aber in scherzendem Tone fort: „Haben Sie die Cigarre noch bekommen, Herr von Löben? Ich meine die, die Sie sich durch die Unterhaltung mit mir erworben zu haben glaubten?"

„Donnerwetter, Sie haben nicht geschlafen? Sie haben unsern Zank gehört?" rief er ganz erschrocken aus, setzte aber gleich etwas beschämt hinzu: „ich bitte sehr um Entschuldigung, gnädiges Fräulein."

„Wegen des Donnerwetters?" fragte ich lachend, „oder wegen der Unterhaltung, oder wegen Ihrer fürsorglichen Empfehlung des Damencoupé's, oder wegen des Zankes?"

„Wegen des Zankes nicht, auf Schlafende nimmt man keine Rücksicht, aber wegen des Donnerwetters, das in den Salon meiner Mutter nicht paßt," antwortete mir der freche Schlingel und machte mir eine tiefe Verbeugung.

„Es freut mich, daß Sie den Salon Ihrer Mutter so hoch halten," entgegnete ich eben so rasch, „so giebt

es doch ein Lokal, wo man Ihnen nicht aus dem Wege zu gehen braucht, wie es bei Knaben Ihres Alters recht oft nöthig ist, will man sich nicht dazu hergeben, den fehlenden Erzieher zu spielen."

Ich hatte leise gesprochen, kein Anderer konnte die Worte gehört haben, dennoch fiel es mir auf, daß eine alte, kleine, dicke Dame, deren Namen ich schon wieder vergessen, mir beifällig von ihrem Platz aus zunickte, dann aufstand und sich unbedingt in der Absicht näherte, unsere fernere Unterhaltung mit anzuhören.

Die Lektion war derb, die Wirkung überraschend. Ein offener Blick aus den Augen des jungen Menschen traf mich, Furcht lag nicht darin, denn wovor fürchtet sich wohl solch ein unverschämter Junge, aber Zutrauen, ein wirklich überraschendes Zutrauen.

Dann sagte er wieder mit dem komischen Gemisch von Kindlichkeit und Ziererei, das oft die Uebergangsstufe zum vollendeten Hansnarren bildet, mitunter aber nur der Gährungsprozeß ist, der die Albernheit ausstößt:

„Pardon, gnädiges Fräulein, ich habe so meine Maxime, die Menschen kennen zu lernen. Ich gehe dreist drauf zu, so weit wie sie mich lassen, aber ich muß doch in Wahrheit sagen, diejenigen, die sich nichts von mir gefallen lassen, die achte ich sehr hoch."

„Sehr schmeichelhaft, mein junger Herr!" sagte ich mit einem spöttischen Knix, „ich hoffe mich Ihrer Achtung mit jedem Tage würdiger zu beweisen."

„O, auch die Achtung eines Schülers ist nicht nur für den Spott, gnädiges Fräulein," sagte er und richtete sich, soweit es ging, ohne sich auf die Spitzen zu erheben, in die Höhe, „aus dem Schüler wird ein Mann und aus der Achtung kann Freundschaft werden."

Warum nicht gar Liebe, dachte ich, und sah mir den künftigen Freund an. Der Junge ist ein Narr, aber er gefällt mir doch. Ich reichte ihm die Hand:

„Auf die künftige Freundschaft!" sagte ich.

Er drückte sie treuherzig, schüttelte seinen blonden Lockenkopf und eilte fort.

Seine Mutter sah mich mit fragenden Blicken an, ich erklärte ihr den Vorfall, aus der Unart Ihres Sohnes jedoch einen Scherz machend. Ich glaube aber, ich hätte die schwärzesten Farben wählen können, sie wäre doch entzückt gewesen.

„Das sieht ihm ähnlich," rief sie, „ja, ja, so ist er, ganz so, ein verdrehter Junge! Er ist aber sehr klug und sehr gutmüthig, er ist der Beste!"

Ich wechselte ein paar Worte mit Dietrich, aber Bertha kam dazwischen. Das Mädchen sah bildhübsch aus, sie war so recht in ihrem Element. Sie bestürmte den Bruder mit Bitten um einen Tanz für eine noch nicht engagirte Dame. Er weigerte sich erst entschieden, ließ sich dann aber doch durch ihr Drängen und Schmeicheln bewegen. Eine eben so stürmische Umarmung war der Lohn.

„Nun muß ich mit dem häßlichsten Mädchen unter der Sonne den Ball eröffnen, nur weil es ihre Freundin ist und diese sonst sitzen bleibt."

„Das ist aber nett von ihr," sagte ich unwillkürlich.

„O sie ist auch nett," gab Dietrich zu, „sie ist viel netter, wie sie sich so gegen Fremde giebt. Es ist Mum in dem Mädchen."

„Mum?" fragte ich lachend, „was ist das?"

„Ja, wer's nicht herausfühlt, dem ist's nicht zu erklären," antwortete er ebenfalls lachend. „Mum ist Mum, man kann auch Murr sagen, das ist dasselbe."

Diese Erklärung trug zwar nichts zu größerem Verständniß bei, aber, habe ich auch nie für fremde Sprachen ein besonderes Talent gehabt, das Diebslatein der Jugend klingt mir ziemlich vertraut, und daß ich den richtigen Begriff des erwähnten Kunstausdrucks erfaßt, bewies ich durch die geäußerte Voraussetzung, daß in seinem Bruder Joachim wohl sehr viel Mum stecken müsse.

„Ungeheuer viel, aber vorläufig muß er noch geduckt werden,“ meinte Dietrich.

„Und das besorgen Sie wohl?“

„So viel als möglich, ja, dafür duckt er den Cadetten!“

„Und dieser den Kleinen?“

„Der ist noch zu klein.“

„Aber Sie, wer duckt Sie?“ fragte ich, „da das Ducken, wie es scheint, zu dem Mum gehört und Sie wahrscheinlich von diesem geistigen unnennbaren Etwas doch auch ein Weniges haben mögen.“

„Hoffentlich!“ sagte er. „Mich duckt das Schicksal, oder giebt sich wenigstens Mühe, es zu thun, aber — lustig gelebt und selig gestorben —“

Die ersten Töne der Polonaise unterbrachen das poetische Citat. Die Paare ordneten sich. Alt und Jung schien sich dabei zu betheiligen. Ich sah mich um, da rief die schon erwähnte kleine, dicke Dame mich an:

„Sie tanzen auch nicht, das ist mir lieb; ich glaubte, ich würde wie ein Spargel allein hier sitzen bleiben. Kommen Sie zu mir. Hier können wir die ganze Narrethei übersehen. Nun wollen wir uns auf unsere eigene Hand amüsiren.“

Frau von Löben hatte die Worte gehört und drehte sich, mit dem Finger drohend, um.

„Nehmen Sie sich in Acht!“ rief sie mir zu, „ein scharf geschliffenes Schwert ist nichts gegen die Zunge da.“

Die also Geschmähte lachte.

„Fürchten Sie sich?“ fragte sie mich in gutmüthigem, wenn auch etwas rauhem Ton.

„Ich muß erst sehen, ich weiß noch nicht,“ meinte ich.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ fuhr sie fort, „die Leute können die Wahrheit nicht vertragen, wenn sie nicht wenigstens in dreifachen Zuckerguß eingehüllt ist, und dann stopfen sie sich mit der Süßigkeit voll und werfen das Uebrige als unverdaulich fort. Da haben

Sie's. Unverstand und Bosheit schlagen und stechen oft viel gröber und giftiger, aber der eine schlägt vorbei und die andere schießt über das Ziel hinaus und da wird es nicht bemerkt und geschmäht wie die Wahrheit, die justement das Richtige trifft. Einverstanden?"

Ich gab die Richtigkeit des Gesagten zu.

„Ich kann mich über Niemand mehr ärgern, wie über die Leute, die Alles entschuldigen, denn die machen zu Gunsten des Gehenkten selbst die Richter zu Verbrechern mit ihrem Paradeschleier der Barmherzigkeit."

Die originellen Bemerkungen meiner neuen Bekannten amüsirten mich. Sie waren so sehr verschieden von den gewechselten und gedrechselten Phrasen einer ersten Bekanntschaft. Auf einmal richtete die Dame ihre Augen scharf auf mich.

„Ich habe vorhin Ihrem Gespräch mit den Jungens zugehört," sagte sie. „Sie verstehen es auch, einen Punkt in's Auge zu fassen und gerade darauf loszugehen, man wird Sie auch bald genug scharf nennen."

„Besser als stumpf," meinte ich.

Sie nickte.

„Ich glaube, wir Beide werden gut zu einander passen," fuhr sie fort. „Ich thue manchmal zu viel im Punkt des Geradeausgehens. Ich trete mit dem ganzen Fuß auf, das geht für alte Leute, Jüngere müssen die Spitze zuerst auf den Boden setzen, das läßt hübscher. Da kann ich Ihnen just zum abschreckenden Beispiel dienen."

Sie sah mich forschend an, ob ich die Lehre verstünde und was ich wohl davon denken möchte. Ich weiß nicht, ob der Ausdruck meines Gesichts, der hoffentlich nichts weniger kund gab, als Unzufriedenheit mit der gutgemeinten Warnung, sie nicht befriedigte. Mir die Augen noch tiefer in die Seele bohrend, sagte sie:

„Sie haben dem Joachim tüchtig die Wahrheit gesagt, das freute mich, aber können Sie sie auch hören?

Darf ich die Probe machen? Aber noch einmal, ich trete mit dem Absatz auf."

„Immerzu," lachte ich, „wenn Sie mir nur nicht auf die Hühneraugen treten, denn das ist mein empfindlichster Punkt."

„Wollen sehen! Ich meine, Sie sind verwachsen, mein Fräulein."

„Ja, das weiß ich, meine beste Frau Geheimeräthin," gab ich eben so rasch, wie amüsirt, zu.

„Wahrhaftig, Sie sind nicht einmal roth geworden, ich sehe, dies körperliche Gebrechen kränkt Sie nicht, da haben Sie gewiß eine gesunde Seele und ich habe nicht nöthig, mich zu geniren. Also eingeschlagen auf fernere gute Freundschaft, Hand her!"

Sie schüttelte die meine, daß mir die Finger knackten.

„Apropos, warum nennen Sie mich Geheimeräthin?"

„Sind Sie es nicht, so kann ich auch Excellenz sagen."

„Sie denken wohl, ich bin dick und alt genug dazu," fuhr sie fort. „Es ist übrigens der richtige Titel, aber wenn Sie denken, Sie haben mir damit auf *meinen* Höcker geschlagen, dann irren Sie sich. Ich lache über die Wuth auf Titel, die geradezu ein Auswuchs an unsern gesellschaftlichen Formen ist. Verschonen Sie mich damit, ich will auch Ihren Buckel in Ruhe lassen, der eben so wenig Ihre schwache Seite ist, wie der meinem verstorbenen Mann zukommende Titel, die meinige. Mein Mann war einst wirklicher Geheimerath und ich, seine arme Wittwe, nenne mich Frau von Schönau. Lassen Sie mir den Namen, er ist das einzige Schöne an mir."

Ich gab ihr statt aller Antwort die Hand, die sie, mich verständnißvoll ansehend, schüttelte, gab sie ihr mit dem Gefühl, als würde ich Manches schön an der Frau finden können, wenn auch weder ihr tief gefurchtes

Antlitz, noch ihre sehr in die Breite gegangene und für ihre Fülle zu kleine Gestalt.

Während dieses Gesprächs schassirten die tanzenden Paare an uns vorüber. Zu meinem Erstaunen der Präsident mit seinem jüngsten Töchterlein voran. Sie reichte ihm kaum bis an's Knie und sah in ihrem weißen Kleidchen mit den rosenrothen Schleifen und den in derselben Farbe prangenden Wangen neben dem großen hagern Mann aus wie eine Frühlingsblüthe zu Füßen eines blätterlosen Baumes; sie den kleinen Kelch dem Sonnenlicht des Lebens erschließend, über seinem kahlen Haupt die schnell heraufdämmernde Nacht. An seinen Stamm die Axt gelegt — ich mußte fortsehen. Es war mir ein wehmüthiger Anblick, wie der Tod und das Leben Hand in Hand, all' den geschmückten Kindergestalten voran, durch die festlich erleuchteten Räume schritt. Tod und Leben, nicht kämpfend, nein, vereint, die beiden gewaltigen Herrscher auf Erden, wer kann ihnen entgehen, ihnen widerstreben. Der mindeste Wanderer findet nicht Ruhe, hält ihn das eine mit überwältigender Macht an dem leicht zerrissenen Band wie an einer Kette, — Jugend, Schönheit, Liebe, Glück, Fülle der Lebenskraft, Nichts rettet vor dem kalten Hauch des andern, der das gezeichnete Opfer trüben Blickes in's Auge gefaßt und zur rechten Zeit die rechte Stelle trifft. Wissen Sie, Herr Graf, es kann Einem grausig zu Muth werden, wenn man sich so willenlos dem Leben und dem Tode gegenübersieht. Seltsamer Gedanke auf einem Kinderball! Er flog auch vorüber wie die tanzenden Paare des Walzers, der aus der Polonaise geworden war und bei dem der Präsident von Löben übrigens seine Tänzerin an seinen jüngsten Sohn abgetreten hatte.

Das war ein gelungenes Pärchen, dieser Arthur und Klärchen. Ohne Rücksicht auf Takt und Schritt stürzte es sich blindlings in's dickste Gewühl, wurde alle zehn Schritt lang umgetanzt, kugelte sich, ohne ein-

ander loszulassen, am Boden, bis es den zum Aufstehen nöthigen Raum gefunden, begann das Werk auf's Neue, erreichte dasselbe Ziel und hielt, getreten, gestoßen, umgeworfen, ohne andere Ruhepausen als die unfreiwilligen auf der Erde, mit demselben lachenden Vergnügen und in rühmlichster Ausdauer Stand gegen alle Wechselfälle des sie von allen Seiten bedrohenden und niederwerfenden Geschickes.

Und dabei kamen die kleinen Rangen gar nicht einmal außer Athem, während er mir schon vom Lachen und Zusehen ausging. Ich hätte hundert Augen haben mögen, zwei reichten nicht aus, alle die wechselnden Bilder des Abends aufzunehmen. Kindergesichter und Gestalten und Damenputz, Ziererei und höchste Natürlichkeit, Prätension neben lieblicher Bescheidenheit, hier schon Anfänge prüder Zurückhaltung, dort die naivste, kindlichste Hingabe, aber alle diese Widersprüche aufgelöst in der lachenden Harmonie des Vergnügens.

„Nein, mit Dir tanze ich nicht," sagte der Cadett zu einem der kleinen Mädchen, das allerdings nicht ganz nach den Regeln der Etikette, nicht auf seine Aufforderung gewartet, sondern ihm zuvorgekommen war. „Du hast keine Handschuh an und Du machst mich schmutzig."

„Meine Handschuh sind doch zerrissen!" klagte das Kind.

„Willst Du ein Cavalier sein?" rügte Dietrich das Benehmen des jüngeren Bruders und reichte an dessen Stelle dem betrübten kleinen Mädchen die Hand. „Komm, Helene, ich tanze mit Dir! Sei Du nur erst Offizier, dann wirst Du schon geduckt werden!" rief er dem Bruder im Vorübertanzen zu.

Das Ducken scheint bei ihm Grundprinzip aller Erziehung. Er mag Recht haben, es mag Jedem nöthig sein. Das Klügste ist, man thut es selbst und steht hübsch bescheiden der Gunst des Schicksals oder den Menschen gegenüber.

Bei der kleinen Helene hatte die vorhin gemachte Erfahrung keine niederdrückende Wirkung gehabt, sie forderte, nachdem Dietrich mit ihr getanzt, wahrhaftig wieder den Cadetten auf, ein rührendes Zutrauen! Er nahm es anders, ich hörte, wie er ihr ein: „Du bist wirklich unverschämt!“ zuflüsterte, aber doch, da Dietrich in der Nähe stand, ihr Begehren erfüllte und mit ihr herumtanzte.

Den Cadetten tanzen zu sehen, war mein höchster Spaß, er war eine vollendete Karrikatur des älteren Bruders. Zierlichkeit war bei ihm Ziererei, Eleganz — Koketterie, der Junge dachte entschieden bei jedem Schritt: „Seht mich an!“ Ich that ihm den Gefallen, was er unbedingt bemerkt hatte und für ein Zeichen des Beifalls nahm. Denn nach dem Tanz manövrirte er sich in meine Nähe, und da ich gerade ein Stückchen Kuchen gegessen und den leeren Teller noch in der Hand hielt, stürzte er diensteifrig auf mich zu, mich davon zu befreien. Ich hatte noch gar nicht mit ihm gesprochen, nahm aber nun diese Gelegenheit wahr.

Er antwortete wie ein Alter, weniger so verständig als so altklug und begann und schloß fast jeden Satz mit einem: „meine Gnädigste!“

Da fiel mir Dietrich's Grundsatz des Duckens ein, und nicht aus Erziehungsprinzipien, sondern aus unwillkürlichem Impuls griff ich nach der Methode, dem kleinen Gerngroß gegenüber.

„Wie heißt das kleine Mädchen, dem Sie den Tanz abschlugen, weil es keine Handschuh anhatte?“ fragte ich.

Er erröthete und biß sich auf die Lippen.

„Es war nicht blos deshalb, meine Gnädigste,“ entschuldigte er sich, „ich bin nicht so unartig gegen Damen, aber solche, die sich Einem so aufdrängen, sind keine.“

Da hatte der Junge eigentlich Recht. Die Löbenschen Kinder scheinen mir eigenthümlich, oder sind überhaupt alle Kinder so, daß man in sie hineinblickt wie

in eine unaufgeräumte Schublade! Tausenderlei bunter Kram durcheinander, die Hälfte an unrechter Stelle, die Hälfte zum Hinauswerfen reif, aber plötzlich findet man dann in dem geistigen Chaos ein Stückchen gesunder Vernunft, einen hellen Strahl richtiger Empfindung und hat nun den Kompaß durch die Kinderseele, der Einem die richtige Himmelsgegend weist, wohin man mit seiner Erziehung zu steuern hat.

Manchmal könnte ich ordentlich wünschen, Kinder zu haben, aber freilich — schöne Freiheit, erquickende Sorglosigkeit, dann wärt ihr dahin! Nein, nein, der Sorgen und der Beschränkungen bin ich ledig, meiner Kindheit und Jugend hingen sie ihr aschgraues, knapp zugeschnittenes Gewand über, jetzt athme ich ungehindert durch hemmenden Druck erst wahre, echte Lebensluft nach eigen gewählter Mischung.

„Sie haben aber schließlich doch mit der Kleinen getanzt,“ meinte ich. Er machte eine charakteristische Geberde nach Dietrich hin.

„Tyrannei, meine Gnädigste, man fügt sich, wenn man muß und länger nicht.“

„Und wie heißt hier das Muß?“ fragte ich halb beschämt, halb belustigt durch die Sympathie meiner Empfindungen mit denen des gerngroßen Knaben.

„Knuffe,“ sagte er mit unwillkürlich ausbrechender Kindlichkeit und gewann dadurch mein ganzes Herz. „Sie hauen mich alle Beide, noch sind sie stärker, als ich, aber es wird nicht lange mehr dauern. Sehen Sie mich an, meine Gnädigste, sehe ich nicht sehr kraftvoll aus, habe ich nicht eine sehr gesunde Muskulatur und eine auffallend gewölbte Brust?“

Er zog das Kreuz ein und streckte seinen rechten Arm aus, mich auf die anschwellende Muskel des Oberarms aufmerksam zu machen. So unerwartet zu anatomischen Studien aufgefordert, wollte ich eben mein Gutachten abgeben, als Frau von Löben lachend dazwischen fuhr.

„Der Junge ist rein toll," rief sie aus, „wenn ich die Stellung schon sehe, muß ich nur dazwischen fahren. Er ist so stolz auf seine großen Knochen, als gäbe es noch mittelalterliche Faustkämpfe in der Welt oder Drachen und Gott weiß was zu bekämpfen."

„Mutter," unterbrach er sie, „es ist Keiner meines Alters so groß und stark wie ich."

„Ist's Dein Verdienst?" warf sie ihm vor, „wahrhaftig, wär's nicht ein unchristlicher, unmütterlicher Wunsch, ich möchte ihm mit seinem Offizierspatent zugleich einen Feldzug wünschen, damit nur die rohe Kraft zuerst herauskommt. Er ist aber ein guter Junge," sie streichelte ihm die Wange, „er ist der Beste!"

Der Beste No. 3. Glückliche Mutter, die jedes ihrer Kinder für das beste hält. Ob es den Kindern sehr gesund ist, wenn sie es mitanhören, weiß ich nicht.

Von Gertrud habe ich gar nichts gesagt, sie sah ziemlich unscheinlich aus, und ihr Anzug machte den Eindruck, als hätte die Mutter es nicht für der Mühe werth gefunden, dadurch ihr Aeußeres zu heben. Das weiße Kleid spielte etwas in's Graue und die kleine untersetzte, kurztaillige Gestalt sah darin aus, als sei ihr nur ein oben zusammengeschnürter Sack übergezogen. Auf Bällen wird sie künftig keine große Rolle spielen; würde doch dieses Kind für das Haus und nicht für die Welt erzogen!

Wie kann man im Hause das Glück zusammenhalten, das in der Welt sich so leicht zersplittert!

Ich benutzte übrigens eine der Tanzpausen, um Frau von Löben nach meiner neuen originellen Bekannten, Frau von Schönau, zu fragen. Noch ehe die Löben mir antworten konnte, war sie von ihrem Platz aufgestanden und dazwischen gefahren.

„Fragen Sie Keinen nach mir wie mich selbst," sagte sie, ihren Arm durch den meinigen schlingend und mich so fast gewaltsam zu ihrem Platz hinführend. „Die Leute haben ja Alle kein Urtheil, die wissen von

sich selbst nichts, viel weniger etwas von einem Andern. Was wollen Sie über mich wissen?"

Ich war dieser brüsken Manier gegenüber fast ein wenig verlegen.

„Ich weiß nicht," sagte ich halb und halb ärgerlich, „man hat für Menschen, die Einem der Mühe des Kennenlernens werth scheinen, doch gern eine Art Handhabe, daß man weiß, wo und wie man sie anfassen kann."

„Probiren Sie's nur aus," meinte sie, „Sie sind klug genug dazu. Paßt es an einer Stelle nicht, so an der andern. Es ist amüsanter, ehrlicher und auch leichter zum Ziel führend, mit eignen Augen zu sehen, als mit denen Anderer. Die Leute, pah, was die Leute von mir sagen, das weiß ich auswendig, es hat nicht Hand noch Fuß. Hören Sie, ich verbitte mir, daß Sie darnach fragen."

Sie sagte das halb lachend und halb drohend und ich gab ihr nach.

Der Ball nahm seinen Fortgang. Die Stunden flogen dahin, Niemand schien Müdigkeit zu empfinden. Ein wenig üppiger ging es doch zu, als weiland auf unserm Kinderball. Nichts von hausbacknem Napfkuchen und Himbeerwasser. Statt dessen Torten und Cremes und wirkliche Bowle und als ich dachte, nun wäre es zu Ende und mich über die späte Stunde wunderte, da hieß es mit einem Mal: die Herren möchten sich zu Tisch engagiren.

Nun hätten Sie sehen sollen wie die Herren von fünf bis dreizehn Jahren, Joachim und Dietrich nehme ich aus, durcheinander stürzten, wie Streitigkeiten um diese oder jene der beliebtesten Damen entstanden, wie kleine Durchstechereien gespielt wurden und wie es auch hier Bevorzugte und Zurückgesetzte gab. Da bildeten sich kleine Coterien, schied sich förmlich ein Elitekorps vom Gros der übrigen Gesellschaft, da wurden Ansprüche behauptet und die Anspruchslosigkeit bei Seite

geschoben, unbewußtes Wohlgefallen in geltend gemachte Huldigung verwandelt. Mir fiel's wie Schuppen von den Augen. Waren das Kinder, vereinigt zu harmloser Lust, waren es Karrikaturen von Modeherren und Modedämchen und spielte die Scene nicht zehn Jahr voraus?

Nun, gut geschult werden die herangewachsenen Mädchen einst den Ballsall betreten, nichts wird ihnen neu sein von den Spielen der Eitelkeit, und die angeborne Koketterie, frühzeitig geübt, wie wird sie sich zum Gipfelpunkt bewußter Kunst erheben!

Es wird so viel geklagt über die Blasirtheit der Jugend, wächst sie nicht empor aus dem, was man diese zu früh genießen läßt?

Sie wissen, lieber Herr Graf, wie leicht ich ausspreche, was mir durch den Sinn fährt, es lag zudem etwas meine Gedanken Begünstigendes in der melancholischen Miene des Hausherrn, neben dem ich meinen Platz angewiesen bekommen hatte; ich konnte es nicht lassen, meinen Reflexionen zum Theil Worte zu geben.

„Ich glaubte Sie hingerissen durch das allgemeine Vergnügen," sagte er befremdet.

Ich gestand, daß ich es in vollem Maße gewesen war, daß ich aber eine plötzliche Abkühlung erfahren, und nun ich den Maßstab der Vernunft an das Fest gelegt, das Feenhafte desselben nicht mehr ausreiche, mich blind gegen die schädlichen Folgen zu machen.

„Sie werden bei meiner Frau damit nicht durchdringen," meinte er, „sie nimmt das Leben von der poetischen Seite und sieht in der Freude den schönen Götterfunken, der unsre irdische Wallfahrt erhellen soll. Ihr Sinnen und Denken geht darauf aus, diesen Funken anzufachen. Es liegt viel Schönes in der Idee, über das Wie der Verwirklichung mit ihr streiten wollen, würde für mich wenigstens die Freude ihres letzten Schimmers berauben."

„Ich glaube, man muß unterscheiden zwischen Freude

und Vergnügen," meinte ich. „Freuen kann man sich an hunderttausend Dingen, die mit dem Vergnügen gar nicht zusammenhängen. Die Freude wächst aus jedem Grashalm hervor, die schafft der liebe Gott, das Vergnügen muß man sich selber schaffen."

„Wenn es aber nun eine Freude ist, Vergnügen zu verbreiten?" fragte er.

„Auf diese Weise würde das Vergnügen zur Hauptsache des Lebens gemacht."

„Das ist es längst," sagte Herr von Löben. „Vergnügen und Geld sind die Götzen des Tages und leider unzertrennliche Gefährten. Wenigstens ist Vergnügen schwer ohne Geld zu haben, wenn auch Letzteres oft genug uns das Erstere nicht schaffen kann. Deshalb finden Sie auch keine rechte, echte Fröhlichkeit mehr, die von Innen heraus das ganze Wesen elektrisirt und in den sinnlosesten, kindischen Streichen ihren Uebermuth austobt. Jetzt ist es immer irgend eine Prätension, die das leichte Blut der Jugend versetzt. Daran scheitert die Unbefangenheit, aus der die Laune wie ein frischer Springquell emporsprudelt.

„Was haben wir als junge Leute getobt und gerast — aber wir warfen Seifenblasen in die Luft, und jetzt thut es keiner, wenn der Schaum nicht wenigstens vergoldet ist."

Er sprach diese niederschlagende Wahrheit so gleichmüthig hin, als wäre an der Thatsache ganz und gar nichts gelegen.

Ich sah den Mann erstaunt an. Leichtsinn sprach nicht aus diesen ernsten, melancholischen Zügen, aber Nachgiebigkeit bis zur Schwäche, Lebensmüdigkeit bis zur Ohnmacht.

„Ich bin anders erzogen," fuhr er fort, „meine Kinder gehören aber in die heutige Zeit und müssen sich durch die Schwierigkeiten derselben durchkämpfen. Sie werden es nicht leicht haben, denn es ist eine schlimme Zeit. Ueberall schlagen die Wellen über's Ufer. Möglich

daß sie fruchtbares Land hinterlassen, wenn sie sich erst verlaufen haben, aber wer wird's erleben? Wir Alten nicht und wie viel von der Jugend wird untergehen in der Strömung!"

„Man müßte sie drum doppelt kräftigen," meinte ich.

„Wodurch?" fragte er.

„Durch Erziehung. Warum das Bessere aus vergangener Zeit nicht festhalten —"

„Es ist schwer gegen neue Sitten und Gebräuche zu kämpfen, womit sollte man anfangen?"

„Mit dem unnützen Luxus zuerst," rief Frau von Schönau dazwischen.

Er zuckte die Achseln und fuhr zu mir gewendet fort: „Glauben Sie denn, daß ein Mutterherz es ertragen kann, ihre Töchter schlechter angezogen zu sehen als andere Mädchen, ihnen ein Vergnügen zu versagen, das Andere haben? Geht es nicht einer Hausfrau an's Herz, ihre Gäste einfacher aufzunehmen als sie aufgenommen wird? Es gehört eine geniale Freiheit des Geistes dazu, sich über dergleichen wegzusetzen. Sie wäre wünschenswerth, aber sie ist nur vereinzelt vorhanden. Versuchen Sie es doch mit Reformen! Sie werden schnell genug hören: „aber so und so ist es Mode" und „das muß sein!" Die Mode ist eine tollere Kette, als die Galeerensclaven sie tragen. Da haben Sie ein drittes Stichwort der Zeit: Mode, Geld, Vergnügen!"

„Ich meinte, Freiheit wäre das eigentliche," wandte ich ein.

„Gerufen wird es am lautesten," erwiederte er. Man sucht nur die Tyrannei ganz wo anders, als wo sie eigentlich ist und findet deshalb auch schwer die richtige Freiheit. Suchen ist ja unser Aller Loos — Finden? — Ich weiß Keinen, der gefunden hat, was er suchte."

„Mir hatte der Mann von Anfang an einen traurigen Eindruck gemacht, aber mehr weil ich ihn für

krank gehalten. Wenigstens als ich ihn, sein Töchterchen an der Hand, den tanzenden Reigen eröffnen sah, lag mir das Widersinnige auch nur in dem Contrast der Erscheinung mit der Handlung, nicht in der Voraussetzung, daß ein lebensmüder, tief melancholischer Geist diese zerbrechliche Hülle beseele. Ich äußerte etwas dem Aehnliches, natürlich so weit ich es äußern konnte, ohne zu verletzen.

„Die Kleine quälte mich so, die Mama unterstützte die Bitten und ich kann schwer etwas abschlagen. Ich glaube fast, das ist mein größter Fehler."

Ich glaubte es selbst und hatte nun den Schlüssel zu Manchem, ich glaube auch zu dem splendiden Souper, das, mochte es auch den gegebenen Mitteln entsprechen, doch unvernünftig blieb.

Mit der Bowle war es nicht genug, Champagner ist Modegetränk, er fehlte nicht und ich sah mit Verwunderung, mit welcher Virtuosität Joachim die Flaschen entkorkte.

„Laß es nicht zu viel werden," rief Herr von Löben seiner Frau über den Tisch herüber zu.

„Nein, nein, Dietrich wird sorgen," beruhigte sie ihn, stand aber selbst noch auf, die Runde um die Kindertische zu machen. Voller Entzücken kam sie von derselben zurück.

„Du machst solch ernsthaftes Gesicht," sagte sie zu ihrem Mann, „Du solltest einmal ein Bischen aufstehen und zu den Kindern gehen, Du würdest schon vergnügt werden. Sie in ihren Unterhaltungen zu belauschen, ist eine wahre Komödie, sie sind wie die Großen."

„Schade," dachte ich. „Wenn sie erst wirklich zu den Großen gehören, werden sie schwerlich wie die Kinder sein und den Kindern ist doch das Himmelreich."

Frau von Löben fuhr fort.

„Was sagst Du zu dem Georg? Ich wundere mich, daß er Lieschen Metzner zu Tisch geführt, das

kleine Ding ist gar nicht hübsch. Weißt Du, was der Wetterjunge sagt? Man muß sich dran halten, Mama, sie hat" — sie machte die Pantomime des Geldzählens.

Frau von Schönau machte dagegen eine andere Pantomime, eine Maßregel andeutend, die mit ihrer schlagend realen Wirkung auf den Körper vielleicht am geeignetsten sein möchte, den Zeitgeist des Realismus aus den Köpfen seiner unreifen Bekenner auszutreiben.

Der Präsident lächelte zustimmend zu der Geberde. Frau von Löben rief entsetzt:

„Wo denkst Du hin, Tante? Einem Königlichen Cadetten Schläge? Was sollte aus dem Ehrgefühl werden?"

„Königlicher Cadett," brummte Frau von Schönau, „ach was, Königlicher dummer Junge! Die Ehre sitzt ganz wo anders. Ein gesunder Schlag zu rechter Zeit thut ihr keinen Abbruch."

Frau von Löben wendete sich achselzuckend ab und kehrte zu dem spekulirenden Sohn und dem Gegenstande seiner Huldigung zurück.

„Dem Mädchen wird's mal an Parthieen nicht fehlen, heut zu Tage kann selbst Schönheit nicht mehr mit Geld konkurriren," schwatzte sie weiter. „Nun, der liebe Gott wird wohl sorgen, er hat ja doch auch die armen Mädchen in die Welt gesetzt."

Was der liebe Gott auch Alles soll! Ich verdenke es ihm nicht, wenn er nicht die Hälfte von dem thut, was man von ihm erwartet. Er thut ja doch so unsäglich viel mehr, als nur ein Mensch von ihm zu hoffen das Recht hat. —

Als das Souper zu Ende war, lockten die Töne des Walzers wieder in die zum Tanzsaal umgeschaffene Kinderstube.

„Ich gehe", sagte Frau von Schönau zu mir, „der Unsinn erreicht den Gipfelpunkt. Es ist zwölf Uhr und da wird noch mal angefangen. Haben Sie je solchen Unverstand gesehen?"

Ich antwortete mit einem Achselzucken.

„Sie reserviren sich," lachte sie. „Mir gegenüber brauchen Sie es nicht, ich sehe es Ihnen ja an, Sie denken gerade so wie ich. Ich will Ihnen die große Pellerine, die Sie tragen, nicht verdenken, sie verbirgt einen Schönheitsfehler, aber über die Wahrheit brauchen Sie keine zu hängen, die ist unverhüllt am schönsten."

Wieder bohrten sich ihre grauen Augen tief in mich ein, als wollte sie sich abermals überzeugen, ob die Sonde, mit der sie eine vermeintliche schwache Seite untersuchte, wirklich nicht weh that.

Ich reichte ihr meine Hand hin.

„Da fühlen Sie meinen Puls," sagte ich, „weder Aerger noch Empfindlichkeit haben ihn aufgeregt, aber nun wollen wir es für abgemacht halten und nicht immer von meinem Buckel sprechen. Ich vertrage die Wahrheit, schätze sie in jeder Form und versündige mich wissentlich nicht an ihr, ich glaube aber und habe ich Sie vorhin recht verstanden, so meinten sie selbst, daß daß eine Art von Gewand ihrer ursprünglichen Schönheit nichts schadet und ihr mehr Jünger sichert als —"

„Als wenn sie in klassischer Nacktheit auftritt," unterbrach sie mich. „Freilich, freilich, es fehlt ihr damit der Schliff der Bildung, unter dem die Lüge heutigen Tages auch als Wahrheit überall frei passirt. Ich glaube, unsere ganze Zeit ist nichts als eine große Lüge, und es thut Noth, ihr den Schleier vom Antlitz zu reißen; ist es auch nur ein Stückchen, hier und da, und haben die Millionen Flickschneider, die ihn immer wieder zusammensetzen, vorläufig auch noch die Majorität. Sie werden sie nicht immer haben. Die Wahrheit ist eine große Macht und eine solche herrscht zuletzt durch sich und nicht durch Majoritäten."

Eine sonderbare Abhandlung auf einem Ball, nicht wahr, Herr Graf, noch sonderbarer im Munde einer Frau, an eine Fremde gerichtet.

„Sie sind viel jünger als ich, es ist gut, wenn Sie

Ihre Wahrheit höflich aussprechen," fuhr sie, auf einmal wieder in einen humoristischen Ton verfallend, fort. „Ich mag's nicht weiter mit ansehen, wie Vergnügungssucht den zarten Flaum von den jungen Früchten wischt und sie, zum Genuß der Welt glatt polirt, in die vergoldeten Fruchtschaalen sammelt. Gute Nacht, ich denke, wir sehen uns noch öfter."

Sie ging ohne irgend einem Andern einen Abschiedsgruß zu geben. Sonderbare alte Person! Ich bin neugierig, sie kennen zu lernen.

Sie kommt mir vor, als habe das Leben sie steinigen wollen, aber nichts erreicht, als die von seinem Opfer mit Schmerzen gesammelten Steine auf sich zurückgeworfen zu sehen. In den Wurf darf man ihr nicht kommen, sie wirft rücksichtslos und trifft gut, aber ich habe doch Lust es mit ihr zu halten, denn es ist hinter all' der Rauheit doch ein ehrliches Herz und ein scharfer Verstand.

Als sie fort war wendete ich meine Aufmerksamkeit wieder der Gesellschaft zu. Ich sah mich um wie sich dort die Chacun's und die Chacunen zusammengefunden. Allerliebst! Brüder und Schwestern, Dietrich und Bertha à la tête, die Mädchen, die keine Brüder hatten, mit ihren Busenfreundinnen, Knaben in gleichen Verhältnissen mit ihren geliebtesten Schulkameraden, tanzten im fröhlichsten Wirrwarr durcheinander, schienen weder Ermüdung noch Athemlosigkeit, schienen selbst das Hinderniß nicht zu kennen, das sich in Gestalt von Arthur und Kläre durch die Massen wälzte und auf's Neue seine Virtuosität im Hinfallen und Aufstehen bewies.

„Jetzt der Cotillon!" kommandirte Dietrich und hob seine dazu erwählte Tänzerin, ein kleines kaum fünfjähriges Mädchen auf einen Stuhl, dem Kinde höchst vorsorglich die in die Höhe gerutschten Höschen über das dadurch entblößte Kniee ziehend.

Bei diesem schwierigen Tanz war die Taktik befolgt, daß die Paare ungleich zusammengesetzt waren, die grö-

ßeren Knaben mit den kleinsten Mädchen und umgekehrt. Arthur und Klärchen machten eine Ausnahme. Dietrich führte auf, aber er mußte immer Wachtposten bei seiner Tänzerin aufstellen, denn sowie er sie verließ, lief sie fort und versteckte verschämt ihren Kopf in der Mutter Schooß. Zuletzt bot ich mich zu dem Wächteramt an und hatte viel Scherz mit Dietrich darüber, dessen sehr natürliches und kindliches Benehmen mir überhaupt gefiel.

Die Touren waren sehr künstlich. Frau von Löben hatte sie ausgedacht. Ich quälte mich nicht damit, Sinn darin zu finden, sondern war nur immer froh, wenn die Kinder aus all' den Verschlingungen von Band und Flor glücklich heraus waren oder die brennenden Lichter, mit denen sie herumagirten, keinen anderen Schaden anrichteten, als die Kleider mit Wachs zu beflecken. Dies Sitzen auf einem Fleck, dies Tanzen nach der Reihe schien überhaupt den Kindern nicht zu behagen. Dietrich hatte Mühe, Ordnung zu erhalten, überall brachen die Deserteure aus, er sah seine Gewalt bedroht und zog sich glänzend aus der Affaire.

„Jetzt paßt auf!“ rief er plötzlich, mitten in den Kreis tretend, „jetzt sage ich nicht was Ihr tanzen sollt, jetzt zähle ich bis drei und dann —“

Die Kinder sprangen auf, athemlose Erwartung in allen Zügen.

„Jeder bleibt auf seinem Platz bis ich Drei sage,“ kommandirte Dietrich weiter. „Eins, zwei, drei!“

Mit dem letzten Wort schüttete er eine riesige Düte mit Bonbons, die ihm Joachim rasch zureichte, über die Köpfe der Kinder aus. Im Augenblick sah der Fußboden aus wie ein Meer von Blumen und drinnen jubelte und lachte und schrie es vor Vergnügen und Lust. Alles stürzte und krabbelte durcheinander, sogar die Mütter, ja wahrhaftig auch die Mütter waren zum Theil hineingestürzt in das bunte Durcheinander von Kinderkleidern, Kinderköpfen, Händen u. s. w. und übten Freibeuterei auf dem süßen Felde, wenn auch natürlich

nicht für sich. So endete das Fest wenigstens in echt kindlicher Weise und verwischte für den Augenblick manchen entgegengesetzen Eindruck.

Ja, lieber Herr Graf, wenn Vergnügen die Hauptsache im Leben wäre, dann immer vorwärts mit dem Raffinement desselben, aber so — Maß halten, Maß halten in Allem: Wir laufen mit Siebenmeilenstiefeln in's Maßlose hinein, in die Wüste leeren unbefriedigenden Treibens. Maß halten — halt, ich sehe den Zug feinen Spottes um Ihre Lippen spielen, der mich so oft daran mahnte, über dem Streben, Andere zu erkennen, das prüfende und sichtende Auge vor Allem hineinzuwerfen in die eigne Seele.

Ich verstehe das Halt, das Sie mir zurufen und beende meine Reflexionen und meinen Brief.

Vierter Brief.

Es ist ein eigen Ding, unser Wünschen und Hoffen. Hell steht ein Ziel vor uns, je weiter je heller, erst dicht an demselben sehen wir den Schatten, der darauf fällt und der von unserer irdischen Existenz untrennbar zu sein scheint. Und ist der Schatten noch so leicht, so fehlt doch an der Stelle das Licht, das unsre Phantasie uns als ein mit der Erfüllung unsers Wunsches zusammenhängendes Ganze vorspiegelte.

Lieber Herr Graf, meine ersehnte Unabhängigkeit wirft Schatten: — ich muß allein essen, — da haben Sie ihn. Ich weiß nur eins, das noch schwieriger ist allein zu vollbringen und das ist Zanken, sonst scheint mir das Alleinessen die am schwersten zu lösende Auf-

gabe von der Welt. Ich verkomme dabei. Mir schmeckt nichts. Ich verschlinge die Speisen so heiß wie sie auf den Tisch kommen, in zwei Minuten bin ich fertig und die zwei Minuten komme ich mir vor wie auf ein fremdes Eiland verschlagen. Meine Caroline könnte mir helfen, aber sie will nicht. Ich habe sie fast fußfällig gebeten, mir Gesellschaft zu leisten, sie ist nicht dazu zu bewegen. Sie sagt, das schickt sich nicht.

„Caroline," beschwor ich sie, „Du bist ja eben solches Geschöpf wie ich, Du hast den Mund an derselben Stelle und hast zeitlebens auch mit Messer und Gabel, nie mit den Fingern gegessen, wir sprechen ja auch sonst den Tag über viel zusammen, warum sollen wir nicht an demselben Tisch sitzen? Denkst Du, daß der liebe Gott oben für Vornehme und Geringe apart anrichten wird?"

„Darüber mach' ich mir keine Gedanken. Oben hat der liebe Gott die Hausordnung, unten die Menschen," sagte sie, „darnach muß man sich richten."

„Wenn die Ordnung aber hier unten eine verkehrte ist?" wandte ich ein.

„Wenn das Verkehrte menschlich ist, ist es eben für uns an der Ordnung," philosophirte sie.

„Dann ist es auch in der Ordnung, Fehler zu haben, denn Fehler sind menschlich," unterbrach ich sie."

„Wir haben ja auch Alle welche," gab sie mir zu, „aber das hat mit unserm Zusammenessen nichts zu thun. Wenn ich wirkliche Herrschaft wäre, würde ich mich an den Tisch setzen, aber bloß so thun will ich nicht. Es ist Keiner was Rechtes, der nicht das, was er ist, recht ist."

Mit Carolinen ist nicht zu streiten, sie schlägt mich immer mit ihrer gesunden Logik.

„Es ist hier so schon in der Stadt nur so obenauf, es ist fast nichts so wie es aussieht," fuhr sie fort.

Ich sah sie erwartungsvoll an, denn ich lasse sie gern schwatzen.

„Die Dienerschaft thut überall als ob sie Herren wären und die Herrschaften lassen sich Dinge gefallen, na, mich sollten sie kommen! Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß der Frau Präsidentin Köchin über die Straße geht, ehe sie sich nicht erst eine Stunde geputzt hat? Da wird erst ein doppelter Scheitel gemacht, ein einfacher ist nicht genug, ein großer Reifrock angezogen, der kleinere, mit dem in der Küche Alles umgeworfen und umgerissen wird, taugt dazu nicht. Wenn ich Herrschaft wäre, ich litte keinen Reifrock, weder in der Küche noch auf der Straße. Der Müßiggang oder die vornehme Geschäftigkeit hat ihren Anzug und die Arbeit hat ihn auch und wenn die erst nach dem Rock des Müßiggangs greift, dann hat sie ihn bald ganz! Und es kann doch keiner leben vom Vornehmthun, nicht mal vom Vornehmsein geht das."

„Caroline, Du bist aber grob," sagte ich, „Du thust als wäre Herrschaft und Müßiggänger sein, eins."

„Mein Gott, viel besser ist's ja nicht, Ihr bischen Gearbeite," sagte sie ganz mitleidig. „Ich meine auch nur, das Commandiren und Zum-Rechten-sehen ist leichter als das Anfassen und Ausführen. Wo das Commando aber schlecht ist, da hapert auch das Andere. Die Herrschaften sind auch sehr viel an den schlechten Leuten schuld."

„Ja, was soll man aber thun?"

„Ich weiß nicht, ich bin keine Herrschaft," lautete der trockne Bescheid, „wenn ich es wäre, würde ich es wissen. Entweder die Leute bedienten mich, wie ich es wollte oder — ich bediente ihnen!"

„Caroline, Du siehst nur das Mädchen hier im Hause," wendete ich ein.

„Ich sehe genug und die Confusion ist durchweg," meinte sie. „Es putzt sich Alles wie reiche Leute. Bediente tragen die feinsten Röcke, unter seidnen Hüten

mit Blumen sieht man Gesichter, die nur Sonntags aus der Küche herauskommen, den ganzen Monatslohn für ihre Arbeit haben sie oft auf dem Leibe, aber nur obenauf. Unteroffizierfrauen, die die ganze Woche am Waschfaß stehen, stolziren Sonntags mit seidnen und sammtnen Mantillen, es will Alles wie Damen aussehen und die Damen, nun die haben ja schon Uniformröcke mit bunten Schnüren getragen, um doch auch was Apartes zu haben."

„Siehst Du, Caroline," unterbrach ich sie scherzend, „früher als es noch Ritter gab, da trugen diese die Farben ihrer Damen, nun spielen die Damen den Ritter und tragen die Kleidung der Herren."

„Das kann mich wohl nicht gefallen," erklärte sie.

„Mir auch nicht," sagte ich.

Es ist doch noch nicht alles gesunde Gefühl aus der Welt geschwunden; Einfachheit, gute schlichte Sitte, ein richtiges Erkennen der eignen Stellung, ein bescheidenes Genügen haben noch ihren Platz auf Erden und selbst in dieser, Alles überwuchernden sogenannten Intelligenz, die viel häufiger als Irrlicht auf den Sümpfen tanzt, als daß sie als Geistesleuchte durch das Weltall schwebt, gähren und kämpfen gesunde Elemente und streben aus dem Wust, der sie ersticken will, empor an's Licht. Das Häuflein sollte sich nur zusammenschaaren. —

Caroline zerriß meinen Gedankengang, indem sie sagte:

„Wenn die Herrschaften nur Alle durchweg zusammenträten und erklärten, sie mietheten kein Mädchen, das einen Crinolin und Sammtschleifen auf dem Kopf und Blumen auf dem Hut habe, aber die Herrschaften essen auch oft Kuchen und haben's Brod nicht." —

Als ich des Nachmittags zu Frau von Löben hinüberging, — ich thue das jetzt öfter und zwar mit gesteigertem Interesse und Wohlgefallen an der Familie, — als ich also hinüberging, fand ich sie in der Küche in voller

Unterhandlung mit einer vor ihr stehenden Dame, die mir aber den Rücken zugekehrt hatte. Ich wollte mich zurückziehen.

„Bitte, bleiben Sie, ich bin gleich fertig,“ rief Frau von Löben mir zu.

Die Dame wendete sich um. Wie Caroline gesagt hatte, das Gesicht, das nur Sonntags aus der Küche kommt unter thurmhoher Hutgarnirung von Blumen und Band. Richtig, mir fiel es ja auch ein, daß Frau von Löben, wie sie sagte, eine Differenz mit ihrem Mädchen gehabt und diese ihr gekündigt hatte.

Allerdings eine seltsame Differenz. Frau von Löben hatte die sehr impertinente Dirne, die grob gegen sie geworden war, Ochse genannt und Jene dagegen behauptet, sie sei kein Ochse, sie sei Braut und könne alle Tage heirathen, wenn sie wolle. Jede war bei ihrer Meinung geblieben, da Frau von Löben behauptet hatte, es vertrüge sich sehr gut, ein Ochse und eine Braut zu sein, das Mädchen aber stritt, und Keiner geneigt war, die Differenz durch Nachgeben auszugleichen. Selbst der herbeigerufene Hausherr erklärte, Henriette sei nicht nur ein einfacher, sie sei ein doppelter Ochse, (was den einfachen, glaube ich, nicht aufhebt, wie eine zwiefache Verneinung die einfache,) und das Ende vom Liede war, daß das in seiner bräutlichen und menschlichen Würde allerdings hart gekränkte Mädchen, ob Ochse oder Doppelochse, seiner Herrschaft den Stuhl vor die Thüre setzte. Ich muß gestehen, ich habe über die Scene als Joachim sie mir in höchst drolliger Weise erzählte, Thränen gelacht, obgleich ich es freilich nicht sehr gut heißen kann, wenn solche Ausdrücke in der Herrschaft Mund kommen und ich dem Mädchen die Rebellion gegen die octroyirte Benennung nicht verdenken konnte.

Ich muß leider hinzufügen, daß die geschilderte Scene keine einzeln dastehende ist, daß sich ähnliche häufig zwischen Herrin und Dienerin wiederholen, da

die unberechenbare Heftigkeit, sowie die große Unselbstständigkeit und vernunftlose Güte der Ersteren nicht ganz geeignet sind, der Impertinenz der Letzteren Einhalt zu thun.

Es ist doch, glaube ich, nichts dem wahren Respekt so hinderlich, als Inkonsequenz. Heut gut, morgen ungerecht, heut streicheln, morgen schlagen, nicht nach Verdienst sondern nach Stimmung, auf solcher Grundlage wird keine Autorität erbaut.

Wenn man in die freundlichen Augen, auf die lächelnden Lippen der Frau schaut, wenn man ihr weiches, rücksichtsvolles Wesen sieht, kann man sich von der Heftigkeit keinen Begriff machen, die sie wie ein Sturmwind erfaßt und jede Schranke der Schonung, fast der Bildung niederreißt.

Doch auf die Angelegenheit zurückzukommen. Seit dem Tage der Kündigung schlich meine gute Frau von Löben wie eine Geschlagene umher. Ein neues Mädchen! Der Gedanke ist ihr schrecklich.

„Mit dieser wußte ich, wie ich daran war,“ seufzte sie wiederholt, „sie war grob und betrog mich, aber sie war gut gegen die Kinder, nun muß ich mich erst wieder einzanken!“

Ich betrachtete mir die neue. Was das Einzanken betrifft, so schien mir das, diesem Dragoner gegenüber, gefährlich. Jetzt freilich sprach sie ganz gewählt und gebildet, und fast mit einer Art von Schwärmerei pries sie ihre Liebe für Kinder.

„Wie ist es denn, haben Sie einen Bräutigam?“ fragte Frau von Löben fast schüchtern.

„Augenblicklich nicht,“ war die Antwort, „ich habe ihm mit der Herrschaft gekündigt. Die Herrschaft wohnt vor dem Thor und ich will in die Stadt ziehen, da ist mir das zu weit.“

Charmant, es war also nur eine Frage der Entfernung.

„Ich will keine Condition wo ein Bedienter ist, ich

will höher hinaus, man muß auf sich halten," fuhr die Person fort.

Zu meiner Verwunderung war Frau von Löben noch nicht abgeschreckt, sondern sagte:

„Wir haben nur einen Lohndiener, der auf Stunden kommt."

„Schon alt?" inquirirte die Köchin.

„Er hat kürzlich sein Jubiläum gefeiert."

„Schade daß wir's nicht auch feiern können," meinte die Köchin, aber ein Frauenzimmer macht sich nicht gerne so alt."

Sie lachte und Frau von Löben verzog ihr Gesicht wenigstens zum Lächeln. Ich hörte in starrem Erstaunen dieser Unterhaltung zu. Gegen dieses Preisgeben aller Hausfrauenwürde war der Ochse ja gar nichts. Schimpfen ist ja nicht halb so schlimm, als sich in dieser Weise, verzeihen Sie, Herr Graf, ich finde keinen andern Ausdruck, gemein mit den Leuten machen.

Ich begriff Frau von Löben nicht, sie ist doch eine ästhetische Natur, ich glaube aber, sie hat solche Angst vor diesen Leuten und versteht es so wenig sich in Respekt zu setzen, daß sie gute Dienstboten dadurch verdirbt und schlechten vollständig zum Opfer fällt.

„Wie ist es denn nun, wollen Sie zu mir ziehen?" fragte Frau von Löben. Es klang wirklich als bitte sie um einen Gunstbeweis.

„Ja, da muß ich mir denn doch noch besinnen," meinte die Person und sah sich mit prüfenden Blicken um. „Wo ist denn meine Stube?"

Frau von Löben öffnete die Thür zu der, neben der Küche befindlichen Kammer.

„Dies Loch?" rief die Köchin entsetzt. „Herrjeh, da kann ich mir ja kaum umdrehen, wo soll ich denn da mein Klavier hinstellen?"

„Ein Klavier haben, Sie?" rief Frau von Löben ganz verdutzt aus, „Das geht unmöglich!"

„Ich und's Klavier und's Klavier und ich, wir ge-

hören zusammen," erklärte die Person, „man will doch auch auf der Welt sein Vergnügen haben."

Da haben wir das Stichwort, lieber Herr Graf, Vergnügen! Es macht sich überall als unabweisbarer Anspruch bereit und wird sogar in den Miethskontrakt der Dienstboten aufgenommen. Nun, ich schauderte vor dem Vergnügen, das dieses Klavier den Hausgenossen zu bereiten drohte.

„Ein Klavier!" jubelte Arthur, „Nimm sie, nimm sie, liebe Mama!"

„Nimm sie!" plapperte Klärchen nach.

Schade daß die Beiden Geschwister sind, daß sie nicht Mann und Frau werden können. Solche Uebereinstimmung der Meinung wird man selten bei einem Ehepaar finden.

„Ja Kinderchens, ich spiele Euch alle Abend zum Tanz, ich kann auch singen," versicherte die Köchin.

Frau von Löben schien wirklich, durch den Jubel der Kinder weichherzig gemacht, geneigt, den musikalischen Unhold die Sorge für ihr und der Familie leibliches Wohl anvertrauen zu wollen. Da trat ich im Interesse der Familie dazwischen.

„Kinder," sagte ich, „wenn Ihr tanzen wollt, kommt zu mir herüber, ich will Euch dazu spielen. Köchinnen, die Klavier spielen, kann kein Mensch brauchen."

Frau von Löben sah mich ordentlich dankbar an.

„Hier kann auch kein Instrument stehen," fügte sie begütigend hinzu.

Die Person warf mir einen wüthenden Blick zu.

„Sind Sie fertig, liebe Frau von Löben?" fragte ich.

„Ja, wir passen wohl nicht zusammen, adieu, mein Kind," sagte diese zu dem Mädchen.

„Kann ich nicht ein andermal wieder kommen, wenn die Dame nicht da ist?" fragte das Mädchen.

„Ich bin immer da," versicherte ich mit unverbrüchlichem Ernst und entführte Frau von Löben aus ihrer eignen Küche, allerdings auch nicht weiter als bis

in ihr eignes Wohnzimmer. Dort brachen wir Beide in ein unaufhaltsames Gelächter aus. Ich wollte mein energisches Eingreifen entschuldigen, aber sie dankte mir, daß ich sie von dem Unhold erlöst.

„Mein armer Mann, wenn er von früh bis spät hätte klimpern hören müssen und was für ein Instrument würde es gewesen sein! Eine Köchin mit einem Klavier, aber wären Sie nicht gewesen, ich hätte sie genommen!"

Begreifen Sie es, Herr Graf, wie man so kindisch, so unmündig sein kann?

Der armen Frau ist jedoch nicht zu helfen. Nun hat sie sich wieder mit ihrer früheren vertragen und der bräutliche Ochse bleibt, mit der Bedingung einer Lohnerhöhung.

„Ich bekomme doch keine vernünftige; hier weiß ich was ich habe und die paar Groschen, um die sie mich betrügt, werden mich auch nicht arm machen," erklärte Frau von Löben und ich schwieg dazu.

Ich bin ja nicht ihr Mentor, auch ist so unselbstständigen Naturen gegenüber nichts Anderes zu thun, als ihnen gelegentlich zu Hülfe zu kommen. Es läßt sich eines Kindes Charakter kaum von Grund aus ändern, nur zügeln und leiten kann man ihn, aber wenn die, die zu führen berufen sind, selbst der Führung bedürfen, dann steht es freilich schlimm um die ihnen anvertraute Schaar.

Immer mehr blicke ich in dies Familienleben hinein und sehe mir das zerbrechliche Glück, den werthlosen Lebensgenuß, das leichtsinnige ziellose Fortstürmen von einem Tage zum andern an. Wir sind mitten darin in der Carnevalszeit. Die Feste jagen einander. Auf mein Theil kommt glücklicherweise keins, denn ich habe außer mit Löbens, die mich wie ein Glied ihrer Familie betrachten und Frau von Schönau, die, in ihrer offenen und raschen Weise an mich herantretend, mich jeder Ueberlegung überhob, noch mit keinem Menschen

einen Umgang angeknüpft. Ich werde es nur da thun, wo ein unabweisbares Wohlgefallen oder eine unabweisbare Rücksicht mich dazu treiben und zu Beiden fand ich noch keine Veranlassung. Ich habe nur erst oberflächliche Eindrücke empfangen und warte, ob sie tiefer werden. Des Umganges mit Menschen wegen bin ich nicht hierher gezogen, wenn er sich freilich auch schwer ganz und gar entbehren läßt. Ich will aber nur solchen, der auf gegenseitiger Sympathie beruht, der zu einem Verkehr der Geister wird; — daran liegt mir nichts, die Zeit todt zu schlagen, fruchtbringend will ich sie mir machen und solche Strecken suche ich mir nicht auf, wo ich im Wüstensand der Oberflächlichkeit versinken oder im wilden Strudel ungeordneter Eindrücke untergehen muß.

Frau von Löben hatte mich in herzlichster Weise gebeten, meine freien Abende bei ihr zuzubringen, ich sagte es mit der Bedingung zu, daß ich wie zu der Familie gehörig, betrachtet, daß meinetwegen nicht ein Stückchen Zucker größer wie zum gewöhnlichen Hausverbrauch geschlagen, daß in ihren gewohnten Beschäftigungen kein Unterschied gemacht würde. Das wurde mir mit Handschlag gelobt. Ich sollte ihren Thee mittrinken, an ihrer gemeinschaftlichen Abendlektüre Theil nehmen und dachte eigentlich, das wäre gerade das, was ich mir gewünscht, was mir in jeder Art zusagte.

Aber ich warte noch auf die freien Abende, vorläufig sind nur die meinen, nicht die meiner liebenswürdigen Gastgeber frei und ich habe wenigstens keine Störung in der gemeinschaftlichen Lektüre gemacht, wenn ich hin und wieder in's Theater gehe, Concerte besuche oder den Abend mit Frau von Schönau verlebe. Löbens schwärmen von einer Gesellschaft in die andere, und schiebt sich ein freier Tag ein, so muß er benutzt werden, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erfüllen, das heißt, die wieder einzuladen, bei denen sie

gewesen sind und da Jeder den Andern überbieten will, so jagt ein solcher Zirkel den andern.

Ich weiß nicht, wie der gebrechliche Mann es aushält und wie es ihnen Beiden Vergnügen machen kann. Sie haben eine wahre Fluth von Bekannten, theils solche, zu denen der Mann in amtlicher Beziehung steht, theils auch solche, die freie Wahl und der Zufall ihnen zugeführt haben.

„Das macht sich so von selbst,“ erklärte mir Frau von Loben, „man sieht sich so lange am dritten Ort, bis man sich im eigenen Hause aufsucht. Es sind viele, die man bitten muß, soll man deshalb die verabsäumen, die man bitten will? So wird der Umgang allmählig größer und größer. Im nächsten Winter, wenn Bertha erst erwachsen ist, wird der Kreis noch größer werden, das ist unvermeidlich. Das arme Ding,“ sie meinte Bertha, „hat jetzt wenig Vergnügen, aber der nahen Einsegnung wegen kann ich sie wirklich nur ausnahmsweise einmal mitnehmen und auf große Bälle schon gar nicht.“

Zu Hause ist Bertha aber deshalb nicht.

„Ich werde doch nicht bei den Kindern zu Hause bleiben?“ meinte sie entsetzt, als ich fragte, ob es ihr schwer sei, die Kinder in Ordnung zu halten in Abwesenheit der Eltern.

Sie besucht also währenddessen ihre Freundinnen oder diese sie.

„Familienleben ist recht schön, ausnahmsweise, oder wenn man krank oder alt ist,“ sagte sie mir in Gegenwart der Mutter. Diese lachte dazu und meinte:

„Du wirst schon anders denken, wenn Du erst verheirathet bist.“

„Denkst Du denn anders?“ fragte das Mädchen erstaunt dagegen.

Ich wunderte mich über die Frage nicht. Wo ist denn in diesem Hause das Familienleben, wo ist es denn bei all Denen, die untergegangen sind in diesem Carnevalsstrudel, aus dem sie nur emportauchen, um ein

so verwirrtes Gespinnst gesellschaftlicher Verpflichtungen abzuwickeln, daß sie ihr Leben setzen können an die Aufgabe, um sie genügend zu lösen. Es muß aber doch recht schön sein, aus dem Leben mit dem Bewußtsein scheiden zu können, Keinem eine Tasse Thee schuldig geblieben zu sein!

Was man den Menschen oder sich selbst oder dem lieben Gott darüber schuldig geblieben ist, das kommt nicht in Betracht.

Wie es nun um die Kinder steht in der Zeit, daß die Eltern in Gesellschaft, Bertha mit ihren Freundinnen zusammen ist, kann ich Ihnen auch erzählen, lieber Herr Graf.

Neulich Abend kam meine Caroline ganz erschrocken zu mir hereingestürzt.

„Kommen Sie doch mal, gnädiges Fräulein," sagte sie, drüben schlagen sie sich, glaub' ich, todt."

Ich hörte durch die geöffneten Thüren einen wahrhaft höllischen Lärm zu mir dringen, so recht erbostes Kindergeschrei, dazwischen eine fremde kreischende weibliche Stimme. Ich ging ohne mich zu besinnen hinüber. Als ich durch die nur angelehnt stehende Küchenthür eintrat, hätte ich wohl nicht geglaubt, eine idyllische Familienscene zu stören. Ganz unbekümmert um den Lärm saßen hier drei Personen an dem äußerst zierlich gedeckten Küchentisch. Auf demselben stand das Theeservice der Herrschaft und Henriettens Bräutigam, ein Mensch mit einem wahren Spitzbubengesicht tauchte eben seinen Kuchen in die Mundtasse der Frau von Löben, während der Lohndiener seinen durch das Jubiläum gefeierten Verdiensten noch das hinzufügte, durch Anlegung von Herrn von Löbens bequemen Hausrock, den ich auf den ersten Blick erkannte, seine eignen feinen Kleider vor Schaden zu bewahren. Komisch war es, wie erschrocken alle Drei auffuhren.

Ich blieb stehen, ließ meinen Blick über den Theetisch hinweg auf Herrn von Löbens Rock streifen. Der

Träger desselben war so verlegen, daß er gar nicht wußte, wie er sich benehmen sollte und mir endlich das Spitzbubengesicht vorstellte.

„Das ist mein bester Freund,“ stotterte er heraus.

„Und das ist der Rock des Herrn Präsidenten,“ erwiderte ich auf die Vorstellung, „und wenn Sie ihn nicht etwa angezogen haben, damit Ihr bester Freund ihn auf diese Weise recht gründlich ausklopft, so werden Sie gut thun, ihn an seinen Platz zu hängen.“

Der Mensch hatte ihn schon heruntergerissen, ehe ich ausgesprochen.

„Wer ist bei den Kindern?“ fragte ich Henrietten, denn ich hörte ein seltsames Duett aus der Kinderstube mir entgegenschallen, immer abwechselnd ein: „es ist doch nicht wahr!“ von Arthur's trotziger, und ein „es ist gerade wahr!“ von der schon erwähnten kreischenden Stimme.

„Fräulein Hulda, die sehr oft bei ihnen ist, wenn die Herrschaft in Gesellschaft fährt,“ beantwortete Henriette meine Frage.

Fräulein Hulda? Aha, „das Nähmächen,“ wie Arthur sagt. Ich ging in die Kinderstube. Der größte Lärm hatte sich gelegt, Klärchen stand ganz verschüchtert und schluchzend in der Ecke, während Gertrud ihr zuzusprechen schien; Fräulein Hulda, mit hochrothem Gesicht war noch mitten im Streit mit dem kleinen Jungen und widersprach ihm mit solcher Lebhaftigkeit, daß die gleichfalls hochrothe Sammtkoiffüre auf ihrem zürnenden Haupt, wie ein vom Winde bewegtes Segel hin und herschwankte. Arthur stampfte mit dem Fuß auf, daß ich dachte, er würde damit durch das schon laidirte Seitenleder des Stiefels hindurchplatzen.

„Du mußt mit beiden Füßen aufstampfen,“ sagte ich, „das ist noch hübscher.“

Der Junge nahm's für Ernst und folgte der Anweisung, brach aber in einen neuen Anfall kindischer Wuth aus, als er merkte, daß aus dem zornigen Auf-

stampfen nun ein Sprung geworden war. Mir einen wüthenden Blick zuschleudernd, ging er mit beiden Fäusten auf Hulda los, aber ehe er zuschlagen konnte, hatte ich ihn bei den Händen gefaßt und hielt ihn fest.

„Schämst Du Dich nicht?“ sagte ich, „dürfen kleine Jungen schlagen?“

„Weil ich Kläre, die ihre Suppe nicht essen wollte, in den Winkel stellte, hat er mich schon geschlagen, daß mir das Feuer aus den Augen sprang,“ klagte Hulda.

„Das ist nicht wahr!“ brauste Arthur auf. „Wir sollen nicht lügen und sie thut es, es ist kein Feuer aus ihren Augen gesprungen. Wir hätten's gesehen!“

Also darum hatten die Beiden sich gestritten. Es war mir kein Zweifel, auf welcher Seite die größere Unvernunft, aber Gott sei Dank, hatte ich mich nicht mit der Hulda's, des Schneidermädchens zu befassen.

Ich erklärte Arthur die streitige Redensart und hieß ihn artig sein, dann nahm ich Klärchen auf meinen Schooß und den Teller Suppe heranrückend, sagte ich:

„Nun wollen wir zusammen essen, einen Löffel Du, einen ich.“

Die Suppe war jämmerlich zubereitet und ich konnte es der Kleinen nicht verdenken, wenn sie dieselbe nicht hatte essen wollen, aber nun aß sie sie nicht nur ganz gehorsam, sondern mit einem durch ihre Thränen glänzenden Lächeln.

Ich schickte Hulda fort und blieb bei den Kindern. Es war eine furchtbare Ravage in der Stube; Spielzeug, Kleidungsstücke, Puppen, Alles lag durcheinander.

„Ich räume noch auf,“ versicherte mir Gertrud, „ich gehe nicht eher schlafen.“

Ich glaubte es dem kleinen ehrlichen Gesichtchen, meinte aber, die Kinder sollten es gleich und alle zusammen thun. Es geschah mit eben so viel Eifer als Confusion, aber ich freute mich über Gertrud's verständige und freundliche Weise mit den kleineren Geschwistern, ich glaube sie würde sie besser beaufsichtigen,

als Hulda mit dem Sammttoque. Als die Kinder zu Bett gegangen waren und ich mich entfernte, nahm ich mir noch Henriette vor und redete ihr in's Gewissen. Hilft's nichts, so schadet es doch wenigstens nichts und ich meine, wo man die Leute auf schlimmen Wegen sieht, muß man ihnen wenigstens die besseren weisen.

Ich sagte ihr gleich, daß ich den Vorfall nicht verschweigen würde. Ein gewaltiger Lärm im Hause belehrte mich auch, daß man den Sündern die Strafrede nicht erspart. Aber der Lohndiener verrichtet seinen Dienst nach wie vor, dem Spitzbubengesicht des Verlobten begegne ich auch zu allen Tageszeiten, sie mögen also wohl wieder ihren herrschaftlichen Thee in der Küche trinken. Gewarnt habe ich Löbens, aber zu ihrer geheimen Polizei will ich mich nicht machen.

Etwas Anderes habe ich aber gethan, ich habe mir die Kinder ein für allemal ausgebeten, wenn die Eltern nicht daheim sind und ich zu Hause bin, was eigentlich so ziemlich täglich geschieht. Da ist auf einmal Leben in meine Häuslichkeit gekommen. Die Kinder sind allerliebst und stören mich wenig. Gertrud macht ihre Schularbeiten hier, dann hat sie ihren Puppenkram, das Kind weiß sich immer und auf stille Weise zu beschäftigen. Man hört sie kaum. Die beiden Andern machen sich bemerkbarer. Arthur spielt immer Soldat und Klärchen ist immer seine Armee. Ich mache meine Schlafstubenthür auf und dann marschirt er mit geschwenkter Fahne und immer laut von Schlachten und Kriegsruhm und König und Vaterland phantasirend durch die beiden Gemächer und Klärchen voran, aber das kleine Ding kann nicht so rasch vorwärts und wird so oft von ihm in kriegerischen Eifer überrannt, daß sie jetzt den Ausweg ergreift, sich schon immer von selbst hinzuwerfen, wenn sie das unvermeidliche Schicksal kommen sieht.

Die beiden Kinder lieben sich sehr und meist sind

ihre Spiele friedlich, manchmal freilich kommt Zank, und dann muß ich schlichten. Mein Buch, meine liebste Abendgesellschaft, oder das Blatt, auf dem ich an Sie schreibe, wird manchmal deshalb bei Seite gelegt — eben jetzt auch. Es war ein Höllenspektakel um mich herum, aber Spektakel ohne Unart. Immerzu, es ist doch Leben darin, kräftig sich entfaltendes Leben.

Ja, lieber Herr Graf, wenn Sie mich so sähen! Meine Ruhe ist hin — aber mein Herz nicht schwer, im Gegentheil, kinderleicht schlägt es mit denen der Kinder und kann die Mutter nicht begreifen, die Lust und Vergnügen auswärts sucht, während die Freude ihr zunächst und sie nur die Hand auszustrecken braucht, die Blüthen vom Baum des Lebens zu pflücken.

Fünfter Brief.

Wissen Sie, zu wem ich hier das meiste Herz gefaßt habe? Zu der alten Excellenz Schönau. Sie ist sehr derb, viel mehr derb als scharf, aber eine grundehrliche, resolute, furchtlose Person unter den vielen, bei Thee und dünnen Butterschnitten groß und fein gewordenen, abgeblaßten Salongestalten, als Original, als Charakter höchst erquicklich. Ich will der Derbheit oder Grobheit kein Loblied singen, sie ziemt der Jugend gar nicht, steht unserm Geschlecht im Allgemeinen sehr wenig und ist meist mehr ein Zeichen mangelnder Bildung als kräftiger seelischer Eigenschaften, die sich sehr gut mit angeborner, gehaltener Form und feinem Ton vertragen. Mitunter kommt sie mir aber vor wie ein kerniger, vom Wetter zerschlagener, alter Eichstamm unter lauter

beschnittenen Hecken. Wie wundervoll naturwüchsig macht sich da der verwitterte Baum mit seinem zähen, bloß liegenden Wurzelgeflecht, wie malerisch mit dem, vom Wind und Wetter zerzausten, nur noch kümmerlich die Zweige bedeckenden Laube!

Ich glaube, im Menschen ist auch in Beziehung auf Sympathie ein gewisser, im ersten Moment der Bekanntschaft sich geltend machender Instinkt maßgebend. Wo dieser nicht künstlich verbildet oder zum Schweigen gebracht wird, ahnt man die Uebereinstimmung bei der ersten geistigen Berührung und es gilt dann an dem Punkt festhalten, trotz aller Störungen und Täuschungen, die eine nähere Bekanntschaft veranlassen kann; denn es ist der, aus dem möglicherweise die Freundschaft emporwächst. Freilich gehören immer Charaktere dazu, von solchem Punkt aus das Band unbeirrt fester zu knüpfen; denn mit dem Herzen allein *faßt* man wohl Freundschaften, aber man *hält* sie nicht. Das Herz ist ein sehr schwankendes, sehr unzuverlässiges Organ, von jedem Eindruck des Augenblickes abhängig, wird es nicht wie von einem Medaillon umschlossen und gehalten vom Charakter, der dem Menschen immer erst eine bestimmt ausgeprägte Form giebt, ob in guter, ob in schlimmer Richtung, so doch immer ein zusammenhängendes Ganze in ihm darstellend. Zerstückelte Naturen lieben heut heiß und morgen lau, übermorgen gar nicht und dann wieder einmal in brennender Leidenschaft nach Herzensregung und Stimmung, der aber die still wirkende Ueberzeugung von der Berechtigung der Liebe, der nicht zu erschütternde Glaube an den Gegenstand derselben fehlt, weil sie den Punkt längst vergessen haben, auf dem der Instinkt sie zuerst zur Sympathie gezwungen.

Es ist kein rechter Verlaß auf solche aus Grazie und Unvernunft zusammengesetzten Geschöpfe, die, wie das Chamäleon in allen Farben spielend, Jedem seine Lieblingsfarbe aber Keinem eine dauernde zeigen. Ich

wenigstens finde nirgends die Stelle, wo ich fest hinfassen, rasch herantreten könnte, wie es meine Natur erheischt. Um solche Geschöpfe gehe ich im Kreise herum, aber näher komme ich ihnen nicht.

Da halte ich viel lieber einem derben Wort Stand, das zugleich von einem Handschlag begleitet wird, einem biedern, derben Handschlag, nicht der abgleitenden Berührung mit den Fingerspitzen, die einem den Verdacht einflößt, als würde die eigne Hand für eine Kröte, einen Frosch gehalten, die man nur mit Grauen anfassen könne.

Da lobe ich mir Frau von Schönau's Handschlag, wenn ich auch seit meiner Bekanntschaft mit ihr die Vorsicht gebrauche, den Siegelring an der linken Hand zu tragen.

Die alte Frau ist Wittwe, hat gar kein Vermögen und lebt einzig und allein von ihrer Wittwenpension, da sie den Rathschlag der Gönner ihres Mannes zurückgewiesen, den König um Bewilligung eines Gnadengehaltes anzugehen.

„Wir wollen den armen Mann in Ruhe lassen, er hat genug zu geben," lautete der, die Einfachheit und Uneigennützigkeit ihres Empfindens charakterisirende Ausspruch. „Ich will die verschämten Armen nicht verkürzen, noch mit den verschämten konkurriren, ich schneide meine Kleider ein paar Ellen enger zu und fege nicht die Straße damit, dann halten sie länger. Ich werde schon auskommen."

Demgemäß hat sie ihr Leben eingerichtet. Sie bewohnt eine allerliebste kleine Wohnung in einer guten Gegend und nicht hoch gelegen, was ihr unbequem wäre, aber nach dem Hofe hinaus, was den Miethspreis unendlich ermäßigt.

Werden Sie es glauben, daß man das hier im Allgemeinen unanständig findet und daß viele ihrer Bekannten sich von dem Umgang mit ihr zurückgezogen, weil es ihnen despektirlich ist, die Hintertreppe zu der

rechtschaffenen Frau, die sich nach ihrer Decke streckt, hinaufzusteigen?

Eingerichtet ist die alte Frau sehr nett und bequem und wenn auch ohne allen Luxus, doch durchaus nicht dürftig. Eben so wenig ist es ihr Anzug, wenn auch immer aus sehr einfachen, dunkelfarbigen Stoffen bestehend und durchaus nicht dem modernen Unverstand huldigend. Bei ihrer sehr schlichten Lebensweise, ihrer streng geregelten Wirthschaft reicht ihr kleines Einkommen vollständig hin, es ihr zu gestatten, sich eine Dienerin zu halten.

Sie entließ, als ihr Mann starb, alle ihre Dienstboten und ersetzte sie durch ein, unter den Zöglingen des Waisenhauses gewähltes junges Ding. Sie hat entweder Glück bei der Wahl gehabt, oder es sich selbst zu danken, daß das Mädchen unter ihrer mütterlichen Fürsorge eine bescheidene tüchtige Person geworden ist, mit der sie in ganz patriarchalischer Weise lebt.

Das Mädchen hat ihren Arbeitstisch in ihrer Herrin Stube, ißt mit ihr an einem Tisch und arbeitet des Abends beim Schein derselben Lampe, die Jener zu ihrer Zeitungslektüre leuchtet.

Auch deshalb wird sie vielfach bespöttelt und ein näherer Umgang mit ihr von mancher Seite vermieden. Sie lacht darüber und sagt einfach:

„Wer nicht kommen will, der lasse es bleiben.“

Es ist aber natürlich, daß sie hieraus, wie aus mancher ähnlichen Erfahrung, eigenthümliche Gesichtspunkte für die Beurtheilung von Menschen und Verhältnissen gewonnen hat.

Sie ist weitläuftig mit dem Präsidenten verwandt und wird von Allen „Tante“ genannt. Der Präsident achtet sie hoch, Frau von Löben liebt sie und raisonnirt über sie, mit den Kindern steht sie auf dem kordialen Fuß, den ihre rücksichtslose Weise hervorruft. Sie kapitelt sie oft tüchtig ab, wie sie überhaupt nie und gegen Niemand ein Blatt vor den Mund nimmt und je nach-

dem sich der Gescholtene getroffen fühlt oder nicht, je nachdem wird ihre Weise belacht oder derselben Widerstand entgegengesetzt.

Für Dietrich und Joachim hat sie besondere Vorliebe, vielleicht weil sie diese durch die verderbliche Zeitrichtung mehr bedroht glaubt, als die Mädchen. Darin mag sie Recht haben. Ein junger Mann, ein Kind der heutigen Zeit, hat es gewiß unendlich schwer, sich in ihr als selbstständiges und nicht von ihren Schäden infizirtes Individuum zu behaupten. Mag die Erziehung das Beste gethan haben und sie thut oft das Schlimmere und Schlimmste.

„Die Erziehung," brummt meine ehrwürdige Freundin, „schöne Lehren und schlechte Beispiele, das ist die Erziehung. Die Zeit ist ein Molch, wer anders als geharnischt in ihren Rachen fällt, den trifft ihr scharfer Zahn bis in's innerste Mark. Heutzutage schlüpft aber auch die Moral in ein seidenweiches Gewand, statt sich in schuß- und hiebfeste Panzer zu kleiden. Wirkliche Männer und Frauen giebt es nur ausnahmsweise. Geschrei gilt für die That, der Schein für Gehalt. Verwöhnte Muttersöhnchen und Modedamen gepaart geben dies neue, schöne Geschlecht. Kinder," sie meint Joachim und Dietrich, „macht eine Ausnahme, rappelt Euch auf und Du Bertha, sieh Dir die Gertrud an. Die hat den Keim zur echten Frau in sich. Die ist still, einfach, prunklos, thätig und voll sorgender Güte. Wo die mal waltet, wird ein Haus sein und nicht eine Jahrmarktsbude voll bunten Tands, um den die Leute feilschen."

Trotz solcher Reden haben die Kinder sie lieb, die beste Bürgschaft für ihr unbeirrtes richtiges Empfinden, das sie instinktiv den tief verborgenen Quell wohlwollender Menschenliebe erkennen lehrt, der in all diesen Scheltworten verborgen liegt. Sie sehen die Frau in Wehr und Waffen gegen die verderbliche Richtung der Zeit, aber sie sehen sie zu warmer Anerkennung, zu

jedem Dienst der Liebe bereit dem Individuum gegenüber und wenn sie mit der Wahrheit auch oft wie mit Keulen um sich schlägt, so erregt sie doch auch meist nur da mit dem Schlag ein Gefühl des sich aufbäumenden Unwillens, wo sie eine bloßliegende Stelle getroffen.

Ich halte den Verkehr mit ihr für sehr fruchtbringend und freue mich, daß sie mir erlaubt, sie zu besuchen, daß sie so manches Abendstündchen bei mir zubringt. Sie erweitert meine Blicke in das Leben, sie, die vielerfahrene, alte Frau. Was hat sie nicht Alles erlebt, weniger an und durch sich selbst, mehr im Mitgefühl für Andere. Hoffnungsvolle Existenzen hat sie zu Grunde gehen sehen, junge Herzen brechen und alte sich kreuzigen, daß sie es nicht vermocht oder nicht versucht, jene stahlhart gegen die Versuchung in die Welt zu schicken. Weltliche Conflikte hat sie heraufziehen sehen am politischen Himmel und sich in Wolkenbrüchen entladen über Dächern, unter denen bis dahin Frieden und Eintracht gewohnt, beides fortreißend in den Strom unausgefochtenen Kampfes. Das ist aber Alles nichts: Kämpfe hat es gegeben vom Anfang der Welt an und wird es geben bis zu der Welt Ende; es fragt sich nur um was, fragt sich um die Früchte des Sieges und ob die Fahne, um die sich die Kämpfer schaaren mehr bedeutet, als ein zerrissener Lappen, Sinnbild einer unfruchtbaren Idee. Sie sieht trübe Zeiten voraus und ernste Kämpfe, zu denen die des Tages nur erst das Vorspiel sind, sieht die politische Frage ausgebeutet zu einer der Existenz.

In dieser Welt der Verwirrung, des Scheins, der einander widerstrebenden Kräfte berühren sich überall auf jedem Felde menschlicher, staatlicher, religiöser Entwickelung grell die Gegensätze. Bald gilt es der Form, bald dem Wesen, bald dem tief in der Sittlichkeit begründeten allgemeinen, bald dem usurpirten Recht Einzelner. Glaubenseifer ruft, im Contrast zu seinen Werken der Finsterniß, die nüchternste Aufklärung hervor

und diese wieder verleiht jenen neue Waffen. Religiöse Fragen gehen Hand in Hand und streiten doch wieder mit politischen, jede die andere als Schild, als Deckmantel, als Waffe benützend. Wenn religiöse Intoleranz mit politischer Gleichmacherei erst unter einer Flagge kämpfen werden, denn können wirklicher Patriotismus und wahre Gottesfurcht nur auf der Hut sein. Dann wird die, jetzt sich so breitmachende soziale Frage in ein Stadium treten, daß Einem die Haare zu Berge stehen; denn wer den Fanatismus zu wecken versteht, der hat ein Tollhaus entvölkert und für eine nicht zu berechnende Zeit die Verwirrung angerichtet, die, alle entgegenstehenden Interessen vernichtend, den selbstsüchtigen Zwecken Einzelner zum Siege verhilft. Eine übereifrige Geistlichkeit, welche, die freie Geisterkultur hemmend, den Acker zum Nutzen ihres einseitigen Systems pflügt und bearbeitet, ahnt es vielleicht selber nicht oder glaubt nicht daran, daß hinter ihr der Sozialismus mit aufgehobener Sense lauert, um. wenn die Aehre reif ist, sie zu eignem Nutz und Frommen zu mähen, allerdings seinerseits wieder vergessend, daß die blutige Erndte hinwiederum dem Despotismus das Feld düngt und so der abermalige Kreislauf vollendet wird, der jedes wirkliche, naturgemäße Vorwärtsschreiten nur hindert und verzögert.

Es gilt schließlich doch immer nur das Recht des Stärkeren, es giebt kein anderes auf der Welt. Es macht sich überall geltend, im Staat, in der Familie. Jeder verfolgt seine Zwecke, mehr oder weniger selbstsüchtig, mehr oder weniger edel und nützlich, immer aber in genauer Uebereinstimmung persönlichen Empfindens mit dem Grundmotiv der Handlung. Die Gesetzgebung mag von den idealsten Anschauungen ausgehen, mag die Moral noch so sehr befördern, es bedarf immer des Zwanges, ihre Gebote aufrecht zu erhalten und alle dahin gerichteten Bestrebungen, das Individuum frei zu machen, führen immer zu Aus-

schweifungen der Masse, bis die Gewalt sie wieder in's Joch zwingt. Was dem Einzelnen frommet, bewirkt bei der Menge oft das Gegentheil, darum muß die Kette sein für Alle. Wer sie abstreift für sich, Gott zum Richter machend, wagt es auf eigne Gefahr, wer es thun will für Alle, bahnt immer nur neuer Macht den Weg, ob durch Faust und Schwert, ob durch Religion, Intelligenz, ob durch den Mammon vertreten.

Am meisten würdigt die letztere herab. Wer vor dem goldenen Kalb das Knie beugt, bekennt sich doch immer als gehorsamen Diener eines dummen Viehes, wenn ihm auch nur gehuldigt wird, weil jeder es zur Schlachtbank führen möchte.

Wenn man so den vom Uranfang der Weltgeschichte sich immer wiederholenden Kampf und Streit überdenkt, kommt es Einem vor, als sei Unfriede der Urgedanke der Schöpfung, das Prinzip allen Lebens. Vom Menschen herab bis zu der niedrigsten Creatur feindet Einer den Andern an und das Naturgesetz der Selbsterhaltung ist auf das Verderben Anderer basirt. Und dennoch, ja vielleicht deshalb das Streben, die tief innere Sehnsucht nach Frieden im Herzen, Frieden, der den Kampf abschließt.

Mag er doch der Seele auch nur vorschweben als leuchtendes, hienieden kaum zu erreichendes Ziel, ein hohes reines Ziel weckt ein hohes und reines Streben und ich meine, daran fehlt es in der Welt jetzt am meisten, wenn ich anders die kleinen Spiegelbilder des Lebens, die sich vor meinem Auge enthüllen, als die größeren der Welt reflektirend, betrachten kann.

Ich gebe Ihnen hiermit das Ergebniß meiner gestrigen Abendunterhaltung mit Frau von Schönau. Wir hatten den Kaffee bei Frau von Löben getrunken, dann fuhr diese in Gesellschaft und die Excellenz kam zu mir. Ich habe mir die Erlaubniß erbeten, sie bei diesem Titel zu nennen. Excellenz, etwas par excellence

sein, der Begriff von etwas Vorzüglichem, so motivirte ich meinen Wunsch.

„Dummes Ding," sagte sie, „es ist Ihnen bloß um die Kürze zu thun, Excellenz sagt sich bequemer als Frau von Schönau. Nennen Sie mich, wie Sie wollen, ich bin ja doch nichts anderes als ich just bin."

Wir plauderten sehr vergnügt mit einander und Frau von Löben war in der heitersten Laune, obgleich die Excellenz ihren Kaffee miserable fand und sich erbot ihr aus dem Kaffeesatz zu weissagen, daß sie sich um nichts bekümmere und ein schlechtes Mädchen habe.

Im Nebenzimmer hatte Bertha einen Kreis junger Mädchen versammelt. Das Gespräch derselben tönte ziemlich laut zu uns herein, da sie aber meist Alle auf einmal sprachen, konnte man nur einzelne Worte verstehen.

„Wahrhaftig, Politik!" sagte Frau von Löben auf einmal.

Ich lachte.

„Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen," meinte ich.

„Nein," sagte die Excellenz, „das überschrein die Jungen. Hören Sie doch das Geschnatter! Gehen Sie mal da hinein und versuchen Sie es, Ihre Meinung geltend zu machen, Sie werden nicht zu Worte kommen, so eifrig wird Ihnen jede Einzelne das Recht ihrer Meinung beweisen. Die Kinder, die die Welt regieren wollen!"

In dem Augenblick erschien Bertha in dem, durch eine Portiere von schwerem Seidendamast drapirten Eingang des Zimmers.

„Tante Schönau, zu Hülfe, sie rebelliren!" rief sie in höchster Aufregung.

Die alte Frau sprang augenblicklich auf. Wir folgten. Unter den jungen Mädchen der größte Aufstand.

„Sie tadelt die Maßregeln des Königs," rief Bertha, auf eines der Mädchen deutend.

„Sie spricht ja nur nach, was ihr Vater sagt," strebte die lange Else, Bertha's Busenfreundin, diese zu beruhigen.

„Sie hat ihrem Vater nicht nachzusprechen, wenn sie in ein patriotisches Haus geht!" ereiferte sich Bertha.

„Ich habe es meinem Vater nicht nachgesprochen, es ist mein selbstständiges Urtheil", versicherte der kleine kannegießernde Backfisch. „Ich kann nicht immer billigen, was der König thut."

„Der arme König!" spottete die Excellenz. „Was wird er nur ohne Ihre Billigung anfangen, mein kleiner Grünschnabel?"

„O, er wird sich wohl nicht daran kehren", fuhr Jene mit mehr politischer Einsicht als man ihr, ihrem früheren Ausspruch nach, hätte zutrauen können, fort. „Er kann ja thun was er will, aber wir können auch denken und reden was wir wollen. Wozu hätten wir denn eine Constitution und Preßfreiheit und dergl."

Lebhafter Beifall von einem Theil der kleinen Kampfhähne; Else erröthete ein wenig, vielleicht in dem Gefühl der Verlegenheit, die eigentlich die Andere hätte empfinden sollen; Bertha wollte aufbrausen, aber Frau von Schönau polterte dazwischen:

„Preßfreiheit?" sagte sie, „ich will Euch sagen, was Ihr habt, Kinder: „Freßfreiheit und weiter nichts und die auch nur, wenn Ihr eine gesunde Constitution und was zu essen habt, sonst auch die nicht einmal."

Die drastische Entscheidung rief ein so allgemeines Gelächter hervor, daß einzelne Regungen der Empfindlichkeit dagegen nicht aufkamen. Der Rath bewies sich als sehr zeitgemäß, da der Diener in dem Augenblick das allgemeine Lieblingsgericht junger Damen, eine Schüssel Baisers hereinbrachte. Da war den kleinen Schreiern der Mund gestopft.

Ich glaube, einer Mehrzahl der großen würde er sich in ähnlicher Weise stopfen lassen und zwar nicht, indem man ihnen die verketzerten Lieblingsgerichte An=

derer vorsetzte, denn es ist merkwürdig wie der Geschmack sich mit dem Besitz verändert und wie ganz anders sich oft ein Gericht auf dem eignen Tisch, als auf dem Anderer ausnimmt.

Die Excellenz kam den Abend zu mir. Wir saßen beim Thee, als Joachim's die Treppe heraufstürmender Fußtritt, sein lauter Gesang unser Gespräch unterbrach.

„Seit ich sie gesehen, glaub' ich blind zu sein!"

„Glaub' ich ein Narr zu sein!" änderte die Excellenz den Text. „Ein Narr in Folio, das will ich Dir bezeugen!" setzte sie hinzu.

Caroline öffnete dem Knaben die Thür, noch ehe er zur Klingel gegriffen.

„Kommen Sie zu mein Fräulein, junger Herr," hörten wir sie sagen, „bei's Fräulein Schwester ist Besuch und das Abendbrod schon vorüber und die alten Herrschaften sind aus, bei uns finden Sie allezeit was!"

„Essen! Lina, Sie haben nie geliebt!" mit der Antwort stürmte er an ihr vorbei und die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

„Unsinn, was thut ein gutes Butterbrod der Liebe," brummte sie, die Thür wieder schließend.

Wir lachten, daß wir uns schüttelten. Bei der Gelegenheit muß ich doch Joachim's neuster Flamme erwähnen. Laut Familientradition liebt er schon von seinem sechsten Jahre an in raschem aber häufigem Wechsel die verschiedenartigsten Personen jeglichen Alters und Standes.

Jetzt betet er die Gemalin des englischen Gesandten an, natürlich nur von Weitem, meist von der Straße, von dem Gewühl müßiger Gaffer aus, die sich bei Hoffesten um ihr Hotel sammeln, die schöne Dame einsteigen zu sehen. Eine ziemlich unschuldige Passion, nur etwas kostspielig, da der junge Herr viele Theater- und Conzertvorstellungen ihretwegen besucht; für den möglichen Fall, daß sie ihn einmal ansehen könnte, auf's Feinste angezogen geht und es sich in seiner stutzer-

haften Unverschämtheit herausnimmt, ihr wundervolle, von einem der ersten hiesigen Kunstgärtner gewundene Bouquets anonym zu überschicken. Ob er vielleicht einmal sein Bildniß hinzuzufügen gedenkt, weiß ich nicht, aber er läßt sich mindestens alle vierzehn Tage und in den verschiedensten Attitüden photographireu.

Wann er seine Schularbeiten macht, weiß ich nicht. Sein Taschengeld muß allein für das Photographiren draufgehen, die Kosten der Theater- und Conzertbillets trägt wahrscheinlich seine Mutter.

So ganz von der Liebe muß ein sechszehnjähriger Knabe doch wohl nicht leben können. Es dauerte nicht zehn Minuten, so war Joachim wieder unten.

„Na, ich hab's wohl gedacht und hab' auch noch nicht abgenommen," begrüßte ihn Caroline. „Geh'n Sie man' rein, die Frau Excellenz sind auch noch bei's Fräulein."

Er klopfte an meine Thür, öffnete sie halb und sang mit leierndem Tone:

„Meine Eltern sind zum Feste,
Mein Schwesterchen hat Gäste,
Hat für mich kein Abendbrod,
Ich armer Jung' leid Hungersnoth"

und kam lachend herein.

„Kalter Rinderbraten, prachtvoll!" sagte er, meinen Theetisch mit Kennermiene überfliegend.

„Ja," sagte die Excellenz, „kaltes Rind, vor Zeiten ein junges Kalb wie Du, da hast Du das Ende aller Dinge."

„Aller Kälber, Tante Unke," lachte Joachim, der ihr immer diesen Titel giebt, so wie er eine Strafpredigt fürchtet, die gewöhnlich mit einer üblen Weissagung für die Zukunft endet.

Sie fuhr jedoch im Text fort und kanzelte ihn tüchtig herunter. Er ließ sich dadurch in seinem Appetit nicht stören, ein Stück des kalten Bratens verschwand nach

dem andern, begleitet von den frohlockenden Blicken Carolinens, endlich legte er die Serviette zierlich zusammen.

In der Excellenz Ermahnungsrede war gerade ein Abschnitt, er verhalf ihr zum Schluß, indem er halb singend, halb deklamirend einfiel:

„Unk, unk, unk.
Vor hundert Jahren war ich jung,
Hätt' ich das nicht längst vergessen,
Quält' ich die Jugend nicht beim Essen."

Die alte Frau zauste ihn bei den Locken.

„Thunichtgut!" brummte sie, „nimm nur meine Mahnung für Unkengeschrei. Bin ich eine alte Unke, so thue ich nur meine Pflicht, wenn ich vor dem Sumpf warne, damit ein so feiner Cavalier, wie Du bist, nicht hineinfällt. Ich habe schon feinere hineinfallen sehen."

Joachim lachte, aber das Lachen kam nicht recht natürlich heraus. Als sie fort war, brach der Aerger los.

„Sie ist wirkich eine alte Unke!" sagte er. „Sie kann sich nicht in die Seele eines jungen Menschen versetzen. Das kann keine Frau, deshalb" — er stockte.

„Nun, deshalb? Heraus mit der Weisheit!" sagte ich lächelnd.

„Deshalb," sagte er keck, „müssen sich Frauen gar nicht um junge Männer bekümmern. Wenn ich nun wirklich Schulden hätte, was sie zu denken scheint, ich müßte doch kindisch sein, wenn ich es ihr erzählte, damit sie gleich hinliefe, es Väterchen und Mütterchen zu sagen und die armen Alten unnütz zu ängstigen. Ich bin aber kein Kind und wer sich in meine Angelegenheiten mischen wollte, würde es merken."

„Allen Respekt, mir wird es nicht einfallen," versicherte ich.

Er erröthete, lachte verlegen, küßte mir die Hand, sagte mir etwas, was wie ein Compliment über meine Klugheit herauskam und empfahl sich.

„Es ist mir Alles eins,
Es ist mir Alles eins,
Ob ich Geld hab' oder keins!“

hörte ich ihn bald darauf singen.

Ich hatte nichts gegen das Lied einzuwenden. Einem sechzehnjährigen Knaben sollte wohl nichts gleichgültiger sein als Geld.

Wer nichts hat, giebt nichts aus. Ja, wenn es so verstanden würde!

Ich fühlte etwas sich in meinem Herzen regen, das dem Gefühl banger Sorge nah kam. Sorge! Ja wohl, da ist sie, die unausbleibliche Gefährtin des Familienlebens. Und ich wollte doch der Sorge ledig sein. Fast kommt es mir vor, als wäre man damit auch der Freude ledig. Sorge und Freude, was sind sie anders als ein Janushaupt in anderem Sinn; man kann nicht über die in das geweihte Heiligthum des Familienlebens führende Schwelle, ohne dem Doppelantlitz zu opfern. Wer das Auge vor dem einen verschließt, dem lächelt auch das andere nicht.

Freude und Sorge, überall gehören sie zusammen und machen in ihrer Wechselwirkung das Leben aus. Im Herzen, im Hause, in der Welt herrscht ihre vereinte Kraft, nur im Himmel fällt die Sorge ab und wird die Freude verklärt.

Sechster Brief.

Heut fand ich die jugendliche Gesellschaft in der höchsten Aufregung eines halb ernst-, halb scherzhaften Streites, als ich herunterkam.

Eigentlich bleibt selten ein Streit ganz harmlos, er schwankt vielmehr auf der Grenze zwischen harmloser und ernster Empfindung, und ein unbedachtes Wort kann ihm die feindliche Richtung geben. So weit kam es nun hier nicht.

„Affenkind!" sagte Joachim zu Bertha, als ich eintrat und durchkreuzte mit diesem nicht sehr schmeichelhaften Beiwort einen scherzhaften Streit Dietrich's und Bertha's, als Letztere anfing ihn ernsthaft zu nehmen. „Affenkind!" Er sagte es in so drolligem Ton, daß ein allgemeines Gelächter dem Wort folgte. Nur Bertha wendete sich ärgerlich zu ihm.

„Von Vater- oder Mutterseite?" fragte sie rasch, „denn dahin trifft Deine Galanterie, wenn Du auch auf mich gezielt hast."

„So nimm's für einen Fehlschuß und nur die Ladung für eine volle und gutgemeinte," antwortete der unverschämte Junge höchst kaltblütig. „Ich habe nicht an physische Abstammung gedacht, sondern nur an moralische Befähigung. Und nun komm und bitte mich um Verzeihung."

Ueber die Zumuthung mußte Bertha denn doch lachen und damit war ihr Zorn im Auflodern erstickt und das Affenkind vergessen. Nicht viel anders war der Streit zwischen Dietrich und Bertha gewesen, ein Streit um Kaisers Bart, wie es im Volksmund heißt. Bertha sprach den glühenden Wunsch aus, ein Mann zu sein. Ich glaube fast jedes Mädchen hat einmal diese Periode der Unzufriedenheit mit ihrem Geschlecht durch-

zumachen. Es ist der Traum von der Freiheit und Ungebundenheit, den man sich in so naiver Weise verwirklicht denkt. Das Haus ist eng, die mütterliche Aufsicht unbequem, Schicklichkeits- und Anstandsregeln thürmen sich als unübersteiglicher Damm gegen die stürmischen Wogen des eignen, überall gebundenen Willens auf. Das ist's nicht allein, wenigstens in schwärmerischen Köpfen nicht. Da spuken noch ideale Anschauungen hinein. Man überträgt sie nicht auf die Männer wie sie sind, aber wie man sie sich denkt, höchst unnatürliche Geschöpfe, so Einer der, zum Beispiel, gar nicht auf Aeußeres sieht, sondern in der Häßlichkeit der Tugend huldigt. Einer der auf Bällen mit Allen tanzt, die sitzen geblieben sind, ohne Ansehen des Alters und der Gestalt, der nicht öfter als einmal zu lieben im Stande und der vor allen Dingen die im Augenblick auf der Tagesordnung stehende Busenfreundin heirathet.

Ich gebe Ihnen Bertha's eigne Worte als Beleg.

„Wenn ich ein Mann wäre!" Ihre Augen glühten als sie es sagte. „Ein Mädchen zu sein ist geradezu gräßlich —"

„Ein gräßliches Mädchen, ja," schaltete Dietrich ein, „ein recht schönes, reiches, angenehmes, warum nicht?"

„Ja, damit Ihr es nur gleich heirathen könnt, nicht wahr?" sagte Bertha höhnisch. „Dazu sind wir wohl nur da?"

„Manchmal auch nicht," lachte Dietrich.

„Wenn ich ein Mann wäre, ich wüßte wohl wen ich heirathete," sagte Bertha gedankenvoll.

„Natürlich die lange Else," fiel Joachim ein. „Wissen Sie wohl," wendete er sich an mich, „die Hopfenstange, mit der mein Bruder auf dem Kinderball den ersten Walzer tanzte. Es war ein heroisches Opfer von ihm. Sie ist einen halben Kopf länger als er und wenn man mit ihr tanzt, klappern ihre Knochen wie Trommelstöcke zusammen."

„Dann hast Du es wohl nicht gethan, um sie nicht

mit Kalbsfell in zu nahe Berührung zu bringen," lachte Dietrich, „wahrhaftig, die Trommel wäre fertig gewesen."

„Sie ist besser, als Ihr alle beide," sagte Bertha mit souveräner Verachtung in Ton und Blick. „Sie ist häßlich, aber wenn man sie lieb hat, wird sie schön. So denken Männer freilich nicht."

„Sei doch erst ein Mann und dann rede," meinte Joachim.

„Else ist in der That ein vortreffliches Geschöpf," fiel Frau von Löben ein.

„Brrr —" machte Joachim. „Wenn's schon heißt, ein vortreffliches Geschöpf, dann möchte ich mich schütteln. Ich weiß schon wie sie sind, die vortrefflichen Geschöpfe, von denen die Mütter immer wünschten, die Söhne brächten ihnen solche Schwiegertöchter. Sie führen schon vom dritten Jahr an die Wirthschaft ganz allein, stopfen ihren Geschwistern die Strümpfe und halten ihnen moralische Vorlesungen. Sie sind immer die Vernunft selbst, sprechen nie unrecht von den Menschen, vertheidigen jeden Lasterhaften und machen nie einen Witz. Sie gehen jeden Sonntag in die Kirche und sitzen im Kirchstuhl so schnurgerade und ohne sich anzulehnen, wie daheim auf dem Sopha, eine vortreffliche Haltung und immer dieselbe! Nein, Mamachen, wenn Du schon so mit diesem gewissen Blick sagst: ein vortreffliches Geschöpf, dann ist es gewiß ein Schauerbock und Bertha mag jetzt sagen was sie will, einen solchen würde sie nicht heirathen, wenn sie ein Mann wäre."

„O, ich denke auch gar nicht an's Heirathen dabei," meinte Bertha, „amüsiren würde ich mich, mein Leben genießen, so recht ungebunden toll und lustig sein. Für uns schickt sich dies und jenes nicht, immer steht der schauderhafte Anstand dazwischen. Bei Dietrich fragt kein Mensch, was er thut und treibt. Wäre ich ein Mann, ich ginge auch zu den Husaren."

„In mein Regiment?" fragte Dietrich.

„Ja, es ist das hübscheste," versicherte Bertha.

„Das litte ich nicht," scherzte Dietrich.

„Ich würde Dich wohl fragen!"

„Mich durch einen jüngern Bruder alt machen lassen! Die Aufsicht über Dich führen, das fehlte!" fuhr Dietrich fort.

„O, damit brauchtest Du Dich nicht zu inkommodiren," wehrte Bertha seine Bevormundung ab.

„Das wäre doch nicht anders," beharrte Dietrich. „Du ständest bei meiner Schwadron, Du wohntest bei mir, ich müßte Dir den Daumen auf's Auge drücken. Ich würde die Zulage für Dich empfangen, ich hätte den Hausschlüssel, um zehn Uhr müßtest Du zu Hause sein —"

Bis dahin hatte Bertha mit halb scherzendem, halb ärgerlichem Lachen zugehört, die Erwähnung des Hausschlüssels brachte sie aber in Harnisch.

„Mit Dir zusammen wohnen, meinetwegen, aber Dein Sclave wäre ich nicht, ich hätte meinen eignen Hausschlüssel und ginge und käme, wann ich wollte." — Und nun entspann sich ein höchst lächerlicher Streit um den Hausschlüssel, man hätte wirklich glauben können, ein junger Fähnrich verfechte sein Recht gegen den dasselbe antastenden älteren Bruder Lieutenant, bis Joachim mit seinem „Affenkind!" dazwischen fuhr und damit Bertha, die sich natürlich gegen dies Beiwort auflehnte, zur Erkenntniß dessen brachte, was sie eigentlich sei. War's nicht ein recht echter Streit um Kaisers Bart?

Die Welt ist voll von solcher Streitigkeiten, sie bleiben nur leider nicht immer in den Räumen des Hauses und man kann auch nicht darüber lachen, wie über diesen. All' das Gift und der Groll in der Welt, der Streit der Einzelnen und der Kampf der Völker, wahrhaftig, ginge man auf den ersten Anfang zurück, es ist der uralte Streit um Kaisers Bart, aber das Kernwort ist noch nicht erfunden, das, in den Wust und

Streit hineingeworfen, Jeden zur Erkenntniß seiner Thorheit und die unmotivirte Comödie damit zum Schlusse brächte.

Streit muß sein, glaube ich, oder vielmehr Kampf, in ihm stählen sich die Kräfte, die im stillen, wehrlosen Ertragen nach und nach zu Grunde gehen.

Der Präsident kommt mir oft vor, als wäre er ein auf solche Weise zu Grunde gegangener Mann. Die Ueberzeugung wächst, je mehr ich in dies Familienleben hineinblicke und sehe, wie selbst das höchste Glück, das Glück geliebt zu werden und zu lieben, sich wie eine Last auf seine Schultern legt.

Die Frau ist sein Kleinod, alle seine Gedanken drehen sich um sie, ihr das Leben leicht und angenehm zu machen, ist Ziel und Zweck des seinigen. Darum giebt er ihrer Neigung zur Geselligkeit nach, und ihre Kräfte für dieselben zu schonen, nimmt er auch noch so viel von der Last des Hauswesens auf sich, als ein Mann es anständiger Weise thun kann, ja eigentlich mehr. Er ist sehr durch sein Amt in Anspruch genommen, ist viele Stunden des Tages abwesend, bekommt noch ganze Aktenstöße in's Haus geschickt, die des Morgens früh absolvirt werden müssen, um nicht etwa des Abends die geselligen Freuden zu stören. So ist er schon sehr früh auf, er und Gertrud, die es sich nicht nehmen läßt, ihm den Kaffee zu bereiten, wie sie überhaupt in der stillen Weise thätig und den Andern dienstbar und gefällig ist, wie sie echt weibliches Walten charakterisiren soll.

Frau von Löben schläft lange, sie ist nervös und kann das Frühaufstehen nicht vertragen. Dagegen erfordert ihre erregte Natur ein spätes Zubettgehen und es ist ihr schrecklich, daß der Mann nicht noch stundenlang mit ihr aufbleibt, wenn sie um Mitternacht aus Gesellschaften zurück kommt.

„Früher las er mir dann noch vor," erzählte sie mir neulich, „aber jetzt ist seine Stimme leider zu

schwach, daß heißt," fügte sie vertraulich hinzu, „ich glaube, er betrügt mich ein wenig. Er will nur nicht lesen, er zieht es vor zu schlafen."

Ich sagte etwas über seine Kränklichkeit, die einige Schonung doch wohl dringend nöthig mache.

„Kommt er Ihnen so krank vor?" fragte sie mich ängstlich.

Was sollte ich sagen, ich zuckte nur leicht mit den Achseln.

„Er erscheint Ihnen nur so, jeder Fremde denkt es," fuhr sie, sich selbst beruhigend, fort. „Er ist immer mager gewesen und hustet seit langer Zeit, daß ist aber gar kein ängstlicher Husten. Mein Mann sieht übel aus, hat aber eine zähe Natur. Wenn ich das nicht wüßte, würde ich mich todt ängstigen. Ich könnte ohne ihn nicht leben, ich glaube, ich würde verrückt, wenn der Himmel ihn mir nähme."

„Um Gotteswillen, fordern Sie den Himmel nicht heraus," sagte ich unwillkürlich. Wieder flog der Ausdruck unsäglicher Angst über das Gesicht der Frau, dann sagte sie:

„Das thue ich auch nicht, ich werde aber nie glauben, daß er so grausam sein könne, mir mein höchstes Glück zu nehmen. Ich habe das feste Vertrauen zu ihm, das wird er nicht täuschen! — O, was für ein Gespräch!" fuhr sie fort, sich unwillkürlich schüttelnd, als könnte sie damit alle Angst und Sorge los werden. „Ich kann es gar nicht leiden, an traurige Dinge zu denken. Ich werde krank davon."

Als ihr Mann in dem Augenblick eintrat, fiel sie ihm schluchzend in die Arme. Er war im höchsten Grade erschrocken.

„Muß ich mich um Dich ängstigen, bist Du krank?" fragte sie mit hingebendster Innigkeit. „Arbeite nicht mehr so viel, nimm den Abschied" —

„Närrchen," unterbrach er sie, „was ficht Dich an? Was soll mir denn fehlen? Sei Du nur froh und

genieße Dein Leben, so lange es hell ist. Wenn es dunkel wird, ist es noch Zeit genug, sich zu fürchten."

„Ja, Du hast auch Recht," sagte sie beruhigt.

Ich meine, er hat nicht Recht. Solch widerspruchsvolles Herz, solchen wechselnden Sinn, solchen sich in's Oberflächliche verlierenden Geist muß man nicht beschwichtigen, wie man es bei Kindern thut. Man muß die fehlende Selbstdisziplin zu ersetzen, man muß die brach liegenden Kräfte zu wecken suchen; denn man hat nicht Gewalt über das Schicksal, und das Auge, dem man immer nur die helle Seite des Lebens gezeigt, schließt sich entsetzt vor der einbrechenden Dunkelheit; der Fuß, dem man jedes Steinchen aus dem Wege räumte, stolpert zuletzt über ein Sandkorn.

Noch einmal, er hat nicht Recht, und ich sagte es ihm auch offen, als er einen Augenblick des Alleinseins mit mir wahrnahm, mich zu bitten, seine Frau nicht auf trübe Gedanken zu bringen.

„Ich sehe sie so gern fröhlich," sagte er, „und will ihr der Himmel die Trauer nicht ersparen — die trüben Tage kommen immer zu früh, wozu sie noch früher, als nöthig ist, durch den Hinweis auf dieselben ängstigen und bekümmern! Ich kann auch noch viele Jahre leben. In meinem Alter ist mein Uebel nicht absolut tödtlich. Haben Sie nicht auch von Fällen gehört, in denen die Schwindsucht bei älteren Leuten kurirt wurde?"

Gottlob konnte ich diese Frage bejahen.

„Ich bin den Meinigen auch so sehr nöthig," fuhr er fort. „Die Kinder sind alle noch unversorgt, und wie sollte meine arme Frau mit der geringen Wittwen-Pension auch nur die Kosten der Erziehung für die jüngeren Kinder bestreiten, gar nicht einmal an die Ansprüche zu denken, die das Leben heutzutage macht."

Ich sah ihn an, als verstünde ich ihn nicht recht. Sollte das heißen, daß er wirklich kein Vermögen hat, daß er nur von seinem Gehalt lebt und seinen Kindern

also nicht das Geringste hinterlassen kann? Aber dann — welche Unvernunft, welch grenzenloser Leichtsinn, so in den Tag hinein zu leben, seine Kinder so zu verwöhnen, sie so in keiner Weise darauf hinzuführen, in der Einfachheit und Beschränkung keine Entbehrung zu sehen! Entbehrung? Ist es denn wirklich eine Entbehrung, Kattun zu tragen anstatt Seide, eine Entbehrung, diesem Carnevalssturm zu entsagen, der die Gesundheit wie den guten Geschmack ruinirt und sich mit einem mäßigen Antheil der sogenannten Freuden der Jugend zu begnügen? Ist es ein Nachtheil für ein junges Mädchen, wenn es auf Bällen von ihren geputzteren Gefährtinnen absticht und durch Einfachheit angenehm in's Auge fällt? Bedarf Jugend kostbaren Geschmeides, ist nicht ein vor Freude strahlendes Auge schöner, als Gold und Steine, ein unschuldiges Lächeln holder, als alle Perlen, aller Schmuck? Macht es die junge Dame, die mit vornehmer Leichtigkeit den Ansprüchen an gesellige Bildung zu genügen weiß, macht es sie etwa lächerlich, wenn durch den oberflächlichen Conversationston die tiefere Bildung hindurchleuchtet und verwandtem Geist unbefangen giebt, was sie der verständnißlosen Menge in unwillkürlichem Taktgefühl verschließt? Setzt es sie herab, daß die Hand, die im geselligen Kreise der tadellose feine Handschuh deckt, daheim sich fleißig rührt, die zierliche Ordnung der Häuslichkeit, den Wohlstand derselben wahren, die Beschränkung minder fühlbar machen zu helfen, ja, sich die kleinen Freuden, die man der Jugend ja so gern bereitet, sie ihr so von Herzen gönnt, gleichsam selbst zu erwerben? Es liegt ein eigenthümlicher Widerspruch darin, daß in der heutigen Zeit so unerhörte Ansprüche an die Eleganz der äußern Erscheinung, an den Comfort des Lebens gemacht werden, und dabei doch Alles versäumt wird, was einigermaßen dazu dienen könnte, Beides auch bei dem Mangel an äußeren Glücksgütern zu erlangen, ohne der Vernunft in gar zu arger Weise zu spotten.

Die Mädchen sind zu zählen, die sich noch selbst ihre Wäsche oder Kleider nähen, das Strickzeug ist verpönt, in der Häuslichkeit plagt sich die Mutter, oder es bleibt den Leuten überlassen, was sonst der Töchter Freude war. Wo soll die Zeit zu dergleichen herkommen bei all den Thee's, Soupers, Conzerten und Theater-Vorstellungen, bei dem Anspruch an Vergnügen, wie man dies nun nennen, wo es suchen mag, vor Allem bei der innern Lässigkeit, die da wuchert, wo die Erziehung verfehlte, zur rechten Zeit den treibenden Sporn einzusetzen! Ich meine die reichen Eltern sind zu tadeln, die ihrer Kinder Glück, ihre Stellung in der Welt, auf den unsichern Besitz des Reichthums stützen, die nichts dazu thun, dieser äußeren, in heutiger Zeit doppelt verlockenden Mitgift, auch eine solche beizugeben, die dem Rechen-Exempel zum Trotz, auch das Glück in Anschlag bringt, das nicht auf Zahlen basirt ist. Die Vermögenslosen aber, die Familienväter, die nichts haben als ihr amtliches Einkommen, die Frauen, die mit dem Mann zugleich den Versorger verlieren, mit wie schwerem Herzen müssen sie an den Tod denken, wenn sie nichts gethan haben, als ihre Kinder an Ansprüche gewöhnen, die nur Geld befriedigen kann. Auf wie gefährlicher Bahn sehen sie die Söhne wandeln, wie ungewiß ist das Schicksal der Töchter, wie folgt der in eitler Gedankenlosigkeit verlebten Jugend oft ein verkümmertes, liebeleeres, einsames Alter! Arme Mädchen heirathen jetzt selten, die Männer brauchen zu viel, die Frauen leisten zu wenig und die Liebe hält auch gleichen Schritt mit der Zeit und mißt auf der Goldwage den Werth geistiger wie materieller Güter. Was soll nun aus all den Mädchen werden, deren inneres Schicksal nur auf den Zufall basirt wurde, wie das äußere? Gute Naturen ringen und kämpfen sich durch und finden wohl ihren Platz in der Welt, denn Platz ist für Jeden, auch der richtige Platz, es gilt nur, ihn erkennen. Das aber kann eben leicht und schwer gemacht werden und darin

besteht die Aufgabe vernünftiger Erziehung. Gesunde Begriffe in den Kindern wecken, sie an Genügsamkeit gewöhnen, aus der Entbehrung kein Märtyrerthum machen, den Reichthum gründen auf Anspruchslosigkeit, die Freude rechnen zum täglichen Brod und das Vergnügen für den Feiertag, Schönheit unabhängig machen von Glanz, Vertrauen zum Schöpfer pflanzen in die junge Brust und, mit diesem gepaart, Vertrauen auf die eigne Kraft, Liebe zur Thätigkeit wecken und in die Thätigkeit Ordnung bringen, sie bewahren vor Regellosigkeit, ich meine, so ausgerüstet, ließe sich schon der Kampf mit dem Leben ausfechten und jeder Boden, auf den das Schicksal uns gestellt, würde zum naturgemäßen.

Ich wiederhole Ihnen hier so ungefähr, lieber Herr Graf, den Inhalt eines Gesprächs mit Frau von Löben, das ich absichtlich herbeiführte, ohne jedoch besondere Beziehungen merken zu lassen. Es war nur ein Saamenkorn, so auf gut Glück ausgestreut. Aufgehen wird es nicht, aber das soll mich nicht verdrießen, hier und da weiter zu säen, wenn nicht in das Herz der Mutter, so in die der Kinder. Frau von Löben stimmte übrigens all meinen Ansichten bei, setzte aber höchst naiv hinzu:

„Wenn es sich nur so ausführen ließe, aber dann müßte man sich isoliren, müßte wie die Einsiedler leben und das geht nicht. Bertha wird sehr hübsch werden, soll man sie der Welt entziehen? Dann verliert sie alle Aussicht auf eine Heirath. Das ist doch das Erste, was man einem Mädchen wünschen muß. In der Welt leben und die Mode unberücksichtigt lassen, geht auch wieder nicht. Es ist schon gräßlich, daß man nicht reich ist. Soll man aber deshalb nicht mit Solchen leben, die es sind? Und thut man es, so ist einiger Aufwand nicht zu vermeiden.“

Ich meinte nun doch, es ließe sich vermeiden; denn es thäte dem Vergnügen, der Freude am gegenseitigen

Umgang keinen Abbruch, wenn Jeder innerhalb der Grenzen seiner Verhältnisse bliebe.

„Nein," sagte sie, „wer mir Champagner und Austern giebt, dem kann ich nicht eine simple Tasse Thee vorsetzen, ich schämte mich todt. Sie würden es auch nicht thun."

„Ich weiß nicht", sagte ich, „aber ich glaube, ich würde bei der Wahl meines Umganges nicht an die Bewirthung denken. Man findet sich zusammen, wie man sich gefällt und Jeder hat seine Lebensgewohnheiten, die sich nach Geschmack und Verhältnissen richten. Ich theile die meiner Freunde und Bekannten, sie die meinen — andere Verpflichtungen würde ich mir auch nicht auferlegen. Umgang soll doch eine Freude, eine Annehmlichkeit sein, kein Zwang."

„Jeder nach seiner Ansicht," meinte sie, „verschiedene Erfahrungen führen natürlich zu verschiedenen Resultaten. Meines Mannes Stellung entscheidet über die Wahl unseres Umganges und die Mode über die Art der gegenseitigen Aufnahme. Ich mag darin nicht gegen meine Bekannten zurückstehen und möchte es meiner Bertha eben so wenig zumuthen, gar zu sehr gegen die jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft abzustechen. Das giebt so leicht ein bittres Gefühl. Ich sage es ihr oft genug, so kannst Du es nicht haben wie reiche Mädchen, da mußt Du entbehren lernen und bescheiden sein, Du bist einmal arm und so viel ist ja auch nicht daran gelegen, ob man eine Halskette oder ein Armband mehr hat, wenn nur so viel da ist, wie zum Anstand gehört."

„Und wie viel ist das in Beziehung auf Armbänder?" konnte ich nicht umhin etwas spöttisch zu fragen. Sie nahm die Frage für Ernst und antwortete deshalb:

„Nun, bei den jetzigen offnen Aermeln doch wenigstens eins auf jedem Arm, so lange man die Aermel geschlossen trug, war es nicht nöthig."

Ich brach das Gespräch ab. Mir schien Hopfen und Malz verloren. Ich empfand aufrichtiges Mitleid

mit den Kindern. Welche falsche Bescheidenheit wird in ihnen genährt, welche verkehrten Begriffe über Entbehrung und Armuth! Darf denn von Beiden nur die Rede sein, wo man nichts entbehrt als nur einzelne Gegenstände eines unnützen Luxus? Meinetwegen möchte man doch ihre Blicke richten auf die, die mehr an irdischen Glücksgütern haben, aber nur um ihnen die Werthlosigkeit derselben zu zeigen, ja nicht ohne die Herzen dorthin zu lenken, wo wirkliche Armuth um Hülfe bittet, wo wahrhaftes Entbehren uns das dafür gehaltene noch als Ueberfluß erscheinen läßt.

Ich werde es versuchen, bei den Kleinen wenigstens, denn Bertha kommt nicht zu mir, die hält sich scheu zurück und die älteren Söhne — nun, lieber Herr Graf, so vermessen bin ich nicht in meinem Bekehrungseifer, daß ich mir die Jünger der Genügsamkeit unter den Gardeoffizieren und angehenden Studenten suchte. Mag sie das Leben in die Schule nehmen und nicht zu hart! Ich nehme großes Interesse an all den Kindern. Es ist so viel Ursprünglichkeit in ihnen und die springt immer wie ein frischer Quell über all die Narrheit hinweg, mit der man sie umgiebt und bietet der Thorheit, mit der die Erziehung ihre schwachen Seiten hegt und pflegt, ein glückliches Gegengewicht.

„Meine Nichte betrachtet die Kinder eigentlich nur als zu ihrem Vergnügen geschaffen," sagte mir neulich Frau von Schönau. „Sie freut sich ja über Alles, was sie thun. Wenn der große Junge auf einem so vornehmen, üppigen Fuß lebt, daß abzusehen ist, er muß Schulden machen, freut sie sich doch an seiner Eleganz und Beliebtheit; der Cadett wird immer auf's unverschämte Maul geküßt, je weiter er es aufsperrt, um Impertinenzen zu sagen und Joachim mit seiner englischen Lady! — Na immerzu, der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht und wenn er erst entzwei ist —"

„I," sagte ich und strich meiner alten Excellenz über die sorgenvolle Stirn, „wenn er erst entzwei ist, dann

schöpft man sich auch mit der Scherbe einen frischen Trunk und sieht dann, daß der mehr werth ist, als das Gefäß."

Die alte Frau sah mich freundlich an.

„Meinen Sie? Gott geb' es!" sagte sie aus vollem Herzen.

Siebenter Brief.

Sie kennen, Herr Graf, meine Vorliebe für Familienbilder, für Portraits überhaupt. Hat man auch die Originale nicht gekannt und ist die Zeit, in der sie lebten, eine vergangene, man fühlt sich doch im Zusammenhang mit den Personen, deren Züge uns aus den Rahmen heraus, bald minder, bald mehr vertraut zur Seele sprechen und diese auffordern, ihre Schicksale aus ihren Zügen zu lesen.

Sie repräsentiren ja doch dasselbe Leben, das noch in unsern Adern pulsirt, während das ihrige sein vorgeschriebenes Ziel erreicht oder im vergeblichen Streben danach Schiffbruch erlitten hat, denselben vielgestaltigen Menschengeist, zum Leid und zur Freude, zum Herrschen und Beherrschtwerden, zum Dulden und Duldenlassen, gleich dem unsrigen erschaffen. Irgend ein hervorstechender Zug des Antlitzes, ein charakteristisches Merkmal in Haltung oder Kleidung vermittelt den Zusammenhang zwischen ihnen und uns, läßt uns das unserm eignen Empfinden Analoge herausfinden oder veranlaßt unser kaltes Abwenden und gleichgültiges Vorübergehen.

Ich war neulich zum ersten Mal in des Präsidenten Stube, weil Frau von Löben mir einen sehr schön ge-

stickten Sessel, den sie ihrem Mann gearbeitet, zeigen wollte. Das Geschenk giebt auch einen Beweis von Kindlichkeit, aber mehr in Beziehung auf den Unverstand derselben, als auf den Takt, der holden Einfalt eigen. Die Kissen sind in erhabener Arbeit und prunkendem Geschmack äußerst reich in Perlen gestickt. Die Prinzessin auf Erbsen des Märchens, die durch vielfach aufgehäufte weiche Pfühle hindurch, den harten Druck der unten liegenden Erbse herausfühlt, hätte sicher nicht darauf Ruhe gesucht und als Frau von Löben mir klagte, daß ihr Mann so sehr am Alten hänge und sich deshalb noch immer nicht entschließen könne, seinen alten Sessel mit dem neuen zu vertauschen, war mir der Grund seiner Weigerung klar. Der Mann ist so mager wie ein Skelett und den bettet die liebende Fürsorge seiner Frau auf Perlen! Ich war sehr schnell mit der Bewunderung des prunkenden Möbels fertig und wendete mein Interesse den an den Wänden hängenden Bildern zu.

Ich wandelte übrigens nicht nur unter Todten. Da waren die Portraits berühmter Staatsbeamten, die von Männern der Wissenschaft, die Alle noch unter den Lebenden weilen, Jugendfreunde des Präsidenten u. s. w. Da lachten mir überall in schwarzer und bunter Zeichnung, als Daguerreotyp oder Photographie die Gesichter der Kinder entgegen, das sehr schöne, in erster Jugendblüthe gemalte Portrait Frau von Löbens und das aus derselben Zeit stammende ihres Mannes umgebend. Ich konnte der vielfachen Aufforderung Frau von Löbens, auch das Portrait ihres Mannes schön zu finden, ein Genüge thun. Wenn der Unterschied des Alters sich auch auf beiden Bildern geltend machte, so mußte er doch damals, wo die Krankheit noch nicht die jetzige Verwüstung angerichtet, wirklich sehr gut ausgesehen haben.

Vor dem Bilde von des Präsidenten erster Frau, das, über seinem Schreibtisch hängend, durch eine davor

gestellte Lampe fast ganz verdeckt war, was, wie Frau von Löben mir zuflüsterte, durch sie veranlaßt sei, damit er nicht über dem Bilde der ersten, die wirkliche Existenz der zweiten Frau vergäße, vor diesem, das sanfte, gütige Herz seines Originals verbürgendem Portrait stand ich bewundernd, lachend dagegen vor einem andern, eine Frau in den mittleren Jahren darstellend, aus der Zeit herstammend, in der die Kunst des Daguerreotypirens ihre ersten mangelhaften Versuche angestellt.

Sie sitzt in fürchterlicher Steifheit da, die Züge verschwommen, die Augen farb-, glanz- und lichtlos, die eine Hand riesengroß auf einem Seitentischchen, die andere mit einem Buch auf dem Schooß ruhend. Respekt vor dem Bilde, es ist die verwittwete Schwägerin des Präsidenten, die Erbtante genannt. Die Hoffnungen der Familie beruhen auf ihr. Sie ist reich, leberkrank, lebenssatt, des eitlen Welttreibens müde.

Als ob die Lebenssatten ihren baldigen Tod sicher hätten und die Weltmüden immer Lust die Welt zu verlassen! Der Schmerz um den frühen Verlust ihres Mannes, um den sie auch äußerlich noch trauert, soll sich mit jedem Jahr steigern und ihr eine bittre Stimmung gegeben haben. So sagen ihre beiden ältesten Neffen, die damals, als ich mit ihnen auf der Eisenbahn zusammentraf, von einem Besuch bei ihr zurückkehrten. Sie besitzt außer einem beträchtlichen Baarvermögen auch ein Gut. Laut mündlicher Ueberlieferung soll ihr Mann den Wunsch ausgedrückt haben, es einst auf seinen Neffen Dietrich übertragen zu sehen und die vielen bittren Klagen der Tante über die schwierige Bewirthschaftung desselben berechtigen den sanguinischen Geist Frau von Löben's zu der Annahme, daß sie es schon bei ihren Lebzeiten dem jungen Mann übergeben wird.

Sie ist eine geborne Deckler. Frau von Löben spricht den Namen: de Clair aus und überläßt es den Zuhörern, in demselben die Firma einer berühmten

Stockfabrik zu erkennen oder durch den ausländischen Accent, den sie demselben beilegt, über die Adelsfrage hinwegzukommen.

Ich denke, Sie und ich wissen nun genug von der Tante. Dagegen muß ich Ihnen eine längere Geschichte von Herrn von Löbens Mutter erzählen, von der ein so sprechendes Portrait über seinem Sopha hängt, daß Jeder, der sie auch nie gesehen hat, von der Aehnlichkeit desselben überzeugt ist.

Ein ernstes, schönes, kluges, stolzes Gesicht, eiserne Charakterfestigkeit in jedem Zuge, ein Auge, das halb drohend blickt und doch über die Empfindung, die den Ausdruck hervorgebracht, unwillig zu trauern scheint. Liebe um Liebe, Haß für Haß, kein Vergeben und kein Vergessen. So ungefähr konstruirte ich mir den Charakter, als ich vor dem Bilde stand.

Ob ich richtig gelesen, mögen Ihnen folgende Notizen über das Leben der Frau sagen. Sie hat erst geheirathet, als die Zeit der Jugendblüthe vorüber. Aus jener Zeit stammt das Bild. Sie wurde früh Waise und lebte bis mehre Jahre vor ihrer Verheirathung mit ihrem jüngeren Bruder zusammen. Durch Heirath zusammengebracht, bestand nicht einmal die Verwandtschaft des Namens zwischen ihnen, desto inniger verband sie geschwisterliche Liebe und tiefe Herzenssympathie. Obgleich Elisabeth nur wenige Jahre älter als ihr Halbbruder Alexander war, meinte sie doch und, nimmt man die frühere Reife des weiblichen Geschlechts an, wohl nicht mit Unrecht, Theil an seiner Erziehung gehabt zu haben. Die darauf beanspruchte Autorität hörte natürlich auf, aber sie vertauschte das Recht der Erzieherin gern mit dem der Hausfrau.

Was ich Ihnen hier mittheile, lieber Herr Graf, ist den Bruchstücken eines Tagebuches entnommen, das sich nach ihrem Tode vorfand und ihren hinterbliebenen Kindern die erste und einzige und zwar sehr lückenhafte

Kunde von diesem Haupterlebniß aus der Vergangenheit der Verstorbenen überlieferte.

Bruder und Schwester hatten wahrscheinlich in sehr jugendlichem Alter und in einem Uebermaaß, in Schwärmerei ausartender geschwisterlicher Liebe, das Gelübde getauscht, nicht heirathen zu wollen. Sie hatte wenig Vermögen, er war reich, auch hierdurch sahen sie eine Bedingung gegenseitigen Ergänzens erfüllt. Die Sorge für ihre Wohlfahrt, so weit sie vom Besitz irdischer Güter abhängig ist, übernahm er, sie dafür die für die Wohlfahrt seines Hauses. Nach Beider Auffassung war es ein vollendetes Glück.

Ob Elisabeth's Herz nun im Allgemeinen kühl gegen Männer gewesen, ob nur der Umstand, daß Alexander zufällig zuerst die Unhaltbarkeit des getauschten Gelübdes erkannt, sie bewahrt hatte, den in diesem Fall so sehr natürlichen Treubruch zu begehen, weiß Gott. Genug aber, er war's, der zuerst die Grenzen der Geschwisterliebe und die durch sie unausgefüllte Lücke in demselben Augenblick erkannte, als der Einfluß eines andern weiblichen Wesens sich mit unwiderstehlicher Gewalt in seinem Herzen fühlbar machte.

Es war so hübsch als richtig empfunden, daß er augenblicklich die Schwester zur Vertrauten seiner plötzlich über ihn gekommenen Leidenschaft machte. Er gab ihr damit das höchste Maaß der zwischen ihnen allein möglichen Liebe, gab mit diesem offenen Bekenntniß des Vertrauens ihrem beiderseitigen Verhältniß zugleich eine sichre Grundlage. Ihrer sicher, wie seiner selbst, kam ihm kein Zweifel an ihrem richtigen Verständniß in die Seele. Er hatte sich geirrt. Ihr erstes Gefühl war Enttäuschung. Verletzt in ihrem Recht, ihren Ansprüchen, gekränkt in ihrer Liebe; denn sie nennt das, was der Bruder ihr bietet, eine Bettlergabe im Vergleich zu dem, was er ihr schuldet, zu sehr an Offenheit gewöhnt, vielleicht auch zu rücksichtslos, um seine Gefühle zu schonen, bricht sie in heftige Klagen, heftige Vor=

würfe aus und erklärt offen, daß ein solcher Schritt des Bruders sie von dem Platz verstoße, den als den ihr zukommenden zu betrachten, ihr wie sein Gelübde sie Beide verpflichte.

Es ist seltsam, wie Leidenschaft die Blicke verblendet, wie schief ein Urtheil ausfällt, das, hartnäckig von einem vorausgesetzten Standpunkt ausgehend, sich zwar an Thatsachen hält und diese wiedergiebt, aber in einer ganz willkürlichen, den eigentlichen Sachverhalt entstellenden Weise.

Nach Elisabeth's eigener Darstellung, die sich vollständig an den Wortlaut der Unterredung hält und nur nachher die daraus gezogenen, sehr falschen Schlüsse gleichsam als Kritik unter den Bericht setzt, nach dieser Darstellung zu urtheilen, kann man sich bei einem solchen Conflikt nicht schonender, zarter, liebevoller benehmen, als Alexander es thut. Man fühlt in seiner Seele den Schreck über die tiefe Kluft, die sich auf einmal zwischen den Geschwistern öffnet, fühlt sich mit ihm zurückgestoßen von dem egoistischen Festhalten an ein irrthümlich für bindend gehaltenes Verhältniß und begreift vollständig, wie sich aus diesem ersten gewichtigen Mißverstehen, dieser entgegengesetzten Auffassung der heiligsten Lebensinteressen, die weiteren, trennenden Mißverständnisse unabweisbar entwickeln.

Sein Ziel zeigt er offen, gerade ist der Weg, den er dorthin einschlägt; der Zweck, den sie verfolgt, ist dem seinen entgegengesetzt und der Weg, auf dem sie dorthin strebt, wird künstlich verhüllt. Ist es ein Wunder, daß er in dem Schlangenpfad der Intrigue nicht den Weg zu einem würdigen Ziel anerkennt?

Das Geschick will es, daß ihre einzige liebste Freundin, die Tochter eines Gutsnachbarn, sein Herz gewonnen hat. Das Mädchen ist viel jünger, als sie und erkennt in ihr, wie es scheint, die Autorität neben der Freundin und Vertrauten. Das Herz des Mädchens ist längst nicht mehr frei. Eine Aussprache mit dem

Manne ihrer Wahl hat nicht stattgefunden, da vorläufig die Verhältnisse noch einer offnen Bewerbung ungünstig sind. Die Vertraute von Beiden hat aber ihr Wort verpfändet, nie und gegen Keinen das mindeste von dieser Zuneigung zu verrathen.

Sie hält es auch der vertraulichen Mittheilung des Bruders gegenüber. Die Sicherheit aber, daß er eine Fehlbitte thun wird, die Absicht, ihn davor zu bewahren, und doch die Unmöglichkeit, ihr Abrathen von der Heirath, ihre immer wiederholte Versicherung, daß er und das Mädchen nimmer ein Paar werden würden, zu begründen, machen ihn mißtrauisch.

Er richtet kurz und bestimmt gefaßte Fragen an sie, ihre Antworten umgehen den Kern derselben und machen Ausflüchte.

„Es ist gut," sagt er zuletzt, „ich kenne Deine Gesinnung. Deine Liebe zu mir ist eine egoistische. Du willst überhaupt nicht, daß ich heirathe? Ja oder nein?"

„Nein," antwortet sie, ohne sich zu besinnen.

Von nun an spricht der Bruder kein Wort mehr über die Angelegenheit, aber er schreitet zur That. Er fängt an, sich um die junge Dame zu bewerben. Diese bemerkt es mit Schrecken, ihre Eltern mit Freude. Sie sieht die größten Conflikte voraus und bittet Elisabeth um Hülfe, ohne ihr jedoch die Freiheit einräumen zu wollen, den Bewerber von ihrer bereits verschenkten Neigung in Kenntniß zu setzen. Dagegen streitet weibliches Zartgefühl aus doppelten Ursachen, die eine so unbegründet, wie die andere.

Sie will weder ihr Geheimniß preisgeben, noch da, wo keine direkte Frage an sie ergangen ist, durch eine voreilige Antwort verletzen. Sie hofft, ihre Gesinnung durch ihr Benehmen aussprechen zu können, aber Alexanders Werbung ist so zart und sie, der günstigen Aufnahme, die diese bei den Eltern findet, gegenüber so zaghaft und unsicher, daß, wie Elisabeth selbst sagt,

ihr Benehmen sich auslegen läßt und Elisabeth's richtige Deutung desselben nur durch ein zurückweisendes Lächeln des Bruders und die bestimmte Forderung, sich nicht einzumischen, beantwortet wird.

Da faßt Elisabeth einen kurzen Entschluß. Sie schreibt an den Geliebten ihrer Freundin und theilt ihm offen die Sachlage mit. Der Brief ist dem Boten übergeben, durch den die Verbindung mit der nächsten Poststation vermittelt wird. Der Zufall will es, daß ein Brief ihres Bruders, der gleichfalls zur Post sollte, liegen geblieben ist. Sie will ihn nachschicken, er hört davon und da er gerade im Begriff ist, auszureiten, nimmt er den Brief selbst, den Boten damit einzuholen.

Das ist in wenigen Minuten geschehen. Der Bote muß die Posttasche öffnen, Alexander legt den Brief in das Postbuch, da fällt ihm der seiner Schwester in die Hand.

Er liest die Adresse, wundert sich in dem Augenblick über die Correspondenz, da er von keinem vertrauten Verhältniß der Beiden weiß und nimmt sich vor, darnach zu fragen, vergißt es aber wieder.

Der Brief und seine Bedeutung fallen ihm erst wieder ein, als er kurze Zeit darauf die Anzeige von der Verlobung seiner Geliebten mit besagtem Manne erfährt.

Mit der Anzeige in der Hand, zitternd vor Bewegung und sie mühsam niederkämpfend, tritt er bei seiner Schwester ein und theilt ihr mit schneidender Kürze und Schärfe das Ergebniß seiner Gedanken mit.

„Du hast an . . . . geschrieben, ich habe den Brief gesehen, leugne nicht, ist dies hier," er hält ihr die Anzeige hin, „das Ergebniß desselben?"

Sie bejaht ohne Zögern und ohne die versöhnende Erklärung hinzuzufügen, die sie noch ihrem Stolz abzuringen strebt, während er, ihr das Blatt vor die Füße werfend, bitter ausruft:

„Intrigantin! Eigennützige Intrigantin! Deine

Liebe weiß ich jetzt zu würdigen, sie ist nichts als gemeine Spekulation, unwürdige Herrschsucht!"

Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer und kurze Zeit darauf das Haus.

Sie hört den Hufschlag seines Pferdes, sie eilt an's Fenster, er ist eben aufgesessen und dem Pferd die Sporen einsetzend, jagt er davon. Sie hat ihn zum letzten Mal gesehn.

Sie vergiebt und vergißt nicht, auch nicht ein aus Irrthum begangenes Unrecht, vergiebt und vergißt es Dem nicht, den sie am meisten auf der Welt geliebt und hat damit ihr Urtheil gesprochen, ihr Geschick bestimmt.

Noch denselben Tag reist sie ab, geht zu einer Bekannten aus früherer Zeit, wo sie verweilt bis sie ihr kleines Capital flüssig gemacht und sich in den Stand gesetzt sieht, ihren schnell entworfenen und energisch verfolgten Plan auszuführen. Ihrem Bruder sagt sie schriftlich Lebewohl. Aber auch dabei keine Erklärung.

„Ich bin keine eigennützige Intrigantin und werde es Dir beweisen. Ich will nichts von Dir, weder Liebe noch etwas von den Dingen, die Liebe, ohne abzuwägen giebt und Liebe, ohne sich zu besinnen nimmt. Was ich that war recht, kehrte heut die Gelegenheit zurück, ich thäte es wieder. Der Schuldige allein bist Du, der Beschimpfung zum Wortbruch fügte. Lebewohl für immer!"

Sie sendet ihm den Brief und geht nach England, tritt dort in ein Pensionat ein, bis sie eine Stelle als Erzieherin gefunden, wozu ihre Bildung sie in jeder Weise befähigt. Sie hat Glück und kommt in ein Haus, wo man ihren Werth zu schätzen weiß und ihr eine, sonst den Gouvernanten in England nicht gewährte Stellung giebt. Nachdem sie die Erziehung der ihr anvertrauten jungen Damen vollendet, will man sie als Freundin, als Hausgenossin fesseln. Dem

widerstrebt ihr Stolz, der viel stärker ist, als der Zug des Herzens. Der Vorwurf des Eigennutzes lastet noch schwer auf ihrer Seele. Ihn nicht aufkommen zu lassen, auch Keinem einen scheinbaren Vorwand zu geben, sie jemals dessen zu beschuldigen, wägt sie auf scharfer Wage Mein und Dein gegeneinander ab und will nichts nehmen, wofür sie nicht zu geben hat. Freundschaft um Freundschaft wohl, die Rechnung ist auszugleichen, aber das sorglose, genußreiche Leben im Hause des Reichthums! Da ist eine Lücke im Tauschhandel, die sie nicht ausfüllen kann, und das Geschäft — denn dazu macht es ihre Auffassung — wird nicht abgeschlossen.

Auch diesem nie vergessenen, nie zu überwindenden Vorwurf des Eigennutzes gegenüber, nimmt sie eine falsche, unhaltbare Stellung der Selbstvertheidigung ein. Da wo der Vorwurf traf, erkennt sie ihn nicht, um sich dort, wo er nicht verwunden kann, gegen ihn zur Wehre zu setzen. Daß Liebe eigennützig sein kann, giebt sie nicht zu, sie hat immer nur den einen gemeinen, niedrigen Eigennutz vor Augen, den, der sich bereichern will durch die Güte Anderer. Daß sie in der Liebe eigennützig *war*, kümmert und kränkt sie nicht, daß sie es in anderem Sinn, in Beziehung auf weltliche Güter *scheinen* könnte, das treibt sie abermals unter fremde Menschen. Doch dort erfüllt sich ihr Schicksal durch eine Heirath. Sie lernt ihren Mann, der als Legationsrath der Gesandschaft attachirt ist, kennen. Er, durch ihre Schönheit, ihren Geist bezaubert, bietet ihr seine Hand und sie, deren Herz wirklich und zwar zum erstenmal in heller Leidenschaft auflodert, erfährt die ganze, reinigende, veredelnde Gewalt einer wirklichen Liebe.

Herz um Herz! ist die Losung, da hört jedes Rechenexempel auf.

Nun möchte man meinen, sie an dem Wendepunkt ihrer innern Entwickelung angekommen zu sehen, wo des Bruders scheinbare Untreue gegen sie eine volle

Rechtfertigung erfahren. Keineswegs! Denn eingesponnen in ihre falschen Auffassungen und Vorurtheile, eines Vorwandes bedürftig, ihr starres Recht gegen ihn ferner behaupten zu können, sagt sie sich einfach:

„Ich bin frei, er war es nicht. Ich hätte ihm Wort gehalten, nicht aus gemeiner Spekulation, sondern aus Pflichttreue, ja was noch mehr ist, mein durch ihn ausgefülltes Herz würde sich mit seiner Liebe begnügt haben.“

Sie heirathet ihren Bewerber und lebt lange mit ihm im Auslande, ihre beiden Söhne werden in London geboren. Ihr Mann macht eine brillante Carriere, wird Gesandter, sie nimmt eine hervorragende Stellung in der Welt ein.

Ihr Tagebuch enthält geistreiche Notizen über ihr Leben an den verschiedenen Höfen. Das Bild des Bruders ist verblaßt. Ein paar Mal, wo es aus flüchtigen Jugenderinnerungen auftaucht, knüpft sich eine triumphirende Bemerkung daran über ihr Schicksal, daß, trotz der ihr widerfahrenen Verstoßung, sich so glänzend gestaltet hat, nie taucht der Wunsch ihr auf, ihn wiederzusehen, sich mit ihm auszusöhnen. Im Gegentheil, sie freut sich, daß er sichtlich nichts von ihr weiß, daß ihr Leben im Auslande jeder Begegnung ungünstig ist.

Für sie ist der Bruder todt, sie freut sich, daß er nicht denselben Namen führt wie sie und die Welt also keinen Zusammenhang ahnen kann. Ihr Mann, der natürlich ihre Verhältnisse kennt, hat ihr als Bräutigam schon das Versprechen geben müssen, sich aller Versöhnungsversuche zu enthalten, sie läßt es ihn an der Wiege ihres ersten Kindes wiederholen. Sie will dem Bruder ferner bleiben denn je, soll er sie etwa wieder der eigennützigen Spekulation auf sein Vermögen, diesmal im Interesse ihres Sohnes beschuldigen?

Sie nimmt sich fest vor, ihre Kinder nie in Berührung mit diesem ihrem einzigen nächsten Verwandten zu bringen, wie sie ihn in Erinnerung an ihr früheres

geschwisterliches Verhältniß nennt, in Wahrheit ist er's ja nicht.

Als das letzte Glied einer im Aussterben begriffenen Familie, hat sie keine näheren Verwandten, mit ihr erlischt ihr väterlicher Familienname. Sie ist furchtbar konsequent in ihrem Zorn, in ihrem Haß. In das schöne, charaktervolle Gesicht ist tief und scharf der Zug eingegraben, der da sagt: ich vergesse und vergebe nichts! und die Trauer, daß gerade ihr ein Loos geworden, das nicht vergeben und vergessen werden kann, mildert nur wenig den herben, frevelhaften Ausspruch.

Dennoch liegt in ihrem Thun ein Widerspruch gegen dies herbe Wort. Sie spricht nie mit ihren Kindern von dem einst so geliebten Bruder, aber sie vernichtet das Tagebuch nicht, das ihnen Kunde von demselben geben kann.

Fast sieht es so aus, als wollte sie mit ihrem Leben den Haß abgeschlossen wissen, aber kein Wort, keine noch so leise Andeutung macht aus der Mittheilung ihrer Lebensgeschichte ein Vermächtniß der Liebe. Das Tagebuch endet mit dem Tode ihres Mannes. Die Angabe des Tages, der Stunde, in der derselbe erfolgt, mit zitternder Hand hineingeschrieben, schließt es ab. Das Weitere wurde mir durch Frau von Löben ergänzt.

Sie kehrte nun in die Heimath zurück, zog der Erziehung der Söhne wegen in eine größere Stadt, legte nie die Trauer ab, trat nie mit der Welt in eine nähere Verbindung. Ihr Mann hatte wenig hinterlassen, sie schränkt sich auf das Aeußerste ein, die standesgemäße Erziehung der Söhne zu bestreiten. Sie ist ihnen Alles, Mutter, Freundin, strenger Mentor. Sie gerathen ihr, machen ihre Freude, kommen vorwärts im Leben. Sie leitet ihre Schritte, sie folgt denselben, als jene der Leitung entwachsen sind.

Sie erlebt noch die Verheirathung ihrer Söhne, die Geburt der drei ältesten Enkel, dann tritt plötzlich der Todesengel an sie heran und bringt ein Herz zum

Stillstehn, das vielfach groß und warm empfunden, in dessen Haß, dessen Rache noch der Funke der Liebe geglimmt, aus dem Beides entsprungen, streicht einen Charakter aus der Liste der Lebenden und Strebenden, der in seiner Festigkeit und Willenskraft zur Größe beanlagt, seine Schätze zu falscher Münze ausgeprägt und den Bankerott, den es mitten im Glanz und Reichthum der Jugend, in der Liebesfülle des Herzens erlitten, nie im Leben verwinden konnte.

Das unaufgeklärte Mißverständniß, das unverziehene Unrecht deckt jetzt die Erde, ich meine nicht, daß der Geist von diesen irdischen Zerwürfnissen etwas Anderes mit hinübernimmt als die Reue über die eigene Kurzsichtigkeit und Herzenshärte.

Sie starb in Fülle der Gesundheit und kräftigen Alters. Irdische Güter hinterließ sie den Söhnen nicht und dem, den ich kenne, wie es scheint, auch wenig von Consequenz und Kraft, die, in richtiger Weise angewendet, den Menschen gewissermaßen zum Herrn seines Schicksals machen.

Ob sie das Tagebuch vergessen, dessen Vernichtung hinausgeschoben oder auch vielleicht absichtlich zurückgelassen hatte, den Pfad, den sie nicht betreten, den Söhnen offen zu lassen, wer weiß es!

Beide Brüder waren einig darin, ihren Willen in keiner Weise zu deuten und durch eigenmächtiges Handeln dem der Vorsehung vorzugreifen. Sie stellten keinerlei Nachforschung nach dem, ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannten Oheim an, ja der Präsident wollte das Tagebuch verbrennen, um es weiterer Kenntniß zu entziehen. Dagegen protestirte Frau von Löben und setzte ihren Willen, wie immer, mit Bitten und Schmeicheln durch.

Letzteres erfuhr ich erst, als sie es mir, durch meine Bewunderung des Bildes veranlaßt, vorgelesen hatte. Einwendungen der Diskretion hatte ich vorher nicht gemacht, sie nachher zu machen wäre vollends unnütz

gewesen und mein Studium der uralten, vielgestaltigen Sphynx, die in jedem Menschenherzen verjüngt und umgewandelt aufersteht und uns ihre Räthsel zu rathen giebt, würde einen Aufschluß weniger empfangen haben.

Es ist und bleibt ein bewundernswerthes Organ, dies Herz, das physisches und psychisches Leben vermittelt, der Centralpunkt für Beides ist. Wie kann man sich nur sein ganzes Leben lang darauf herumtreten und sich einbilden, das imponire Gott und den Menschen! Wem thut der Haß das größte Leid? Wie weit reicht er?

Hier nicht bis in die nächste Generation. In des Präsidenten milde Seele ist gewiß kein Fünkchen desselben gefallen und die Kinder? Ich werde Ihnen ein, an diese Geschichte geknüpftes Gespräch der Kinder erzählen.

„Wenn sie nicht meine Großmutter und wenn sie nicht todt wäre," meinte Joachim, der, wenn sein Tadel Autoritäten trifft, ihn immer auf diese Weise einkleidet, „so würde ich sagen, sie ist reif für Borneo mit ihrem Stolz, der Keinem was hilft und ihrer Rache, die nur uns unschuldigen Enkeln schadet. Der Großonkel ist ein guter Kerl" —

„Joachim!" warnte die Mutter, „wie kannst Du Dich so rücksichtslos ausdrücken!" Aber das Lachen blitzt ihr aus den Augen und so kehrt er sich nicht sehr an ihre Einwendungen und weist diese mit den Worten zurück: —

„Ich spreche ja nicht von der Großmutter, ich sage ja nur wie ich sprechen würde, wenn sie eine Fremde wäre und der Großonkel nimmt mir den guten Kerl nicht übel. Ein guter Kerl ist so gut ein Lob, wie ein ganzer Kerl. Man kann nicht mehr sein wie ein ganzer Kerl, auch wenn man nur ein armer Kerl ist, was wir wahrscheinlich Alle, die Schwestern natürlich ausgenommen, sein werden, wenn nicht die Erbtante ihrer Lebensmüdigkeit Ehre macht und mit Tode abgeht oder wir vielleicht den Erbonkel finden."

„Lebensmüde Wittwen heirathen manchmal eher, als daß sie sterben," war ich boshaft genug einzuschalten.

„Kann sein, darüber hat ein Junggeselle keine Erfahrung," antwortete der kleine Affe und Frau von Löben fügte hinzu:

„Sie wird nicht heirathen, der Mann ist schon drei Jahre todt und sie trauert noch. Sie ist sicherer, als der Onkel, von dem man wahrscheinlich nie etwas erfährt und der ja auch verheirathet sein kann!"

Hiergegen protestirt Bertha. Der unbekannte Onkel ist ihr Held und sie ist der festen Ueberzeugung, daß er nicht geheirathet, die erste Liebe nicht vergessen hat.

Ein Bild, das sich im Nachlaß der Verstorbenen vorgefunden und, obgleich nichts darüber im Tagebuch bemerkt, für sein Portrait gilt, hat Bertha, wie Joachim mit einem Kunstausdruck sagt, geklemmt und unter ihren kleinen Kostbarkeiten bewahrt. Auf meine Bitte holte sie es herbei. Das Bild frappirte mich im ersten Augenblick, ich meinte das Original zu kennen. Wo sind mir nur diese ernsten tiefen Augen begegnet oder habe ich von ihnen geträumt? Ich pflege wohl nicht so romantische Träume, weder im Wachen noch im Schlafen zu haben aber — ich bleibe dabei, gesehen muß ich das Gesicht haben.

Bertha gerieth in die höchste Aufregung als ich es sagte. Ich sollte mich durchaus besinnen, sollte ihr den Onkel schaffen.

„Bertha hat sich in das Portrait verliebt," neckte sie Joachim.

„Unsinn!" wies sie ihn unwillig ab, „ich denke es mir nur ganz reizend, einen alten Onkel zu haben und dessen Liebling zu sein."

„So und das würde Dir wohl Keiner streitig machen?" rief Joachim, sich affektirt in die Brust werfend, aus.

„Nun, Du doch nicht? Jungen brauchen selten die alten Onkels zu etwas Anderem, als zum Schuldenbezahlen, da haben die Mädchen mehr Chance zum Lieb-

ling. Alte Männer haben immer junge Mädchen gern. Elsens Großvater lacht über das ganze Gesicht, wenn sie eintritt. Ich will auch Jemand haben, dessen Gesicht hell wird, wenn ich hereinkomme."

Ich sah sie lächelnd an.

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen," schnitt sie mir das Wort ab, noch ehe ich überhaupt Lust hatte es auszusprechen. „Sie haben eine moralische Sentenz in Bereitschaft, daß man das überall haben und erleben kann, daß die Leute sich über unsern Anblick freuen; aber so wie Sie es meinen, soll man erst sehr tugendhaft sein und es sich erwerben, das ist nicht mein Fall, ich will es von selbst haben."

Sie irrte sich, das hatte ich nicht gedacht. Ich hatte mich nur über den Wunsch, über die Sehnsucht des Herzens gefreut, die allen Einflüssen der Erziehung, ja der eignen weltlichen Richtung zum Trotz, instinktiv nach dem Sonnenschein des Lebens begehrte.

Ein Gesicht, das sich aufhellt bei unserm Anblick! Das Ziel ist schön — möchte sie den richtigen Weg dorthin finden.

„Liebes Kind," sagte Frau von Löben, „in der Jugend erlebt das jedes leidlich aussehende Mädchen, warte nur den nächsten Winter ab" — Bertha schüttelte den Kopf.

„Das meine ich nicht. Das gehört zum Leben, ich will etwas, was darüber geht." —

Sie schwieg eine Weile sinnend, auf einmal sagte sie heftig:

„Und ich würde doch sein Liebling sein!" nahm ihr Bild wieder und lief damit zur Thür hinaus.

Die Brüder lachten ihr nach. Frau von Löben drang in mich, mich doch zu besinnen, wo ich das Original des Portrait gesehen.

Ich hatte den Schlüssel gefunden. Nun ich das Bild nicht mehr sah, wurde mir klar, was mir bekannt aus demselben entgegengeblickt, es war nur eine Aehnlich-

keit, ja eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Bertha. Es will es Keiner wahr haben, aber es ist doch der Fall und ich muß leider Frau von Löbens aufgeglühte Hoffnung, durch mich den Erbonkel zu finden, vernichten.

Ich schreibe ungern das Wort Erbonkel, Erbtante, das so geläufig über die Kinderlippen fließt, ohne doch, wie ich fest glaube, in seiner gehässigen Bedeutung in den Kinderherzen zu haften.

Es ist eines, was die Zeit geboren, ein lebendiges Zeugniß der in ihr herrschenden Richtung, ein Wort, liebeleerer Berechnung dienend. Nicht nobler Auffassung ist es entsprungen, tausendfach bedient sich dessen der gedankenlose Scherz, aber ehe man sich versieht, haftet solch Wort fest im Begriff und wie sich das Ohr an den Klang, so gewöhnt sich das Herz an die Bedeutung.

Erbtante, Erbonkel bedeuten hier zwei Hauptpfeiler zum Zukunftsgebäude des Glückes, kein normaler Bau, um den sich die Kinder schaaren, statt daß man ihnen Meißel und Axt in die Hand giebt und sie lehrt, sich ihr Haus von Grund aus selber zu bauen.

Sie werden es doch müssen, es muß es der Reichste, der Unabhängigste, aber wie viel leichter dem, der es von unten auf gelernt hat!

Im Lehren liegt die Pflicht der Eltern, die Grenze ihrer Verantwortung. Im Uebrigen — die Welt ist weit und Platz und Material genug zum Häuserbauen. Gott helfe den Kindern zu der Kunst, die Eltern werden ihnen nicht dazu verhelfen!

Achter Brief.

Sie sind ein feiner Seelenkenner, lieber Herr Graf; denn etwas Anderem als Ihrer richtigen Auffassung menschlicher Empfindungen, die Sie auch unausgesprochene, kaum klar gedachte Eindrücke errathen läßt, etwas Anderem kann ich kaum Ihre lieben Zeilen zuschreiben. Es war unser Abkommen, daß mein Leben offen vor Ihnen liegen, daß die Entfernung mich Ihnen nicht entfremden sollte, aber Sie haben ganz richtig vorhergesehen, welch unheimliches Gefühl es auf die Dauer sein muß, mit Jemand fortgesetzt zu sprechen, der einen dichten Vorhang vor sein Haupt gezogen und seine Lippen mit siebenfachen Schlössern verwahrt hat. Eine ganze Weile erzählt man unverdrossen fort. Auf einmal fragt man sich: Wem erzählst Du? Hört er Dir auch noch zu? Klingen Deine Worte auch nicht mißtönend in seine Seele oder ist er über den Klang derselben gar eingeschlafen?

Es ist ein sonderbares Ding, aber es ist selten ein Genügen in einseitigem Thun. Man will immer etwas haben, was zurückwirkt. Das Instrument, das wir berühren, soll tönend widerklingen, aus dem Stein der Funke sprühen, beim Händedruck will man Gegendruck fühlen, den verständnißvollen Blick sucht man im Auge des Andern, und das Wort, in die Ferne getragen, bangt nach dem Echo. Stumm ist nur der Tod und reicht Liebe und Freundschaft und der Glaube an Beides auch über das Grab hinaus, folgen unsere Gedanken auch dem dahingegangenen Lieben hinüber in die unbekannte Ewigkeit, so liegt ja gerade darin, daß sie ohne Widerhall dahinziehen, das Gefühl des Verlustes. Man giebt die volle Seele und weiß nichts von dem, der sie empfängt.

nur dem Einsamen lang, der sich nicht zu beschäftigen weiß, weil er thörichterweise Lebensgenuß streng von Beschäftigung scheidet, während Beides zusammengehört und eins durch das Andere bedingt wird.

Werden Sie glauben, daß Frau von Löben anfängt, mich mit Dietrich's Besuchen zu necken und mir allerlei von seiner Verehrung vorzuerzählen? Eine komische Passion, die natürlichsten, harmlosesten Dinge zu verdrehen. Es freut mich, daß der junge Mensch Gefallen an meinem Umgang findet. Wo die Jugend strebt, mit reiferen älteren Personen zu verkehren, giebt sie immer den Beweis eines tiefer angelegten Gemüths, eines nach Verständniß ringenden Geistes und sucht unbewußt nach einem Gegengewicht gegen die tausend kleinen Nichtigkeiten und Fadheiten, mit denen das Leben der Welt ihren Pfad bestreut. Sie gewinnt Reife, wir empfangen Frische und die Wechselwirkung ist hergestellt.

Man nimmt hier Alles so sehr wörtlich und so will Frau von Löben eine Berufung auf mein Alter nicht gelten lassen. Mein Gott, alt sein heißt ja nicht, abgelebt sein. Ich meine auch nicht das Alter mit grauem Haar, ich meine das, welches nur die Freude der Jugend, wenn auch nicht das Verständniß dafür, ausschließt. Ich kann nicht lachen und weinen in einem und demselben Augenblick, kann nicht Seifenblasen in die Luft pusten und Luftschlösser bauen mit dem Glauben an ihre Realität, aber ich kann das Alles thun sehen und mich daran entzücken und erquicken und kann auch die Uebergänge verstehen, auf denen ein kindliches Gemüth sich an die Räthsel des Lebens wagt und sie auf selbstständige Weise zu lösen versucht.

Mir ist eigentlich nichts unbedeutend, was ich als Ausfluß menschlicher Natur erkenne, selbst die Thorheit hat so ihre theilweise Berechtigung. Ich meine, das fühlt der junge Offizier heraus und deshalb schenkt er mir hier und da einen müßigen Abend, nicht aus

Courtoisie, zu der so wenig ein Grund, wie zu der Verehrung, die ich mir oktroyiren lassen soll. Warum sollen auch alle Seelenregungen einen Grund haben! Soll nichts Unwillkürliches gelten?

Für Joachim's Besuche kann ich allerdings einen Grund angeben und einen ziemlich reellen. Er kommt wirklich um's Abendbrod und weit davon entfernt, darin eine Herabsetzung zu sehen, freue ich mich herzlich darüber. Ich kann es dem armen Jungen nicht verdenken, daß er nicht den von dem Dienstmädchen ihm zu Hause bereiteten schlechten Thee trinken will.

In den meisten Fällen genießt er nichts. Hat er Hunger, kommt er zu mir, so ist es abgemacht. Ich glaube aber wirklich, die Liebe zehrt an ihm, denn er kommt selten. Es ist überhaupt nicht recht geheuer mit ihm. Seine Stimmung ist ungleich: „bald himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt," — die Schlußstrophen kann ich unmöglich auf meinen kleinen Gymnasiasten anwenden.

Ich suche die Bedingungen seines Glückes hauptsächlich in regelmäßiger Arbeit und tadelloser Führung. Sollte es da hapern? Das thäte mir leid.

Neulich besuchte mich auch Bertha einmal, das heißt, sie kam nicht von selbst, Dietrich brachte sie mit.

„Ist's erlaubt?" fragte er im Eintreten. „Ich wollte zu meinen Eltern, aber die sind wieder bei irgend einem Beamten, der zu meines Vaters Ressort gehört und von seinem dürftigen Gehalt zwei Drittel für die Genugthuung ausgiebt, mit der Anwesenheit seines Chefs bei seinen obskuren Gesellschaften zu prahlen. Es ist Alles eitel" —

„Und der Gardelieutenant am meisten," unterbrach ich ihn.

Er lachte.

„Meinen Sie, daß er eitel ist oder zu den eitlen Dingen, das heißt zu denen, die nichts nützen, gehört?" fragte er.

„Nach Umständen beides,“ entgegnete ich.

Während dieses scherzhaften Zwiegesprächs stand Bertha verlegen im Hintergrunde.

„Ich fand sie,“ sagte Dietrich, auf die Schwester weisend, „in traurigster Einsamkeit, halb eingeschlafen vor Unglück und Langeweile und zwang sie, mich zu ihnen zu begleiten.“

Bertha sah ihn erschrocken an.

„Ja, zwang sie,“ fuhr er fort, „denn sie getraute sich nicht, es von selbst zu thun.“

„Ich wußte nicht, ob ich durfte,“ sagte Bertha zögernd.

„Sie ist so eifersüchtig und mißtrauisch, Sie glauben nicht, wie,“ fuhr Dietrich fort und warf sich ungenirt in meinen Lehnstuhl, von dem ich ihn aber herunter nöthigte, und ihm einen andern, sowie auch Bertha einen Platz anwies. „Sie will immer die Erste sein und wo sie das nicht ist, fühlt sie sich zurückgesetzt,“ bemerkte Dietrich.

„Das ist nicht wahr!“ brauste Bertha auf, setzte aber gleich etwas verlegen hinzu: „Ich verstehe es nur nicht, mich einzuschmeicheln und gehe nicht gern dahin, wo ich nicht eingeladen bin.“

Ich stand auf, holte eine Karte, schrieb darauf: Fräulein Bertha von Löben ist ein für allemal für jeden freien Abend eingeladen von Hildegard von Schönerbrunn, und überreichte sie ihr mit tiefer Verbeugung.

Sie las. Lächeln und Erröthen flog wie Sonnenschein über ihr hübsches Gesicht, dann verfinsterte sich dieses wieder und sie sagte trotzig:

„Ich werde nicht oft kommen, ich bin doch einmal kein Allerweltsliebling wie — Gertrud,“ fügte sie leise hinzu.

„Halten Sie das wie Sie wollen, aber wenn Sie da sind, benehmen Sie sich wie ein Allerweltsliebling,“ sagte ich mit freundlichem Ton, der die Worte mildern sollte.

„Wie ist das? Was meinen Sie damit?“ fragte sie.

„Zutrauensvoll,“ beantwortete ich die gereizt klingende Frage.

Sie schüttelte leicht den Kopf, sagte nichts weiter und nahm in unbefangner Weise Theil an dem weiteren Gespräch.

Eine Arbeit hatte sie nicht mit. Die Hände ruhten im Schooß oder trommelten mit den Fingern auf dem Tisch. Gertrud nähte fleißig, Arthur und Klärchen bauten Kartenhäuser, Dietrich hatte ein Blatt vor sich, auf das er Carrikaturen zeichnete und ich hatte mein Strickzeug vor.

„Wollen Sie sich nicht auch Ihre Arbeit holen?“ fragte ich. „Es macht sich so ungemüthlich, daß Sie nichts thun, es sieht aus, als wollten Sie gleich wieder gehen.“

Sie stand auf und ging, aber — sie kam nicht wieder. Da ich den wahren Grund ihres Fortbleibens nicht gleich begriff, sondern an irgend einen Querstrich von Außen her glaubte, schickte ich ein Weilchen darauf Caroline nach ihr. Diese kam mit dem Bescheid zurück, das Fräulein musizire.

Ich lachte, Dietrich sprang auf und wollte hinüber eilen, ich hielt ihn mit einem Wink auf die Kinder davon, sowie von einer Aeußerung seiner Empfindungen zurück. Diese brachen erst los, als meine kleinen Gäste mich zu gewohnter Zeit um neun Uhr verließen.

„Der Trotzkopf!“ sagte er, „nicht die geringste Rüge kann sie vertragen, sie wehrt sich gegen jeden Einfluß, als sei sie schon aller Vormundschaft entwachsen und sie braucht sie so nöthig. Bitte, gnädiges Fräulein,“ wendete er sich an mich, „lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken. Nehmen Sie sich des Mädchens ein wenig an und entziehen Sie ihr Tadel und guten Rath nicht, trotz der unartigen Zurückweisung, die Sie erfahren.“

„Sagen Sie, wozu?“ entgegnete ich. „Was geht

mich Ihre Schwester und ihr sauertöpfisches Wesen an? Sie hat ja ihre Eltern."

„Der Vater ist zu beschäftigt und zu krank," entgegnete er, „die Mutter," er sah mich zutrauensvoll an, „die Mutter ist zu inkonsequent. Bertha's Schroffheit wuchs daran empor. Es wäre ein Gotteswerk, sich ihrer anzunehmen und ein lohnendes dazu."

„Nach der eben gemachten Erfahrung könnte ich allerdings auf glänzende Resultate rechnen," meinte ich, „überhaupt, noch einmal, wie käme ich dazu? Ich will mein Leben klar und freundlich haben. Nichts von Emotionen, ich liebe sie nicht. Ich bin froh, allen Zwang, alle Rücksichten, allen tyrannischen Einfluß los zu sein, soll ich mich freiwillig damit tyrannisiren, daß ich mir selber Steine in den Weg trage, mich an ihrer Härte zu stoßen und zu ärgern? Nach dem, was ich so sehe, halte ich es für ein schweres Werk, das der Erziehung, für eine oft sehr unfruchtbare Mühe, ein Werk, das die höchste Resignation, die uneigennützigste Liebe erfordert und von Hause aus von jedem Anspruch an Dank abstrahiren muß. Am Dank ist auch weiter nichts gelegen, denn er ist entweder da im gelungenen Werk, oder er ist werthlos im verfehlten. Die Pflicht, die es ausübt, muß es thun ohne darnach zu fragen. Ich habe in dieser Beziehung keine Pflicht und übernehme keine."

„Und doch sind meine kleinen Geschwister jeden Abend bei Ihnen und der Einfluß dieses Beisammenseins nicht zu verkennen," sagte Dietrich. „Ich glaube, von selbst sind sie nicht so viel artiger geworden. Sind die kleinen Schelmen keine Steine in Ihrem Wege?"

„Nein, Blumen vielmehr!" entgegnete ich rasch und mit voller Ueberzeugung.

„Nun, so nehmen Sie sich doch auch der größeren verwahrlosten Pflanzen etwas an," bat er scherzend.

„Gehören Sie etwa auch dazu?" fragte ich lachend.

„Vielleicht," sagte er, „ich bin wenigstens seit unserer Bekanntschaft schon auf manchen guten Gedanken gekommen, den ich sonst nicht hatte."

„Zum Beispiel?" fragte ich, wurde aber mit einem „das sagt sich nicht so," abgewiesen.

Etwas Anderes vertraute mir aber der junge Herr an und erregte damit mein starres Erstaunen. Es ist doch, als ob die Leute alle mit Blindheit geschlagen wären. Jeder fragt nur nach dem und thut nur das, was ihm angenehm ist, der Augenblick beherrscht ihn, Laune bestimmt über sein Geschick, die Stimme der Vernunft verhallt ungehört. Vorübergehenden Passionen zu steuern fällt Keinem ein, eine Mühe auf sich zu nehmen, noch weniger. Leicht soll das Leben, leicht die Last sein, die es uns auferlegt, gering die Arbeit, groß und ungemessen der Lohn. Freiheit ohne Maß, Erfolg ohne vorhergehende That, darnach strebt, das verlangt ein Jeder und wem die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen, der ist blasirt. Die Zukunft ist ja doch den Blicken verhüllt, wozu ihrer in der Gegenwart gedenken? Und mit der Vergangenheit, die man durchmessen, reimt sich am besten das Vergessen.

Doch hören Sie. Es besteht eine Löbensche Familienstiftung, durch einen weitläuftigen Verwandten begründet, der, ohne nähere Angehörige sterbend, den größten Theil seines Vermögens zu Werken der Barmherzigkeit bestimmt und sich mit seinen mittellosen Verwandten durch diese Stiftung abgefunden hat.

Zweck derselben ist, denen, die Anspruch haben, den Weg zu einem Beruf zu bahnen. Aus besonderer Vorliebe des Erblassers zur Landwirthschaft, ist besondere Sorge für diesen Zweig der Ausbildung getragen worden. Wer sich ihr widmet, erhält aus der Stiftung nicht nur die ausreichenden Mittel, sich auf einer landwirthschaftlichen Akademie, sowie auch als Pensionär in einer praktischen Wirthschaft dazu auszubilden, sondern

späterhin, nach Erreichung eines festgesetzten Alters, wird ihm ein, entweder als Caution zu einer Pachtung oder als Ankaufssumme zu verwendendes Capital zur Verfügung gestellt, das auf dem Wege der Amortisation allmählig in den Fonds der Stiftung zurückfließt. Wer dagegen die Beamten- oder militärische Carrière einschlägt, erhält nur ein Jahrgeld von dreihundert Thalern und zwar so lange, bis sein Einkommen die Summe von tausend Thalern erreicht hat.

Es ist, wie der Erblasser sich ausspricht, eben nichts anderes damit bezweckt, als den mittellosen Familiengliedern zu ihrem Fortkommen zu helfen, keineswegs dazu, ihnen dasselbe zu sichern ohne den Tribut der Thätigkeit ihrerseits. Deshalb empfangen sie nur mäßige Unterstützungen, im günstigsten Fall nur Darlehne, und es soll der Ueberschuß immer dem Capital zugeschlagen werden und die Vergrößerung desselben nicht etwa dazu dienen, die Unterstützung des Einzelnen zu erhöhen, sondern diese allmählig auf Mehrere auszudehnen.

Noch besteht die Stiftung jedoch zu kurze Zeit, um mehr als ein Mitglied zum Genuß der Wohlthat heranzulassen. Der Erste, der derselben theilhaftig wurde, war des Präsidenten älterer Bruder, der, da er sich dem Fach der Landwirthschaft widmete, sie in weitester Ausdehnung genoß und mit Hülfe der ihm bewilligten Kaufsumme, so wie eines Theils des Vermögens seiner Frau, das schon erwähnte, einst der Familie zugehörige Gut Löbenau erstand, auf das jetzt für Dietrich spekulirt, ja dessen Besitz von seiner Mutter eigentlich für ein ihm zustehendes Recht gehalten wird.

Dietrich, der die nächste Anwartschaft auf eine Unterstützung aus dem Fonds der Stiftung hat, wurde zu gleichem Beruf wie der Onkel erzogen, zeigte Talent und Eifer dafür, hatte schon einige Zeit auf einer landwirthschaftlichen Akademie studirt und wollte nur seiner Militärpflichtigkeit ein Genüge thun, ehe er seine wei-

tere Ausbildung in einer praktischen Wirthschaft vollendete.

Da war er jedoch an dem Wendepunkt seines Schicksals angekommen, wo seine Vernunft im Kampf mit neuen Eindrücken, neuen Wünschen und Bestrebungen erlag. Er hatte es durchgesetzt, in ein Cavallerie-Regiment in der Hauptstadt eintreten zu dürfen und dort, inmitten der Zerstreuungen derselben, benommen von der Poesie kameradschaftlichen Lebens, war die Lust in ihm erwacht, bei der Fahne zu bleiben.

Der Vater war sehr gegen den Wechsel, der dem jungen unvernünftigen Menschen den Weg zu sicherm, solidem Fortkommen abschnitt und ihn statt dessen in ein Leben hineinriß, das doppelte Charakterfestigkeit verlangt, sehr viel Ansprüche an äußerliches Auftreten erhebt und für sehr viel Resignation hauptsächlich nur mit der Ehre lohnt, die in einer völlig rücksichtslosen, uneigennützigen Hingabe an ein hochgestelltes Prinzip liegt.

Was half dem Vater seine vernünftige Erwägung, was Tante Schönau's Unkenruf, die Mama plaidirte, vielleicht zu Gunsten der kleidsamen Uniform, für den Sohn, und damit war der Widerstand des energielosen Mannes besiegt.

„Nein, sind Sie aber ein unvernünftiger Mensch!" brach ich los, als er seine Erzählung geendigt. „Wenn Ihr Vater wirklich kein Vermögen hat, haben Sie unverantwortlich gehandelt."

„Bah, ich habe ja meine dreihundert Thaler Zulage aus der Stiftung, die sind auch nicht zu verachten," meinte er.

Ich dagegen fand, daß er lieber nun ganz und gar hätte entsagen und Joachim an seine Stelle treten lassen sollen.

„Joachim? der brillante Kopf? Nein, Joachim will studiren, will Diplomat werden."

„Ach was, als ob man auf dem Lande nicht auch

brillante Köpfe brauchen könnte und gescheute Landwirthe nicht die Aussicht hätten, es weiter zu bringen, als die dummen."

„Zur Noth kann ich ja wieder umsatteln," sagte er, über meinen Eifer lächelnd, „ich müßte nur dann sehr fleißig sein, denn unter allen Umständen wird die Summe nicht ausgezahlt. Man muß gute Zeugnisse bei der zur Entscheidung berufenen Commission einbringen."

„Das ist gut, so ist es keine Sinekure für den Müßiggang."

Er sah mich lächelnd an.

„Sie sind sehr streng," sagte er dann, „Sie werden Ihre Söhne einmal sehr kurz halten."

„Meine Söhne!" Ich war so erschrocken über die Idee, daß ich glaube, ich muß ein sehr dummes Gesicht gemacht haben; er lachte plötzlich hell auf.

„Pardon!" sagte er. „Ich dachte, mit Ihnen dürfte man von der Leber weg sprechen, oder finden Sie es unpassend, mit einer unverheiratheten Dame über Kindererziehung zu sprechen?"

„Gewiß nicht," lachte ich, „es scheint mir nur sehr unnütz, von der Erziehung solcher zu sprechen, die nie existiren werden. Ich habe nicht die Absicht zu heirathen."

„Hassen oder verachten Sie die Männer?" fragte er.

Ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte. Ich wußte nicht, sollte ich ihn für blind, sollte ich ihn für so fade halten, mir schmeicheln zu wollen; hält er unsere Heirathslust oder das Bedürfniß der Männer nach Frauen für so groß, daß er meint, es müsse Jede unter die Haube kommen wollen und können; oder was dachte er sich eigentlich?

Er sah mich ganz gedankenvoll an.

„Eigentlich sehen Sie, aus wie ein englischer Kupferstich," sagte er auf einmal. „Sie machen ganz den Eindruck einer vornehmen Erscheinung; — ich bitte um Verzeihung," lenkte er plötzlich ab, „Sie sind ja nicht wie andere Damen, die jede Schmeichelei für Wahrheit

nehmen, Sie müssen es aber auch nicht umgekehrt machen. Darf ich denn nicht ganz unbefangen sagen, welchen Eindruck Sie machen?“

„Wenn's Ihnen Spaß macht, immerzu" sagte ich.

„Sie sind wirklich eine seltene junge Dame," fuhr er fort.

Ich wollte nicht wieder gegen das Beiwort deprezirèn und unterbrach ihn also nicht.

„Sie müssen in sehr anderer Weise erzogen worden sein, als wir es sind. Eigentlich fehlt uns Kindern allen eine etwas strengere Zucht. Es ist ja in Jedem von uns mancherlei Gutes, aber es fehlt Einer, der es zusammenhält. Dem Einen macht es zu viel Mühe, der Andere glaubt nicht an die Nothwendigkeit. Ich meine Bertha und mich. Gertrud besitzt einen sehr glücklichen Instinkt, die Kleinen sind noch gar keine Menschen und Joachim" — er zuckte die Achsel, — „ich glaube nicht, daß er mit seinen fünf Thalern Taschengeld auskömmt. Ich bin ihm gegenüber in einer schlimmen Lage. Drücke ich ihn zu sehr herab, so verscherze ich sein Vertrauen. Uebrigens leicht hat er es nicht. Fünf Thaler sind schnell ausgegeben."

„Fünf Thaler finde ich gar nicht wenig für einen Schüler," meinte ich.

„Die Begriffe von dem Werth des Geldes sind sehr verschieden," belehrte er mich. „Neulich wurde ich von einer jungen Dame gefragt, ob es wirklich Lieutenants gäbe, die hundert Thaler Schulden hätten. Ach Gott, sagte ich, wenn ich doch zu den Glücklichen gehörte! Das naive Kind, was sind hundert Thaler heutzutage?"

„Als ich hierherkam meinte ich, Ihr Vater sei reich," bemerkte ich.

„Leider nicht," sagte er, „aber er hat ein schönes Gehalt. Freilich, wenn er einmal den Abschied nehmen müßte, er ist so kränklich" — und fuhr dann mit halber Stimme, als wolle er sich am liebsten selber nicht

hören, fort: „Ich kann mich oft recht um die Geschwister ängstigen. Ich bin der Einzige, dessen Erziehung vollendet ist, aber auf eigenen Füßen stehe ich doch auch nicht. Ach!" — er machte eine Bewegung der Ungeduld — „was hilft's daran zu denken, man ändert doch nichts, denn der Fehler liegt an der Zeit."

Sonderbar, wer macht denn die Zeit zu dem was sie ist? Doch nur die Menschen. Jeder klagt über despotische Macht der Umstände und doch schmiedet jeder Einzelne an der Kette und wer sie nicht aus reinem Gold haben kann, strebt wenigstens, sie sich zu vergolden.

Mein junger Freund hatte sich seiner trüben Gedanken bereits wieder entschlagen und fing sein buntes Geschwätz wieder von Neuem an. Ich trieb ihn aber fort, ich wollte meinen Brief an Sie noch beginnen, und es war spät.

Aus der Stube über mir, in der Joachim wohnt, drang ein heller Gesang zu mir herunter. Der Junge singt oft bis tief in die Nacht hinein und ich ersuchte Dietrich, ihn nicht in dieser Gewohnheit zu stören. Ich höre so gern solchen Ausbruch innerer Fröhlichkeit, sie entspringt meist aus gutem, unschuldigen Herzen. Auch stört mich der Gesang nicht, denn, bin ich wirklich müde, hält mich nichts vom Einschlafen zurück.

„Darf ich wieder kommen?" fragte Dietrich als er ging. „Auf Ehre, ich habe mich sehr gut bei Ihnen amüsirt und es stört mich auch gar nicht, daß Sie nicht Alles gut heißen, was Sie an uns sehen. Sie, an meiner Stelle, wären auch gewiß Landwirth geworden."

Ich meinte, er sollte doch auch noch umsatteln, er wies aber den Gedanken ordentlich erschrocken zurück.

„Jetzt, wo die Verhältnisse so liegen, daß über kurz oder lang Krieg werden muß!" rief er aus. „Wo der Soldat endlich einmal Gelegenheit zu erhalten hofft, seinem Beruf Ehre zu machen, jetzt sollte ich den Abschied nehmen? Wo denken Sie hin!"

„Lieber Freund," sagte ich, „mit dem Krieg kann's

gute Weile haben. Wie oft ist nicht schon in die Lärmtrompete gestoßen worden und der Ton wieder verhallt. Sie können noch reichlich Zeit haben ein guter Landwirth zu werden und wenn's wirklich einmal losgehen sollte — was hindert Sie mitzugehen?"

„Nein, nein, ich nehme nicht den Abschied," unterbrach er mich. „Ich bin mit Leib und Seele Soldat! Ich liebe mein Regiment, ich kann nicht los von den Cameraden. Sie kennen nicht die Poesie solchen Zusammenhaltens. Einer für Alle und Alle für Einen. Das Leben dem König, der Augenblick unser. Heut reich, morgen arm, der Beutel so leicht wie das Herz. Je größer das Defizit in der Rechnung, um so mehr wächst das Vertrauen auf Glück. Glück ist die Loosung. Heut hilft mir der, morgen jener Zufall und übermorgen kann ich schon selber wieder ein Zufall sein, der Andern hilft."

„Und wenn mal Keiner hilft," fiel ich ein, „denken Sie an die Eltern, an die Geschwister!"

„Bah, dann heirathe ich!" rief er leichtsinnig aus.

„Um's Geld?" fragte ich scharf.

„Ich werde ja nicht die erste Beste nehmen!" rief er sich vertheidigend aus. „Ich werde nur eine heirathen, die mir gefällt, aber dem Rausch der Verliebtheit darf ein armer Mensch nicht folgen. Es hat übrigens noch gute Wege," unterbrach er sich, „es steht noch nicht schlimm mit mir. Gehen auch die Wellen ein bischen hoch, in den Abgrund reißen sie mich nicht; ich kann gut steuern, zur Noth auch schwimmen und — noch einmal — ich verlasse mich auf mein Glück. Wer soll sich denn darauf verlassen, wenn nicht der Soldat, wenn nicht die Jugend!"

Ich war recht nachdenklich gestimmt, als er mich verließ.

„Und laß den Becher sein von Golde!" ertönte über mir Joachim's Lied durch die stille Nacht.

„Und wo möglich einen Schlaftrunk drin", brummte

Caroline, die ihr Manöver, von Zeit zu Zeit in irgend einer angeblichen Beschäftigung durch die Stube zu gehen, wenn ich mich des Abends zu lange in meine Lektüre, oder in das Schreiben, oder in meine Gedanken vertiefe, gerade zum dritten Mal wiederholte.

Ich verstand die Weisung, ging als gehorsame Dienerin meiner Dienerin zu Bett und entschlief, während der junge Sänger über mir so oft hintereinander: „die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht," brüllte, daß mir das Lied im Traume wiederkam und die Verwirrung nur in so weit Einfluß auf den Text hatte, daß ich in Rücksicht auf mein Geschlecht und andere nicht ableugnende Umstände ihn dahin änderte, statt: „die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht," zu singen: „den Jüngling, den ich kenne, lieb' ich nicht," und dabei wird es denn wohl hoffentlich auch bleiben.

Neunter Brief.

Zwei wichtige Aenderungen in meinem einförmigen Leben. Ich habe mich bei Löbens in Kost gegeben und bin einem Nähverein beigetreten auf Wunsch und Vorschlag Frau von Löben's, hoffend daß Beides von Dauer sein möge. Ersteres wurde mir in so freundlicher Weise angetragen, wurde von den kleineren Kindern mit solchem Jubel, von den älteren, von jedem in seiner Art, mit so sichtlichem Wohlgefallen aufgenommen, daß ich mit Freuden das Band, das mich mit dieser Familie verknüpft, nur fester angezogen fühle.

Nun ist diese bisher in einsamen Murrsinn verlebte Stunde zu einer frohen Genusses geworden, denn es

geht, trotz der fast täglichen Wiederkehr mißrathener Gerichte, heiter genug bei diesen Mahlzeiten zu.

Die Kinder sprechen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, das ist meist sehr amüsant und hat auch den Vortheil, daß all der in den kleinen Köpfen spukende Unsinn an's Tageslicht kommt und so richtig beleuchtet werden kann, was allerdings weniger von den Eltern, als den Kindern selbst, und in schonungslosester Form, geschieht.

Es meistert Einer den Andern, es herrscht aber, mit Ausnahme Bertha's, bei der die Laune nie zu berechnen ist, viel Humor in Entgegennahme brüderlichen oder schwesterlichen Tadels. Gertrud tadelt nie und wird nie getadelt.

„Sie ist zu gut, sie wird früh sterben,“ spottet Joachim.

„Sie ist dumm und langweilig,“ erklärte Bertha, „und die Mutter nennt sie: „mein Familienpackeselchen“, weil sie sich Alles, was den Andern zu mühsam ist, aufbürden läßt.“

Ich gratulire der Familie, die solch Packeselchen hat, solch stilles, geduldiges, sanftes und doch frohsinniges Geschöpfchen, das keine Herabwürdigung in liebevoller, freiwillig übernommener Dienstbarkeit sieht. Trotz aller Neckereien und trotz herabsetzender Redensarten haben sie sie doch alle lieb und Bertha, wie ich gemerkt habe, nicht am wenigsten.

Apropos Bertha! Ich muß Ihnen doch erzählen, daß sie neulich ganz von selbst mit der Arbeit zu mir kam. Sie fragte ein wenig verlegen, ob sie bleiben dürfe, was ich natürlich gern zugestand, ohne ihrer neulichen, trotzigen Desertion zu erwähnen. Sie wissen ja, mit Erziehungskünsten will ich mich nicht abgeben. Es hat nur ein Jeder sein bestimmtes, unausgesprochenes aber leicht zu durchblickendes Hausgesetz, das den Ton angiebt. Wer sich nicht darauf versteht, oder nicht in denselben einstimmen will, mag fern bleiben. Die

Kleinen fügen sich instinktiv, die jungen Herren aus Galanterie oder Respekt, Bertha wird vielleicht noch zuweilen fortlaufen, aber wenn sie nur sieht, daß ich mir nichts daraus mache, gewöhnt sie sich vielleicht doch allmählig die grundlose Empfindlichkeit ab.

Der eigentliche Carneval ist vorüber, die sogenannte Crême der Gesellschaft ruht auf ihren Lorbeeren und so kommt es, daß Dietrich, der sich dazu zählt, so viel freie Abende hat, die er mit seinen Geschwistern häufig bei mir verlebt, wenigstens ein Beweis großer Anspruchslosigkeit.

Nun die Hofzirkel aufgehört haben, regt sich das kleinere Volk und wie Frau von Löben mir sagt, ist bis zur Osterwoche nicht auf Ruhe zu zählen. Bertha erklärt bestimmt, im nächsten Jahre müsse das anders werden. Sie ginge nicht zu Jedermann hin. Die Eltern müssen sich und sie bei Hofe vorstellen lassen. Die Mutter ist sehr einverstanden, Herr von Löben nicht. Es war neulich eine kleine Scene deshalb, aber er drang mit seinem Bedenken über den dazu nöthigen, seine Mittel übersteigenden Aufwand, nicht durch.

Frau von Löben redete sich selber vor und bemühte sich zugleich, es ihrem Manne glaublich zu machen, daß es sowohl eine Standespflicht für sie als eine elterliche für die Tochter sei. Sie phantasirte von glänzenden Erfolgen und baute Luftschlösser bis in die Wolken.

Herr von Löben blieb bei seinem Kopfschütteln, aber da hing sich Bertha an seinen Hals und schmeichelte und liebkoste so lange, bis er mit resignirtem Lächeln und Ton sagte:

„Ja, ja Kinder, wenn's Euch glücklich macht, mag's geschehen!“

Bertha jubelte, Frau von Löben belohnte ihres Mannes Nachgiebigkeit mit der, warmem Herzen entströmenden Versicherung, daß er der beste Mensch von der Welt sei und ich dachte, wie sehr werthlos doch

solche Güte ist, die in keiner andern Weise Glück um sich zu verbreiten weiß, als durch Erfüllung jedes einzigen thörichten Wunsches, dachte an dies mangelhafte Glück selbst, dies Glück, auf nichts gebaut, als lauter kindische, weltliche, eitle Dinge. Glück und Glas, wie leicht bricht das! sagt das Sprichwort. Nun gar erst solches Glück!

Ich glaube, Herr von Löben las mir den Gedanken von der Stirn.

„Bis zum nächsten Winter ist es noch lange Zeit hin," sagte er, mehr zu sich selbst als zu Einem von uns, aber sein Blick streifte mich dabei, als wollte er mir seine Nachgiebigkeit erklären.

Ich glaube, er ahnt wie es mit ihm steht, und es kommt ihm da auf ein Versprechen mehr oder weniger nicht an. Wer wird ihn der mangelnden Erfüllung wegen zur Rechenschaft ziehen? Niemand, weder hier unten noch dort oben; aber darum wird er zur Rechenschaft gezogen werden, daß er seinen Kindern ein Haus in die Luft gebaut und sich begnügt, sie im Glauben an dasselbe glücklich zu wissen.

Er hat das Einsehen, sein ganzes Wesen, manches hingeworfene Wort verräth es, daß er die Verhältnisse richtig erkennt, aber er hat nicht die Kraft, sich gegen die Wogen zu stellen. So wie er ist, mag es Viele geben. Jeder denkt: was vermag der Einzelne gegen die Strömung? und darüber wird es versäumt, sich zusammenzuschaaren und eine Macht zu bilden, die der Modethorheit weltlichen Lebens einen festen Damm entgegensetzt.

Wozu denn den falschen Anstand nicht entlarven, der die Aermeren treibt, es den Reicheren gleich zu thun, wozu dem Vergnügen nicht den gleißenden Kranz vom hohlen Schädel reißen, wozu nicht den ausschweifenden Sinn zurückführen an die Stätte, die jetzt Jedem zu eng dünkt und wo doch der eigentliche Heerd des Glückes erbaut ist?

Unter die Füße mit der Tagesparole und eine andere an deren Stelle gesetzt! Der Freiheit wieder die Zügel übergeworfen, das rauschende Vergnügen vertauscht mit stiller Freude, den kalten todten Götzen Gold entthront und der Arbeit den Altar errichtet, so würde der Alles tyrannisirenden Mode das Szepter entrissen und der Sitte wieder die Herrschaft überwiesen werden, die gestörte Harmonie herzustellen und für den bescheidenen, ehrbaren Sinn das bescheidene, ehrbare Gewand zu wählen.

Es werden so viele Vereine zu wohlthätigen Zwecken gestiftet, warum nicht auch der Menschheit die Wohlthat erweisen, vereint gegen die Ausschweifungen der Zeit aufzutreten? Warum nicht Vereine zur Bekämpfung des Luxus, der Vergnügunssucht, der unehrbaren Mode, die aus einem menschlichen Geschöpf einen bunten Pfau machen, oder durch Zwittertrachten den Unterschied der Geschlechter vernichten möchte, warum nicht Vereine gegen schlechte Dienstboten und vor Allem gegen schlechte, sittenlose, an unwahren Schilderungen reiche und die Begriffe von Recht und Rechtschaffenheit verdrehende, oder wässerige, oberflächliche, den Geschmack verderbende Bücher!

Letzteren Stoßseufzer entlockt mir ein Blick auf die heutige Literatur, von der manches Pröbchen mein starres Erstaunen erregt hat. Es giebt natürlich Ausnahmen, sogar glänzende. Es blühen Prachtpflanzen auf dem klassischen Boden der Poesie, anmuthige Blüthen schmücken das holde Eiland im Meer des Lebens, wohin die Muse flüchtet, sich vor den Stürmen der Welt zu retten. Aber die Schifffahrt ist frei und die Insel wird überschwemmt von den allergewöhnlichsten Touristen. Da stehen sie zu Tausenden am Gestade des Meeres und tauchen hinein, aber sie schöpfen doch nichts als Wasser aus dem nie versiegenden Born, der die Schätze des Weltalls birgt. Wasser, oder was noch schlimmer ist, Ungeheuer der Tiefe, die sie für Geld zeigen, Un=

geheuer, durch deren vertrautere Bekanntschaft allmählig die Sonne gegen die Abscheulichkeit abgestumpft, die Begriffe verwirrt werden, Ausgeburten verdorbenen Geschmacks, nichts bietend als Nervenaufregung, als Unterhaltung für die vielen Stunden müßiger Zeit.

Mir fällt ein eigenthümliches Streben auf, das in diesen Büchern vorherrscht. Es ist nicht das Bestreben allein, allen Schatten des Lebens, alle Versunkenheit menschlicher Natur zu grellem, unerquicklichem Gemälde zusammenzustellen, es ist hauptsächlich die einseitige oder böswillige Auffassung, die in einer in vielen Dingen bevorzugten, in vielen aber auch nur bevorzugt scheinenden Menschenklasse, in der höheren Aristokratie, den Keim zu all diesen Nichtswürdigkeiten sucht. Wo die Bildung benutzt wird, niedrige Gesinnung zu bemänteln, schlimme Thaten in heuchlerischen Schein zu hüllen, mögen diese einen noch widerwärtigeren Eindruck machen als offenkundige Rohheit, als Verbrechen, die Noth und Elend vielleicht hervorriefen, Verbrechen aus Unwissenheit begangen, schlechte Thaten, zu denen arge Versuchung hinriß. Das mag als Wahrheit gelten, auch mag man diejenigen um so härter richten, die hoch stehen und fallen; aber hüte man sich, aus vereinzelter Erfahrung allgemeine Schlüsse zu ziehen, und wer sich berufen fühlt durch Schrift oder Wort auf die Masse zu wirken, prüfe vorher sein Inneres und entferne daraus Vorurtheil und Partheileidenschaft, die der Gerechtigkeit allemal in's Angesicht schlagen. Es muß ein böser Wind gewesen sein, der, über die Welt wehend, diesen Zweig der Literatur hervorrief, an dem zwei Drittel der Blüthen ihrer ungesunden Abstammung aus Sumpf und Nebel ein vollgültiges Zeugniß geben, dem Genre nur Schaden zufügen können und Ursache sind, wenn der Verdacht gegen dasselbe nun auch ungerechterweise manche Wahrheit mit der Lüge verdammt, Irrthum mit Verleumdung und gute Absicht mit böswilliger verwechselt. Ich meine bei alledem auch, es giebt Wahr-

heiten, deren Enthüllung keinem Menschen frommt; denn es kann nichts zur Bildung der Menge beitragen, kann nicht zum Sieg über die Gemeinheit führen, daß man diese in ihren einzelnen Ausgeburten schamlos den Blicken der Welt enthüllt.

Sie gehören, wie ich, zur Aristokratie, lieber Herr Graf, Sie haben mit und in der sogenannten großen Welt gelebt, Sie haben als Grundbesitzer Gelegenheit genug gehabt, auch mit dem Landadel zu verkehren und ihn in seinen verschiedenen Bildungsgraden kennen zu lernen, lesen Sie doch einmal eines dieser Bücher und versuchen Sie es, aus der Schilderung Ihre Genossen herauszuerkennen, vergleichen Sie die Sprache, den Ton, den Sie gewohnt sind, mit dem hier angeschlagenen, mit der hier geführten Sprache, und Sie werden staunen. Sie werden mit mir sagen, daß Jemand, der den Adel nicht in einzelnen Individuen, sondern in der Masse so schildert, entweder niemals mit wirklichen Edelleuten verkehrt hat oder absichtlich das Bild entstellt; oder daß es ihm mißglückt ist, aus beschränkter kleiner Erfahrung heraus, den Maßstab für das vielumfassende, vielseitige Bild zu finden, das allemal eine Corporation, im Ganzen angeschaut, dem Urtheil darbietet.

Sie finden auch eigenthümliche Begriffe von göttlicher Regierung in diesem Genre der Literatur, oder vielmehr in den Ausgeburten dieses Genres, vertreten. Es muß doch wohl eine göttliche Maßregel sein, die uns durch zahllose Beispiele bewiesen wird, — der Umstand ließe sich durch nichts anderes recht erklären, — der Umstand nämlich, daß Adel und Intelligenz sich durchaus nicht vertragen, und daß die Zufälligkeit einer höheren Geburt immer die einer höheren Begabung ausschließt. Ich denke, es verträgt sich beides sehr gut miteinander. Ich halte die Dummheit nicht für ein Privilegium der Aristokratie, sondern vielmehr für ein unverschuldetes Mißgeschick, das in allen Ständen seine Repräsentanten findet. Sie ist ein geschmähter Artikel

und dennoch nicht immer verschmäht zu zweckdienlicher Anwendung in Fällen, wo die Resultate, die gefunden werden sollen, sich auf keine andere Weise, als durch eine Anleihe bei ihr finden lassen.

Sie können sich denken, lieber Herr Graf, mit welchem Schrecken ich Gertrud eines der Erzeugnisse dieser Literatur wegnahm, als ich sie an einem Sonntagnachmittag darin vertieft sah.

„Ich kenne das Buch nicht," sagte Frau von Löben, die eben, so wie Dietrich, im Zimmer war, sich aber nicht um die Lektüre des Kindes bekümmert hatte. „Gieb her, Dietrich." Dietrich hatte es in die Hand genommen und blätterte darin.

„Ich kenne es," sagte er, „lies es nicht, Mutter. Für Dich sind solche Bücher nicht, Du würdest es noch weiter fortschleudern, als das neuliche, in dem es Dich so ärgerte, daß alle darin vorkommenden Offiziere von Adel knarrende und krähende Stimmen hatten. Eine naturhistorische Merkwürdigkeit," setzte er lachend hinzu, „die sich gesunden Ohren widerlegen ließe, aber wohl schwerlich denen des Verfassers oder der Verfasserin. Ich weiß nicht mehr, von wem es war."

Gertrud hörte mit großen Augen zu.

„In diesem Buch kommt auch ein Lieutenant vor, der nicht spricht, sondern schnarrt," sagte sie mit wichtiger Miene, wie erfreut über die Beobachtung, „woher kommt das?"

„Vom vorurtheilslosen Standpunkt des Verfassers natürlich," gab ich ihr Bescheid, ohne daß sie jedoch die Ironie verstand.

„Natürlich ist der Verfasser ein echter Demokrat," bemerkte Frau von Löben.

„O nein," widerlegte ich die Anschauung, „ein echter Demokrat nicht. Ein echter Demokrat wird eben so wenig wie ein echter Aristokrat seiner Parthei durch Unwahrheit, Verleumdung, geflissentliche Entstellung

historischer Thatsachen dienen. Das finden Sie aber hier auf jeder Seite."

„Ich kenne es nicht," wiederholte Frau von Löben. „Ich habe unmöglich Zeit alle die Bücher zu lesen, die in's Haus kommen und soll ich den Kindern ihr bestes Sonntagsvergnügen verkürzen? Stehen wirklich schlimme Dinge darin, die wirken eher abschreckend, als ansteckend."

„Das läßt sich nicht berechnen," blieb ich bei meiner Meinung, „und eine Art Demoralisation liegt schon in der größeren Vertrautheit mit unreinen Bildern und cynischen Auffassungen. Was soll ein Kind, ein junges Mädchen davon denken, wenn man ihren Stand, ihr Geschlecht, die Würde und Moral ihrer Eltern und Voreltern rücksichtslos schmäht?"

Jetzt wurde Frau von Löben neugierig.

„Ach, das Buch muß ich lesen," sagte sie eifrig, „das scheint mir ja höchst merkwürdig."

Ich konnte nicht umhin, ein wenig indignirt zu lachen.

„Es geht seltsam in der Welt zu," sagte ich dann allerdings nicht sehr verbindlich. „Partheihaß und Selbstsucht streuen die Aussaat giftiger Lüge, die Neugier nimmt sich der keimenden Pflanzen an, man möchte doch wissen, was daraus wird, und der Unverstand heimst die Frucht ein. So wuchert das literarische Unkraut, überwuchert die edlen Gewächse und die aufwachsende Generation, die man diese Bildungsschule durchmachen läßt, die man nicht bewahrt vor dieser Sündfluth schlechter, seichter, Herz und Verstand irreleitender Bücher, die wird schwer, nicht an der Erbsünde des Blutes, aber an der Sünde des Leichtsinnes ihrer Vorfahren zu tragen haben."

Frau von Löben nahm meinen Angriff vollständig persönlich. Sie ist doch sehr kindisch, die gute Frau, und so äußerte sie denn auch ihre Empfindlichkeit in etwas kindischer Weise und gab alle die Vorwürfe, die ich der Zeit gemacht, mir selbst zurück.

Ich liebe solche Wortwechsel nicht, namentlich unverständigen Menschen gegenüber, die in ihrer erregten Leidenschaft zuletzt ganz und gar vergessen, um was es sich eigentlich handelt. So ließ ich sie ruhig ihre Heftigkeit aussprudeln. Diese war zwar vergessen, aber sie sah mich doch etwas mißtrauisch von der Seite an, als wir denselben Tag zusammen in den Nähverein gingen, — ich zum erstenmal — und sie mir unterwegs erzählte, daß sie sich die nicht gerade sehr anmuthige Arbeit durch gemeinschaftliche Lektüre versüßten.

„Sie werden jedoch nichts an der Moral derselben auszusetzen haben,“ fügte sie hinzu.

Im Stillen mußte ich jedoch auch meine Ausstellung machen, denn eine Auffassung, die so intolerant die Moral nur von einer bestimmten Richtung, der Religiosität, abhängig macht, die, alle wahrhaft christliche Demuth verleugnend, sich allein für diejenige unter den Suchenden und Irrenden hält, die gefunden und das Rechte gefunden hat, eine solche Auffassung ist wenig nach meinem Sinn, eben so wie das Heilige, immer im Munde geführt und in jede Bagatelle des Lebens hineingeschleudert, geradezu profanirt wird. Diese krassen Gegensätze, wie sie sich in meiner Lektüre des Morgens und in der des Abends darboten, sind, glaube ich, auch so recht Kinder der Zeit.

Dort cynische Bilder und Redensarten an ideale Zwecke gewendet, hier eine Fluth frommer Sprüche über alltägliche Dinge ausgeschüttet, — dort Armuth an der höchsten Weisheit des Lebens, hier Ueberfüllung, — auf der einen Seite der Schlamm der Gemeinheit, auf der andern die höchste Gefahr des Versinkens in die trübe Fluth der Heuchelei, — dort keckes Herausfordern jeder Versuchung, hier in der feigsten Flucht die Rettung sehend.

Ich glaube, aller Kampf in der Welt ist ein Kampf um das richtige Gleichgewicht. Die Welt hat es bald mehr, bald weniger, g a n z niemals. Suchte nur ein

Jeder es in sich selbst herzustellen, dann würde dem allgemeinen Mangel bald abgeholfen sein, aber wem gelingt es denn?

Denen am wenigsten, die nichts wollen ,als zerstören und eine zu große Virtuosität in dem Fach beweisen, als daß man ihnen eine gleiche Kunstfertigkeit im Wiederaufbauen zutrauen könnte und Jene, die sich immer nur mit den Sünden Anderer beschäftigen und schon deshalb keine Zeit haben können, an die eigene zu denken. Jene verstehen sich auch nicht im Entferntesten auf das edle Gut, um das die halbe Welt in ohnmächtigem Kampfe ringt. Ich muß gestehen, daß ich mehr diesen Gedanken nachhing als auf die vorgetragene Geschichte achtete, die uns die Metamorphose eines, allen Thorheiten huldigenden Weltkindes in eine Verächterin aller gottgeschaffenen irdischen Freude schilderte. So ist's recht.

Erst in's irdische Feuer sehen, bis die Augen übergegangen sind und nicht mehr rechts von links unterscheiden können und dann die Augen schließen vor dem Feuer wie vor dem Sonnenlicht, das war die Moral der Geschichte.

Sie dürfen hiernach übrigens nicht die Moral unsers Vereins beurtheilen, der seinen Zweck, armen Arbeiterfamilien durch Anfertigung von Kleidungsstücken für ihre Kinder zu Hülfe kommen und ihnen mehr Zeit zu eignem Erwerb zu sichern, ohne tendenziöse Nebenabsicht verfolgt. Wir schaaren uns weder um eine besondere Fahne, noch kleiden wir uns in das Grau der barmherzigen Schwestern.

Auch die Lektüre ist keine vorgeschriebene, sondern abwechselnd der Wahl jedes Einzelnen anheimstellt.

Die Versammlung ist wöchentlich einmal in der Behausung der Vorsteherin, einer hier sehr angesehenen alten Dame, dereinstige Gründerin eines, noch des besten Rufes genießenden Erziehungsinstituts für junge Mädchen, die sich aber jetzt in's Privatleben zurückgezogen hat und in sehr ehrenwerther Weise ihre Zeit

und Kräfte wohlthätigen Zwecken widmet. In der steifen Grandezza ihres Wesens, ihrem etwas anspruchsvollen Ton verleugnet sie die ehemalige Schulvorsteherin nicht. Sie begrüßte mich mit vieler Herablassung und etwas prunkvoller Würde als neues Mitglied des Vereins.

„Setzen Sie sich zu mir," rief die Excellenz mir zu. „Die jungen Mädchen haben ihren Platz im Nebenzimmer," sagte sie dagegen mit einer Handbewegung dorthin und einer Miene, die keinen Widerspruch zu dulden schien.

„Fräulein von Schönerbrunn hat die seltne Selbstverleugnung, sich im dreißigsten Jahr für kein junges Mädchen mehr zu halten und Sie können sie dreist in eine höhere Klasse versetzen," fuhr die Excellenz fort. „Sie gehören aber doch zu den unverheiratheten jungen Damen," fuhr die Erzieherin, ohne Notiz von dem Einwand zu nehmen, immer noch in der Attitüde des gebietenden Feldherrn, fort.

Es scheint einmal Jeder das „jung" für das mir zustehende Prädikat zu halten. Ich bin hartnäckig in dem Punkt. Ich will mir die Freiheitsrechte meiner Jahre nicht durch alberne Höflichkeit verkürzen lassen.

Bei alledem habe ich doch Respekt vor feststehenden Institutionen, wenn ich auch den Sinn derselben nicht gleich begreife. Ich sagte daher auch zu der gebietenden Dame, daß ich sehr bereit wäre, mich den Regeln des Vereins zu fügen, wenn es wirklich hergebracht sei, daß Frauen und Mädchen so streng geschieden seien.

„Es ist nur wegen der gemeinsamen Arbeit," erklärte sie, „es vereinfacht die Eintheilung derselben. Die verheiratheten Damen übernehmen jede Arbeit ohne Unterschied, für die jungen Mädchen suchte ich einigermaßen, in Rücksicht auf ihr Zartgefühl. Ich habe sehr viel mit jungen Mädchen verkehrt und weiß, was der Jugend gut thut, wie leicht das Anstandsgefühl zu verletzen, wie leicht es abzustumpfen ist. Ich richte es

gern so ein, daß sie mit der Knabengarderobe, wenigstens mit den, mit den" — sie suchte das Wort —

„Hosen," half die Excellenz ihr ein, „Hosen heißt das Kleidungsstück."

„Nichts zu thun haben," fuhr die Vorsteherin fort.

Ich unterdrückte mit Mühe eine Regung des Lachens, erklärte mich zur Uebernahme jeder Arbeit bereit und folgte damit der abermaligen Aufforderung der Excellenz, mich an ihre Seite zu setzen.

Auf dem ganzen Rückwege raisonnirte diese über die Prüderie der Dame, ungeachtet der Versuche Frau von Löbens, die Achtbarkeit derselben in helles Licht zu stellen.

„Kind, was achtbar ist, achte ich, was dumm ist, bleibt dumm, damit basta!" erklärte die Excellenz und sich wieder zu mir wendend fuhr sie fort: „Haben Sie sich einmal den Kreis der jungen Damen angesehen? Sahen sie nicht alle aus wie zur Maskerade gekleidet? Was ist denn der Anzug heutzutage? Ein Gemisch von Männerkleidung und üppigster Weibertracht. Sehen Sie sich die Köpfe an, je weniger darin je mehr darauf. Es ist ja nicht möglich, daß so viel Haare auf einem menschlichen Kopf wachsen, als in Toupé's, Locken, Chignons und wie die Dinge alle heißen, präsentirt werden. Mir lacht das Herz, wenn ich einmal einen jungen Mädchenkopf sehe, der sich mit dem reizenden Schmuck der eignen Haare begnügt und diese in geschmackvoller Einfachheit geordnet hat.

„Putz an sich ist häßlich, so wie er sich von gediegner Einfachheit entfernt, es ist aber viel häßlicher, immer geputzt einherzugehen."

„Einfachheit ist der Urquell alles Schönen, Natürlichen, Ehrbaren."

In diesem Ton ging's auf dem ganzen Rückwege fort. Sie kam vom Hundertsten in's Tausendste, zu meinem größten Vergnügen und Frau von Löbens Verzweiflung.

Bertha nimmt nicht Theil an dem Verein. Sie näht nicht gern und die Mutter will sie nicht damit plagen. Sie behält sich andere Zweige der Wohlthätigkeit zur Cultur für diese vor, die jetzt vielfach in der Welt Mode sind. Theatralische Vorstellungen, Gesellschaften und Lotterieen, Bazars, bei denen hübsche junge Damen aus der vornehmen Gesellschaft die Verkäuferinnen machen. Die Armen stehen sich gut dabei; denn der an und für sich sehr rege Wohlthätigkeitssinn, der hundertfach in Anspruch genommen, immer wieder zu geben bereit ist, spielt hierbei nicht allein mit. Eitelkeit, Galanterie, weltliche Rücksichten der verschiedensten Art zahlen einen reichen Tribut, der den Armeu allerdings zum Vortheil gereicht, den Gebenden selbst aber wenig frommen möchte. Es ist immerhin eine gefährliche Probe für die Moral, die in einer derartigen Wohlthätigkeit liegt, und junge Damen, wie Bertha eine ist, würde ich davon fern halten. Für die Kosten der Repräsentation dabei, ließe sich schon eine wesentliche Hülfe in die Hütten der Armuth tragen, und es würden schönere Gefühle dabei angeregt werden, als die Befriedigung der Eitelkeit, als hohe Schaustellung, als Unterhaltung und Vergnügen sie gewähren können. Es giebt bei dergleichen Gelegenheiten allerdings Mancher in Gold, der ungesehen kaum Münze zahlen würde, darin liegt der Vortheil für die Armen und damit ist der warmherzige Eifer erklärt, mit dem solche Unternehmungen in's Werk gesetzt werden, und der Uneigennützigkeit, dem wirklich wohlthätigen Sinn geschieht dadurch kein Abbruch.

„Nur eine junge, schöne, eitle Tochter stellte ich nicht auf den Markt," sagt Frau von Schönau.

„Wenig Mühe, viel Vergnügen und nebenbei ein guter Zweck, eine bequeme Moral, wahrhaftig!"

„Daß Sie und Tante Schönau zusammenkommen müssen, ist Ihr Verderb," versichert mir Frau von Löben. „Sie sind schon geneigt, Alles vom einseitigsten

Standpunkt aufzufassen und Tante Schönau hetzt Sie noch mehr in die Vorurtheile hinein. Jeder, der auf einmal vom Lande in die große Welt versetzt ist, wird erst seinen alterthümlichen Auffassungen, die nirgends mehr hinpassen, entsagen müssen und Tante Schönau erschwert uns die Mühe."

Ich gehe denn auch in die Schule, höre Kollegia bald hier, bald dort, aber es wird mir gehen, wie in meinen Kinderjahren. Der Geist nimmt nur das dauernd in sich auf, was in sein Verständniß hineinpaßt. Alles Uebrige tönt an das Ohr wie ein hohles Wortgepränge, und die Lehre, die man sich daraus zieht, ist oft gerade der Gegensatz von dem, was man lernen sollte.

Zehnter Brief.

Joachim's neueste Flamme ist gelöscht. Gott sei Dank, denn ich hoffe, er wird nun wieder liebenswürdiger werden. Jetzt war sein Wesen kaum zu ertragen, bald languissant, bald ausgelassen, immer zerstreut, Narrheit und Impertinenz abwechselnd im höchsten Flor.

Neulich war er des Abends bei mir in so zanksüchtiger Erregung, daß ich ihm ein Brausepulver einrührte und stillschweigend anbot. Er sah mich erst an, als wollte er mich erdolchen, dann besann er sich, lachte und küßte mir dankend die Hand. Ich ließ aber nicht nach, das Brausepulver mußte er nehmen.

Seine Mutter nimmt ihn, wie immer, in Schutz.

„Die Liebe, die Liebe!" sagt sie.

„Die Flegeljahre, die Flegeljahre!" denke ich.

Auch Dietrich, der sich doch selbst in seinen Manieren nicht vernachlässigt und, wie ich im Eisenbahncoupé gesehen, es auch sonst bei dem Bruder nicht duldet, entschuldigt ihn mit dieser kindischen Passion.

„Er ist wirklich ganz ernstlich verliebt,“ versichert er mir, „und es ist recht gut, wenn er das jetzt abmacht, wo an Ernst doch noch nicht zu denken ist; späterhin muß er ja doch vernünftig sein und darf sein Herz nicht fragen.“

Ich sah ihn kopfschüttelnd an.

„Sie verstehen mich in dem Punkt nicht,“ fuhr er ernsthaft fort. „Sie denken immer, ich könnte mich an die erste beste wegwerfen, um äußerer Vortheile willen. Das werde ich nie. Ich werde nie eine Wahl treffen, die mich herabsetzt.“

„Ich denke weiter gar nichts,“ sagte ich, „als daß man sich in solchem Fall immer anders benimmt, als man es sich vorher ausgedacht hat. Der Zug des Herzens ist ein unwillkürlicher; zu welchen Handlungen er aufruft, kann Keiner wissen, ehe er nicht vor der Thatsache steht. Sie sind noch sehr jung und haben noch nichts versäumt, wenn Sie auch den Gegenstand Ihrer Liebe noch nicht gefunden haben.“

„Ich habe doch schon oft an Heirathen gedacht und es mir bei Dieser oder Jener überlegt, bei recht hübschen, recht klugen und natürlich auch wohlhabenden Mädchen, aber ich konnte nicht, es sprach immer etwas in mir dagegen.“

„Sie sprechen wie von einem Geschäft,“ sagte ich, „man sieht sich wohl Häuser und Pferde und Röcke an, die man sich kaufen will, aber ein Mädchen, das man heirathen will, sucht man nicht mühsam, vergleicht es mit andern und schätzt es ab; man findet es und dann weiß man, was man zu thun hat.“

„Wenn das Schicksal uns günstig ist, gewiß,“ gab er zu.

„Es kann doch weiter nichts thun, als unsere Wünsche

erfüllen oder nicht," entgegnete ich. „Zu einer That wider das Herz wird sich doch Keiner zwingen lassen!"

„Nein, gewiß nicht," versicherte er.

Doch zurück zu Joachim.

Er und Bertha haben beide ein brillantes Fest beim englischen Gesandten mitgemacht, beide die Auszeichnung ihren hübschen Fratzen und dem Umstand verdankend, daß Mylady nach besonders charaktervollen Gesichtern zu einem lebenden Bilde suchte, ihr wie Bertha's gemeinschaftlicher Zeichenlehrer Letztere wie Joachim dazu empfahl, und sie, von Etikette und andern Rücksichten abstrahirend, beide auf's Dringendste einlud.

Sie begreifen wohl den Sturm vor-, und den Rausch nachher.

Ein Kinderball mit Gardeoffizieren und erwachsenen jungen Damen, die Crême der Gesellschaft, Hof-Ton und -Sitte, Reichthum, Eleganz und die Kinderkultur der höheren gesellschaftlichen Sphäre, da haben Sie den modernsten Zauberapparat.

Bertha schwindelt noch. Sie hat sich himmlisch amüsirt, sie hat einen Blick gethan in die Herrlichkeit der Welt, das Auge ist noch geblendet davon und das Herz noch begehrlicher nach dem bunten Tand. Glanz, Reichthum, Vornehmheit, das ist der Sehnsuchtstraum dieser jungen Seele, ein krasser Gegensatz der drei Elementarworte des Lebens: Glaube, Liebe, Hoffnung. Leider wird der auf's höchste erregte Weltsinn des jungen Mädchens noch gesteigert durch eine neu geschlossene Freundschaft mit einer jungen, polnischen, an einen vornehmen Hofbeamten verheiratheten Dame, die Bertha in Affektion genommen und sich in den Kopf gesetzt hat, sie für die Welt zu bilden. Gräfin Wanda ist nun das Stichwort des Tages und Bertha lebt mehr bei ihr als bei den Eltern.

Das Ergebniß dieses Umganges sind vorläufig unendlich gesteigerte Ansprüche an Eleganz und Comfort, das unabweisbar geltend gemachte Verlangen, es der

reichen Freundin gleich zu thun und eine tiefe Erbitterung gegen die Zurücksetzung des Schicksals, das ihr die Mittel dazu versagt, bald niederschlagende Betrachtungen darüber, bald himmelstürmende Hoffnungen. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von der phantastischen, in die Luft gebauten Glücksleiter, die für's erste in die Hofgesellschaft, dann weiter, Gott weiß wohin, führt.

Ich laufe davon, wenn Frau von Löben den Fuß auf die erste Sprosse setzt und sich jetzt schon die Anzüge ausdenkt, die Bertha bei geträumten Festen schmücken sollen.

„Ach," seufzte Bertha neulich, „wo wird das Geld zu den Toiletten herkommen! Wanda wird mir immer sagen, wie ich mich anziehen soll, wir haben es schon verabredet. Abstechen will ich nicht, aber das Geld — der Vater wird es nicht geben wollen."

„Kommt Zeit, kommt Rath," tröstete die Mutter, „der liebe Gott wird schon sorgen!"

Wahrhaftig auch dabei der liebe Gott! Er kleidet zwar die Lilien auf dem Felde, ob er aber eitle, mittellose, schöne, junge Mädchen für die Hofgesellschaften kleiden wird, ist mir doch etwas zweifelhaft. Der Wunsch ist übrigens um so gefährlicher, als die kleine Polin eine reizend anmuthige Persönlichkeit ist, so recht geschaffen, den Kopf eines jungen Weltkindes zu verdrehen.

„Der kleine polnische Racker!" sagte Tante Schönau. „Seit der in's Haus kommt, geht das letzte bischen Vernunft flöten."

Dabei ist aber auch sie dem Zauber verfallen und kann dem liebenswürdigen Wildfang nicht böse sein, obgleich sie so thut und auch gegen sie mit ihren drastischen Kanzelreden in's Feld rückt.

„Die drollige, kleine, alte, dicke Person," radebrecht Gräfin Wanda, „sie thut ja, als wär' ich der leibhaftige Satan."

„Satan nicht, aber Satanella,“ berichtigte die Excellenz.

„Was thu' ich denn für schlimme Dinge?

„Sie existiren,“ erklärte die Excellenz, „und das thut an und für sich nichts, denn schillernde Paradiesvögel haben eben so gut das Recht zu leben, wie allerhand gutes Hausgeflügel, aber es taugt nicht, beides zusammenzubringen.“

Die kleine Polin lacht über solche und ähnliche Auseinandersetzungen, sie lacht überhaupt über Alles, aber mit reizend hellklingendem Silberton, so daß man mit lustig wird, wenn man auch nicht weiß worüber.

Sie lacht und revanchirt sich für den Beinamen Satanella damit, daß sie Frau von Schönau des Teufels Großmutter nennt.

Auf Joachim hat das Fest die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Sein Rausch ist vorüber.

Der unbekannte Knabe hat eine ziemlich unbedeutende Rolle gespielt in der exclusiven Gesellschaft. Er fand weder Tänzerinnen noch Unterhaltung, ja, der Gegenstand seiner Verehrung, die schöne Gastgeberin, die ihn und Bertha ja nur um einer Caprice willen gebeten, rückte ihm, umgeben wie sie war von Huldigungen aller Art, in unerreichbare Ferne. Es kam etwas über ihn wie von seines Nichts durchbohrendem Gefühl und das ist gewöhnlich der erste, leise Flügelschlag zu neuem und wirklichem Aufschwung.

„Tante Schönau, es ist Alles nur Kaff!“ versichert er ihr auf ihre Erkundigungen nach dem Fest.

„Kaff? Was ist Kaff?“ fuhr sie auf.

Joachim wußte es selbst nicht. Er lachte.

„Dietrich sagt so, ich glaube es kommt in der Landwirthschaft vor, ich meine, es ist Alles nichts werth, die ganze Herrlichkeit, die ganze Welt ist Kaff.“

„Und Du bist ein Aff!“ fuhr die Tante dazwischen, „mach' nur erst, daß Du was werth bist, dann weiß man erst die andern Dinge richtig zu schätzen. Es ist

nicht Alles Gold was glänzt, aber deshalb, weil es glänzt, ist just das Gold auch nicht immer werthlos."

Bertha gab noch weitere Commentare. „Mylady hatte einen wunderschönen Strauß in der Hand gehabt, aber nicht den von Joachim gesendeten und dann hatte sie eine reizende Tochter, ein Kind noch — aber gegen die ist die Mutter —"

„Kaff!" fiel Joachim ein und die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstürmend, hörten wir ihn singen:

„Ich liebe alleine
Die Kleine, die Reine,
Die Eine, die Feine —"

das Uebrige verhallte.

„Mir däucht, der junge Herr schreit man noch ein bischen zu sehr," giebt Caroline ihr kunstrichterliches Urtheil über Joachim's Gesang ab. „Na es wird schon werden. Ein netter junger Herr! Er hat man so sehr, wirklich, gnädiges Fräulein, schäbigen Besuch. Sehr ruppige Leute, bringen werden die ihm nichts. Gnädiges Fräulein sollten ihm das mal sagen."

„Nein, Caroline."

„Freilich," schwatzte sie weiter, „wer Pech anfaßt besudelt sich, aber wenn man ein junges Kind in die Pechtonne fallen sieht, greift man am Ende doch hinein."

Ihre Worte erschreckten mich. Ich wollte eine nähere Erklärung, aber die wußte sie mir nicht zu geben.

„Ich bin Keine, die nachspionirt," meinte sie, „ich sehe und höre nicht hin, wenn die Leute über die Herrschaft sprechen, ich weiß also auch nichts, aber das weiß ich, die Menschen, die da zum jungen Herrn hinauf gehen und wenn er nicht zu Hause ist, stundenlang vor seiner Thür stehen und warten, die bringen ihm nichts, dabei bleibe ich. Gnädiges Fräulein sollten da mal zum Rechten sehen."

„Aber, Caroline, er hat Vater und Mutter."

„Die haben die kleinen Kinderchens auch und die können gnädig Fräuleinchen doch gehörig gut brauchen."

Ich ging recht sorgenvoll zu Bett. Was soll ich thun? Ich würde mich gar nicht fürchten, in's Pech hineinzufassen, aber das möchte ich doch nicht, daß Einer käme und sagte: Das ist mein Pech, was geht es Dich an! Nein, nein, ich mische mich nicht hinein. Joachim hat in seinem Bruder seinen nächsten Freund. Ist er in Ungelegenheiten, der kann ihm rathen. Ich könnte jetzt ordentlich wünschen, Joachim wäre mein Junge. Dann brauchte ich mich nicht zu besinnen, dann wüßte ich, wo und wie ich ihn zu nehmen hätte. An's Herz und da sollte das seine schon aufgehen.

Am Morgen nach dem Ball rief Frau von Löben mich hinüber.

„Ich muß Ihnen die Kinder zeigen," sagte sie. „Solcher Morgen nach einem Ball ist köstlich, ist schöner, wie Sonnenaufgang, ist höchste Poesie!"

Ich folgte ihr höchst neugierig. Bertha war noch im Bett, nicht müde oder angegriffen, nein, nur im behaglichsten Gefühl süßer Ruhe nach der Aufregung des vergangenen Tages. Sie blühte wie eine Rose, das schwarze Haar hing in aufgelösten, dicken Flechten über die weißen Kissen fast bis auf die Erde herab. Sie hatte sich halb erhoben und den Kopf auf die Hand gestützt. In dieser Stellung erzählte sie der lauschenden Gertrud und den Kleinen von den Freuden des vergangenen Abends. Scheherezade, Märchen erzählend! Clärchen war schon in aller Frühe gekommen und hatte mit Gewalt der schlafenden Schwester die Augenlieder zu öffnen versucht, so groß war der Wissensdrang nach der bunten Geschichte.

Unsere Kindermärchen waren es nicht, und die leuchtenden Blicke der Erzählerin galten nicht der segenspendenden Allmacht der Fee'n, es blitzte aus ihnen vielmehr der erste eitle Glauben an die Feenhaftigkeit und Zaubermacht der eigenen Erscheinung.

Es muß doch einen eignen Reiz haben, jung, schön und gefeiert zu sein, so wie ein lebendig gewordener

lichter Schöpfungsgedanke auf der Erde zu wandeln, ein Anblick, sich daran zu sonnen, zu erfreuen. Eine doppelte Aufforderung, nun auch bis in die kleinste Nüance des Gemüthes hinein dem schönen Aeußern zu entsprechen!

Die athemlose Spannung, mit der Gertrud lauschte, ängstigte mich, auch Frau von Löben nahm den hellen Freudenstrahl in des Kindes Augen für den aufglimmenden Verlangens.

„Wenn Du erwachsen bist, kommst Du auch auf Bälle," sagte sie tröstend.

„O nein," wehrte das Kind die Zumuthung ab, „ich will gar nicht, ich möchte nur Bertha einmal dort sehen können!"

Das liebe Geschöpf! Sie sowohl wie die beiden Kleinen sind jetzt meine Gäste. Der Präsident erwartete vor einigen Tagen den Besuch eines Jugendfreundes, den er dringend wünschte bei sich zu logiren und zu dem Zweck seine eigne Stube hergeben wollte, in der Absicht, sich mit dem zum allgemeinen Durchgang bestimmten Entree zu begnügen. Frau von Löben war außer sich darüber und wußte es doch nicht anders einzurichten. Da schaffte ich Rath. Ich schlug vor, Joachim sollte so lange zu Dietrich in die Caserne und Frau von Löben mit Bertha in Joachim's Stube ziehen; Gertrud erbot ich mich bei Carolinen, die beiden Kleinen in meiner Schlafstube unterzubringen, so wurde die Kinderstube frei und konnte für den Gast eingerichtet werden. Eine feurige Umarmung war mein Dank für dies sogenannte Opfer, was mir jedoch in Wirklichkeit keines ist. Nach ihrer geschmackvollen Anordnung ist mit Hülfe des Tischlers und Tapezirers ein wahrhaft reizendes Logirzimmer aus der finstern, häßlichen Kinderstube geworden. Obgleich der Gast abgereist, ist die alte Ordnung noch nicht wiederhergestellt, da er in einigen Tagen, wenn auch nur zu einem flüchtigen Besuch, wiederkommt."

So sind die Kinder einstweilen noch bei mir, ich wünschte, sie blieben noch lange. Sie nehmen mir noch mehr von meiner freien Zeit, aber mir kommt es vor, als hätte eine Minute mit ihnen und für sie mehr Werth als Stunden, die ich allein verlebt. Mehr Werth und mehr Freude.

Jetzt, während ich an Sie schreibe, schlafen sie den süßen, so reizend anzusehenden Kinderschlaf und in der tiefen Stille um mich her, höre ich die leisen, regelmäßigen Athemzüge, die Gesundheit des Körpers und Ruhe der Seele verkünden. Mein Blick schweift zu ihnen hinüber, mich an dem unschuldsvollen Bilde zu laben.

Da schlummern sie, rothwangig, die Händchen noch vom Abendgebet gefaltet, kein Traum stört die tiefe Ruhe. Ich wollte, die Kinder schliefen immer bei mir, wollte, es wären die meinen. Mein Gott, wozu? Ist denn nicht Alles, was das Herz mit Liebe umfängt, ein Theil unsers Selbst? So gewinnt Jeder sich ein Eigenthum auf Erden, auch der, den Gott ganz allein hingestellt hat. So ist ein Verlust dessen, was wir lieben, nicht möglich, so lange wir, liebeathmend im Geist unser Eigenthumsrecht bewahren. Was der Tod den Blicken entrückt, was das Leben fortzudrängen strebt, es bleibt unser, geben wir nicht selbst mit der Liebe das Recht des Festhaltens auf. Ich bitte Gott täglich, mir immer etwas zu geben, was ich von Herzen lieben, für das ich, meinen schwachen Kräften gemäß, sorgen kann, damit meine Tage nicht ungenützt verrinnen, daß, wenn es Nacht wird, ein heller Stern lebensvoller Erinnerung mir in das Jenseits hinüberleuchtet.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Modern.

Roman

von

Adelheid v. Auer.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von R. Lesser.

Elfter Brief.

Ich habe ziemlich viel Unerquickliches erlebt. Ich sehe Widerspruch und Confusion, wo das Auge hinfällt und da, wo ihm der Blick versagt ist, eher noch schlimmere Dinge. Ich bin am Ende doch eine Thörin gewesen, mich auf den Strom des Lebens hinauszuwagen. Da giebt es keine dauernde Ruhe, keinen beständigen Sonnenschein. Welchem menschlichen Wesen ist denn überhaupt beides beschieden und wem würde es in der Continuation gut thun? Wenn ich jetzt denke, ich könnte Ruhe und Frieden haben, ich brauchte mich nur um die Bedrängnisse, die Sorge und Thorheit Anderer nicht zu bekümmern, dann zieht sich plötzlich der enge Kreis um meine Person, vor dem Sie mich warnten. Der Himmel freilich sieht dann wolkenlos aus, aber von eintönigstem Grau und bleierner Schwere. Nein, nein, nur das nach langer, thätiger Wallfahrt sich auf uns herabsenkende Alter kann uns diese abgeschlossene Ruhe und damit die letzte Lebensbefriedigung oder die letzte Lebensmüdigkeit geben. Wie weit bin ich noch von Beidem entfernt, also nur tapfer mitgeschwommen mit dem Strom des Lebens, nicht zu fest gebaut auf die eigne Steuermannskunst, aber auch nicht irre werden an ihr, im Hinblick auf das tolle Gedränge um mich her, das unvorsichtige Dahinschießen kleiner Nachen auf der Fluth, aus Furcht vor den hochgehenden Wellen oder aus Verdruß über aufgerührten Schlamm

und Morast, aus Hohn über kindisches Spiel mit bunten Steinchen und Sand, während Schiffbruch an allen Ecken und Enden droht!

Bei Löbens ist ein arger Diebstahl vollführt. Des Präsidenten Freund, der hauptsächlich hierhergekommen war, ausstehende Capitalien zu erheben, hat während einer mehrtägigen Weiterreise dem Präsidenten eine namhafte Summe in Verwahrung gegeben. Diese, in einer aparten Schatulle und in des Präsidenten Sekretär verschlossen, ist fort, ebenso der größte Theil des eben eingelaufenen Monatsgehalts und sämmtliches Silberzeug. Dabei ist kein Schloß erbrochen, die betreffenden Schränke sind nur mit dem Nachschlüssel geöffnet. Die Diebe müssen gut orientirt gewesen sein.

Als ich auf die Nachricht hinübereilte, fand ich Dietrich und Joachim im Fortgehen begriffen auf dem Korridor in leiser, eifriger Unterhaltung. Ich hörte nur noch sagen:

„Dem Vater jetzt? Unmöglich! Also sei nur ruhig, es wird sich schon Alles machen, nur den Kopf oben!“ Dann sah er mich, brach grüßend ab und Beide eilten die Treppe hinunter.

Mir klopfte das Herz.

Drüben noch die größte Verwirrung. Frau von Löben in Thränen, der Präsident ganz blaß und verstört. Ich glaube, es war ihm lieb, daß ich kam und die Frau aus seiner Stube entführte. Es war ja im Augenblick Nichts zu thun, als die Anzeige bei der Polizei zu machen und das hatte Dietrich übernommen.

Ich hatte starken Verdacht auf das Domestikenkleeblatt, inklusive Henriettens Verlobten und äußerte ihn unumwunden. Da erregte ich einen guten Sturm. Frau von Löben beschwor mich, das nur ja nicht ihrem Manne zu sagen. Sie verbürgt sich für Henriettens Unschuld, obgleich sie Beweise genug von ihrer Untreue hat und will nicht zugeben, daß das Uebersehen solcher kleinen Vergehungen den Weg zu größeren bahnt.

Anhänglichkeit an das Mädchen ist es nicht, die wäre auch wenig gerechtfertigt, es ist nur die leidige Bequemlichkeit. Nur nicht aus dem alten Schlendrian heraus, etwa gar wieder das Hausfrauenszepter in die Hand nehmen müssen, dessen sich Frau von Löben längst entwöhnt hat. Wo fände sie auch die Zeit, es zu führen, die kostbare Zeit, von der so wenig dem Hause zu gut kommt.

Auch Bertha weiß kaum, wie es in der Küche aussieht. Die langen Schleppkleider passen wenig dahinein. Es jedesmal erst aufheben oder gar ausziehen sollen, nein, da bleibt man lieber da, wo der Anzug hingehört, im Salon. Dort konzentrirt sich ja auch das moderne Leben.

Meine Gedanken irrten weitab von dem Diebstahl, die meiner guten Frau von Löben waren noch voll von dem Ereigniß. Ueberraschend war aber das Ergebniß derselben.

„Es hat Alles sein Gutes," sagte sie auf einmal „ich habe mir schon lange moderneres und schwereres Silber gewünscht; wenn wir uns neues anschaffen, will ich dafür sorgen, daß uns so leicht Keiner den Rang abläuft."

Ich hatte in letzter Zeit so viel Klagen über die Unmöglichkeit, mit den gegebenen Mitteln auszukommen, gehört, daß mir bei dieser neuen Extravaganz der Verstand stehen blieb. Sie steht aber in ganz richtigem Verhältniß zu einer ziemlich allgemein verbreiteten Lebensauffassung. Ohne Silberzeng keine Gesellschaft, ohne Gesellschaft kein Vergnügen, kein Frohsinn, nur die trivialste Alltäglichkeit. Im Hause Brod und Salz, wenn's nicht anders geht und die allergewöhnlichsten Geräthschaften, aber in Gesellschaft den Andern nicht nachstehen. Lieber geborgtes Silber, als keines. Wie kann man nur so thöricht sein, sich nicht von all den Dingen frei zu machen, denen nur die Mode einen Sinn giebt!

Doch das sollen Alles altjüngferliche Schrullen sein, Haschen nach Originalität, Mangel an Hausfrauenstolz, Bequemlichkeit, Egoismus einzelstehender Damen u. s. w.

Ich ließ mich auf weitere Widerlegungen nicht ein, bot aber das aus dem Nachlaß der Tante auf mich übergegangene Silberzeug zu einstweiligem Gebrauch an, theils weil ich es nicht brauche, theils um den armen Präsidenten vor dem stürmischen Drängen seiner Frau zu bewahren. Eine feurige Umarmung war wieder mein Dank und das egoistische, bequeme alte Fräulein war auf einmal ein hülfreicher Engel, die beste Freundin, ein Muster von Aufopferung! Eine leicht erlangte Metamorphose, aber wenig dauerhaft!

Das Klagelied war übrigens damit nicht zu Ende, nur der Text lautete anders. Bertha's bevorstehende Einsegnung!

Es ist viel von diesem feierlichen Akt die Rede, aber weniger in Beziehung auf ihn selbst, als im Zusammenhang mit Bertha's Einführung in die Welt. An die ernste Vorbereitung auf das wechselvolle irdische Leben, die Erweckung und Befestigung christlicher Grundsätze, an die religiöse Bedeutung dieses wichtigen Lebensabschnittes wird weniger gedacht als an die Gesellschaften, die zu besuchen einem Mädchen, das die Weihe der Einsegnung noch nicht empfangen, nicht gestattet sind. Bei Bertha ist von einer solchen Beschränkung zwar nicht die Rede, besonders seit ihrer Freundschaft mit Gräfin Wanda. Es vergeht kein Tag, wo diese sie nicht zu irgend einem Vergnügen entführt. Ja, sie wartet nur auf Bertha's Einsegnung, um auf die Mitwirkung derselben bei der Aufführung zweier französischen Lustspiele, natürlich zu einem wohlthätigen Zweck, Anspruch machen zu können. Bertha ist ein wenig zaghaft, aber ihre Mutter hat für sie zugesagt. Nur vor der Einsegnung geht es nicht. Ich meine, es ginge eben so gut, wie nachher. Die Gedanken sind doch ein-

mal dabei und Heiliges und Profanes mischt sich in ungenießbarer Weise in dem erregten jungen Köpfchen.

In Rücksicht auf die vornehme und reiche Freundin hat die zu der Einsegnung erforderliche Ausstattung auch manche Aenderung erlitten. Das schwarzseidene Kleid ist noch etwas schwerer ausgewählt und aus der Spitzenmantille, die sie anfänglich erhalten sollte, ist ein förmlicher Spitzenmantel geworden. Dazu goldene Brosche, goldene Nadeln in's Haar. Nun fehlt nur noch die Uhr. Der Präsident findet sie unnütz. Die Mutter bietet die ihrige an, aber die ist nicht modern genug. Da wird wohl der liebe Gott wieder helfen sollen!

Ich machte meine Glossen über diese Art des Gottvertrauens, das in gutem Glauben an Gottes Hülfe zwar nicht Berge versetzt, aber hoffend nach einem Goldregen ausschaut, den ergiebigen Boden weltlicher Eitelkeit und weltlicher Ansprüche gedeihlich zu befruchten. Das Wort Goldregen zündete in unerwarteter Weise.

„Ja', nur drei Tage und drei Nächte lang, dann wäre mir für immer geholfen, dann lohnte es noch, zu leben! Himmlisch, ein Goldregen!"

Während dieser Ausrufungen trat Bertha ein. Wir begrüßten uns, dann setzte sie sich an's Fenster, die Hände im Schooß, die Augen auf die Straße gerichtet.

„Es ist auch Alles so schrecklich theuer," fuhr die Mutter fort. „Schon das Näherlohn allein für Bertha's Sachen läuft in's Geld und wir beschränken uns schon so sehr und lassen Alles zu Hause machen. Wenn mein armer Mann etwa das gestohlene Geld ersetzen muß, weiß ich nicht wie es werden soll. Es giebt so viel reiche Leute —"

Und so viel mehr arme, dachte ich.

„Warum können wir nicht reich sein!"

„Weil wir Pechvögel sind, Mutter," rief Bertha in die Jeremiade hinein.

„Ja, ja," fuhr Frau von Löben fort. „Es ist uns einmal nicht bestimmt. Tante Ludovika wird uns noch Alle überleben. Wenn sie wenigstens dem Dietrich eine Zulage gäbe, da sie ihm das Gut vorenthält."

Ich erinnerte an die dreihundert Thaler, die Dietrich aus der Stiftung bezieht.

„Was sind dreihundert Thaler bei der Garde, dreihundert Thaler für einen flotten jungen Offizier, der Alles mitmacht! Die gehen ja beinah für Handschuhe darauf. Der arme Junge — was wird ihm übrig bleiben —"

Als sich einzuschränken, dachte ich, aber nein —

„Als ein reiches Mädchen zu heirathen," sagte sie. „Er muß es auch, es ist seine Pflicht," fuhr sie fort, „ich sage es ihm täglich, er ist der Aelteste, und wenn die Tante nicht bald Ernst macht mit dem Gut, bleibt ihm nichts anderes übrig. Einer muß doch sein, der der Familie einen Halt giebt, wenn wir die Augen zumachen.

„Ich kann es gar nicht leiden, Mutter, wenn Du so sprichst," fuhr Bertha dazwischen. „Todesgedanken sind noch viel schrecklicher als das stete Erinnern, daß man arm ist. Ihr seid doch beide noch weitab vom Sterben, der Vater und Du, namentlich Du, die Du noch so viel jünger bist, als der Vater."

„Jünger, aber eigentlich schwächlicher," fuhr Frau von Löben zu meinem größten Erstaunen fort. „Ich werde noch vor dem Vater sterben, denke daran. Ich könnte es auch nicht anders ertragen. Sei nicht böse, Kind, aber ich möchte auch nicht, daß er ohne mich zu Deiner Mutter käme, das würde mich wüthend eifersüchtig machen.

„Ja, ja, Kinder," fuhr sie zu uns Beiden gewendet fort. „Ihr begreift das nicht, Ihr wißt nicht, wie lieb man seinen Mann hat. Sie, liebe Hildegard,

sind überhaupt glücklich, Ihnen sind alle Familiensorgen fern. Sie geben Ihr Herz guten Freunden, helfen auch wohl deren Kummer tragen, aber Naturnothwendigkeit macht ihn nicht zu dem Ihren. Eigentlich sind die Unverheiratheten am glücklichsten daran."

Ich antwortete nichts, ich schickte nur ein Stoßgebet zum Himmel, mich vor jeder egoistischen, kleinlichen, engen Liebe zu bewahren, sei es für wen es wolle. Aufwärts tragen soll jede echte Liebe, aber nimmer vermag sie es, hängt man ihr die Bleigewichte irdisch kleinlicher Empfindungen an die schimmernden Flügel.

Neidlos, anspruchslos, selbstlos muß man durch das Leben gehen, losgelös't von allen, die innere Freiheit hemmenden Empfindungen, aber nicht losgelös't von Beziehungen, in denen ein unerfahrener, achtloser, leichtsinniger oder unverständiger Geist Gefahr läuft, Schiffbruch an dieser innern Freiheit zu leiden.

Ich mag mich nicht glücklich preisen hören, weil mir diese Beziehungen nicht vom Schicksal gegeben sind, ich mag mir eben so wenig die Fähigkeit absprechen lassen, mich in dieselben hineinzudenken und in mir ein richtiges Maß des Empfindens festzustellen. Ich werde natürlich nie heirathen, aber wenn ich es thäte, verzeihen Sie mir die Anmaßung oder lachen Sie mich über dieselbe aus, wenn ich es thäte, ich glaube, ich würde eine ganz gute Frau abgeben, vorausgesetzt, daß der Mann nicht auch die bescheidensten Erwartungen zu einer Illusion machte. Männer wie Frauen, beide tragen sie viel Schuld an den heutigen Tages so häufig vorkommenden gleichgültigen oder unglücklichen Ehen.

Woran es bei den Männern liegen mag, will ich mit Schweigen übergehen, mögen sie sich untereinander richten und bessern, wenn sie es wollen und vermögen, woran es bei den Frauen liegt?

„Wenn ich etwas im Staate anzuordnen, zu befehlen

hätte," sagte ich auf einmal," ich erlaubte keinem Mädchen zu heirathen, das nicht ein Haushaltungsexamen bestanden hätte," und erklärte dann der mich verwundert anstarrenden Frau von Löben meinen Gedankengang.

Sie lachte und fragte dann etwas spöttisch:

„Nicht vielleicht auch eines in Beziehung auf moralische Eigenschaften?"

„Das möchte sich schwer realisiren lassen," entgegnete ich. „Moralische Eigenschaften gehören vor das Forum der Liebe. Mag doch der, der einem Mädchen sein Schicksal anvertraut, die Verantwortung dafür übernehmen, mag er den Irrthum tragen, wenn er einen begangen hat oder ihn bessern, wenn er es vermag. Ein sympathetischer Zug führt zwei Herzen zusammen; ob der auf so sichrer Grundlage beruht, daß er für das Leben ausreicht, wird kein Gerichtshof entscheiden, das weiß allein der liebe Gott. In dies geistige Prinzip der Ehe schaut kein Menschenblick erschöpfend hinein; das Haus steht aber sichtbar und handgreiflich da, da kann auch auf sichtbare und handgreifliche Art Ordnung gemacht und gehalten werden. Aus der Ordnung entspringt Wohlbehagen und Wohlstand. Wer Weniges zusammenhält, hat mehr, als wer Viel verschleudert, und kleine Wünsche, in liebevoller und vorausssorgender Weise erfüllt, bewahren vor den großen, deren Vergeblichkeit oft Unzufriedenheit erzeugt. Aus geregeltem Haushalt wächst auch ein geregelter Geist empor und der Tadel, der keinen Spielraum findet, sich täglich an kleinen äußern Versäumnissen zu reiben, entgeht der Gefahr, durch Gewohnheit zur ungerechten Waffe zu werden, die auch da hinschlägt, wo nichts Schädliches zu treffen ist. Genug, ich bleibe bei meinem Haushaltungsexamen, es gäbe der Erziehung eine ganz andere Richtung."

„In die altmodische des Zwanges, die wir Gottlob immer mehr abschütteln, um freier Entwicklung ungehemmten Lauf zu lassen. Uebrigens ist mir diese

Ansicht bei Ihnen doppelt merkwürdig, da Ihr ganzes bisheriges Leben eine Sehnsucht war, den Zwang abzuschütteln.

„Sie verwechseln Zwang und Sitte," unterbrach ich sie. „Jede Schöpfung der Gesetzgebung, ob göttlicher ob menschlicher, ob äußere, ob innere Ordnuug begründend, ist gewissermaßen Zwang, aber die Empfindung, daß er Vernünftiges begründet, daß er nothwendige Grenzen schafft, macht ihn zur Sitte, selbst da, wo die Grenzen nur äußerlicher Natur sind und nur Aeußeres bezwecken.

Die schönste Sitte der Welt ist die Gliederung der Masse in Familien. Sie sehen," fügte ich lächelnd und in dem Augenblick selbst von der Wahrnehmung und dem Widerspruch überrascht, in dem meine unwillkürlichen Handlungen zu dem, was ich eigentlich beabsichtigt hatte, standen, hinzu, „Sie sehen, ich kann auch nicht los von der Sitte und suche als Einzelwesen ein Ganzes, da die Sitte mächtiger ist, als alle Reflexion, als aller innerer Widerstand. Um die schöne Sitte des Familienlebens in ihrer wahren Bedeutung aufrecht zu erhalten, müßte aber die Frau wieder erst Priesterin in dem häuslichen Tempel werden. Davon ist heutigen Tages nur noch ausnahmsweise die Rede; warum also da nicht den Zwang einführen, bis er wieder zur Sitte geworden ist! Es wird ja kein Staatsamt verliehen, ohne die Befähigung dessen, dem man es überträgt, zu prüfen. Ist das göttliche Amt der Hausfrau weniger bedeutungsreich? Steht die Erfüllung dieser äußerlichen häuslichen Pflichten nicht in genauem und tiefem Zusammenhang mit dem, was wir Herzensglück, ich möchte sagen, seelischen Comfort nennen?

„Sie sind sehr praktisch und vernünftig aber sehr wenig poetisch," sagte Frau von Löben, und Bertha meinte höchst indignirt, wenn eine solche Idee in's Leben träte, würde sie erst gar nicht das Mindeste im Hause

thun, denn das sollte Keiner von ihr glauben, daß sie zu heirathen wünschte.

„Und wenn ich nun meine ganze schöne Jugendzeit daran gäbe, mich mit so trivialen Dingen zu plagen,“ fügte sie hinzu, „und ich heirathete dann nicht —“

Ich konnte mir nicht helfen, über diesen kindischen Einwand mußte ich lachen.

„Es ist auch wahr,“ stimmte ihre verständige Mutter bei, „arme Mädchen heirathen jetzt so selten, soll man ihnen nun auch noch die kurze, glückliche Jugendzeit trüben?“

Ich schwieg. Man wirft wohl sein Senkblei in die Tiefe, wo das Fahrzeug aber auf den flachen Sand stößt, kann man sich die Mühe sparen.

„Sie hatten wohl sehr glückliche fröhliche Gedanken jetzt, als Sie da so am Fenster saßen und Ihr Auge auf einen Fleck starrte?“ fragte ich.

„Die paar Groschen, die damit erspart werden!“ meinte sie. „Das lohnt nicht der Mühe, die steht in keinem Verhältniß zum Zweck.“

„Ich glaube, Sie sehen nur den Zweck nicht ein,“ wandte ich ein.

„Möglich, aber dazu kann sich Keiner zwingen.“

„Doch,“ meinte ich, „man kann geistige Trägheit überwinden so gut, wie körperliche und, verzeihen Sie liebes Kind, aber ich halte es bei Ihnen nur für geistige Indolenz, daß Sie das Falsche und Fehlerhafte Ihrer Ansichten nicht bekämpfen. An wirklicher Einsicht würde es Ihnen nicht fehlen, mit dieser in Zusammenhang steht die Thatkraft, die den eingesehenen Fehler gut macht. Ziehen Sie es vor, ein charakterloses Geschöpf zu sein, das sich vom Winde treiben läßt?“

„Wenn's einmal mein Fehler ist,“ sagte sie.

„Das wenden Sie mir ein,“ fuhr ich fort. „Werden Sie das auch Solchen sagen, die Sie vielleicht einmal im Namen der Liebe auf Ihre Fehler aufmerksam machen werden?“

„Da erst recht," ereiferte sie sich, „das wäre eine schöne Liebe, die für meine Fehler nicht dasselbe Gefühl hätte, wie für meine guten Eigenschaften. Wer mich nicht mit meinen Fehlern liebt, der mag es lassen."

„Man muß immer in sich ein Ideal zu verwirklichen streben," fuhr ich unbeirrt fort, „nur dadurch gewinnen wir die Möglichkeit, den Grad der Vervollkommnung zu erreichen, der überhaupt in unserer irdischen Natur liegt. Das Verlangen, mit seinen Fehlern geliebt werden zu wollen, ist in dem Sinn, in dem Sie es meinen, eine unklare Redensart, nichts weiter. Je lieber man einen Menschen hat, um so mehr werden Einem die Fehler desselben leid thun. Das verringert die Liebe nicht, aber es mischt ein Gefühl hinein, das ihr Glück trübt. Ich wenigstens würde meinen Ehrgeiz auf's Aeußerste anspornen, so wenig Nachsicht und Mitleid mit meinen Fehlern als möglich in Anspruch zu nehmen und denen, die mich trotz derselben fortlieben, die Aufgabe nicht zu erschweren."

Bertha war ärgerlich. Ich merkte es an der unfreundlichen Art, mit der sie auf Gertrud losfuhr und sie beschuldigte, ihren Arbeitskorb verräumt zu haben. Die Kleine wollte sich vertheidigen, konnte aber vor der Heftigkeit der Schwester nicht zu Worte kommen; erst nach einer ganzen Weile kam es heraus, daß sie Bertha's Korb mit der Arbeit derselben allerdings genommen, aber nur um die Arbeit zu vollenden. Bertha's leidenschaftliche Aufregung aber war noch nicht besiegt.

„Ich brauche Deine Hülfe nicht," sagte sie rauh, „und wenn Du für mich arbeitest, damit ich mich für meinen Müßiggang muß schelten lassen, will ich keinen Stich mehr von Dir genäht haben."

Damit eilte sie aus dem Zimmer.

Dietrich, der kurz zuvor, ehe diese Scene spielte, eingetreten war und meine letzte Abhandlung mitangehört hatte, sah ihr mit wirklich bekümmerter Miene nach.

„Was wird aus ihr werden?" sagte er seufzend. „Sie

hat alle Anlage zu einer Heldin und — zu einer Megäre!"

Das war ein wahres Wort. In dem jungen Mann liegt viel gesunder Verstand und richtiges Gefühl, es machte deshalb auch Eindruck auf mich, als er, an mich herantretend, leise sagte:

„Sie könnten meiner Schwester ein rechter Segen werden. Lassen Sie sich doch nicht durch ihre Ungeberdigkeit abschrecken. Sie ist besser als sie scheint, sie ist nur nicht erzogen."

Das sagt sich leicht, es ist aber recht schwer einer solchen mangelnden Erziehung abzuhelfen und ich frage immer wieder, was geht es mich an?

Es ist aber seltsam, je öfter ich die Frage wiederhole, um so weniger finde ich eine Antwort darauf, die mir genügt. Man wischt an einem leblosen Gegenstand die Flecken fort, wo man sie sieht, soll man achtlos daran vorübergehen, wo sie Schatten auf die Seele werfen? Und nun noch dazu eine Kinderseele, in der noch keine gute Eigenschaft zu ihrer Vollendung gelangt, in der noch kein Fehler versteinert ist. Was in derselben hart erscheint, ist doch nur erst der Anfang zu der Härte, an der späterhin selbst die Liebe oft vergebens ihren mildernden Einfluß versucht.

Ich glaube, es ist bei Bertha die höchste Zeit, die harte Rinde zu durchschlagen, die sie in Eigenwillen, Trotz und Selbstüberschätzung und voll von falschen Ansprüchen um ihre Seele legt.

Gerade dieses nicht Einsehenwollen, dieses Beharren auf dem eignen Recht ist schwerer auszurotten, je später man damit beginnt, und wie ungerecht macht es gegen Andere? Das Leben bietet so vielgestaltige Conflikte dar. Es ist sehr bequem, den Grund dafür in allem Andern eher, als in sich selbst zu suchen, aber es macht das Uebel unheilbar. Ich habe die Menschen von jeher am meisten bedauert, die eines sogenannten Sündenbocks bedurften, auf den sie losfuhren, so wie irgend eine

äußere oder innere Widerwärtigkeit über sie einbrach, aber ich habe auch meist gefunden, daß es Solche waren, die entweder aus mangelnder Einsicht oder aus Selbstüberschätzung oder aus geistiger Bequemlichkeit verabsäumten, den wahren Grund der auf sie einbrechenden Conflikte zuerst in sich selbst zu suchen. Und doch thut das vor Allem Noth. Selbst wenn man den Fehler nicht dort findet, so hat sich die Leidenschaft abgekühlt und die Anklage, wenn es überhaupt einer bedarf, trifft minder schwer ihr Ziel.

Wie häufig aber erspart man sich die Beschämung, mit dem feindlichen Hieb einen Freund zu treffen!

Bertha hat jetzt ihren Sündenbock an Gertrud. Fährt sie so fort, wird ihr auch der beste Freund dazu dienen und das fortwuchernde Uebel, guten Willen verkennend, Aufopferung lohnend mit Undank, und jedes echte, schöne, wahre Gefühl erstickend in ungezähmter Leidenschaftlichkeit, wird ein steter Kampf oder unvermeidliche Isolirung ihr künftiges Loos sein.

Sie thut mir leid. Sie ist ein Kind, und Kinder überlegen selten, wohin die von ihnen eingeschlagenen Wege führen. Ich will mich ihrer doch annehmen wenn es geht, denn das arme Kind hat an ihrer Mutter keine Führerin.

Ich hatte so recht den Eindruck der inneren Unhaltbarkeit dieser Frau, als wir uns kurz nach der Ihnen vorhin erzählten, ernsten Unterhaltung zu Tisch setzten und ich mich vergeblich bemühte, die rosige Heiterkeit derselben mit den vorhergegangenen Klagen in Uebereinstimmung zu bringen.

Die frohsinnigsten Anschauungen und Zukunftspläne flossen von ihren Lippen, natürlich waren es ziemlich kostbare Pläne, Badekuren, Vergnügungsreisen, Feste für den nächsten Winter. Mir war, als hörte ich nicht recht. Dann war von einer Sängerin die Rede, die Furore machte. Bertha wünschte, sie zu hören. Die Mutter versprach ihr ein Billet.

„Es sind erhöhte Preise,“ bemerkte Joachim.

„Joachim wird geizig,“ spottete Bertha. „Ueberhaupt, was ist mit ihm los? Seit drei Tagen geht er nur im Hausrock und gestern fand ich ihn in seiner Stube arbeitend, ohne zu rauchen!“

Joachim wurde dunkelroth und wechselte einen raschen Blick mit Dietrich.

Herr von Löben lächelte dem Sohn zustimmend zu und sagte freundlich:

„Kommt die Vernunft jetzt?“

„Um Gotteswillen, werde mir kein Philister!“ warnte die Mutter.

Joachim machte eine scherzende Bemerkung, aber sie kam steif und verlegen, gar nicht in seiner sonstigen fröhlichen Weise heraus.

„Er spart zu seiner künftigen Wirthschaft,“ neckte ihn Bertha, „so wie er das Abiturientenexamen gemacht hat, wird er sich mit seiner neuesten Flamme verloben. Er ist aber diesmal sehr geheimnißvoll damit.“

„Bah, die Flammen sind alle ausgebrannt,“ scherzte Joachim mit gezwungenem Humor.

„Richtig, das hätten wir am Hausrock sehen können,“ neckte Bertha weiter. „Der kommt nach jeder unglücklichen Liebe zum Vorschein, bis die nächste Flamme den Schneider in neue Nahrung bringt.“

Joachim machte eine Geberde der Geringschätzung.

„Ich bedarf auch keiner Erwiederung bei meinen Flammen, wenn ich ein hübsches Gesicht ansehe, ist es mir gleich, ob es mich wieder ansieht.“

„Joachim, wozu denn der Leibrock und die superfeinen Westen und Halstücher?“ neckte ihn der Vater.

„Papa, das thut man um seiner gehobenen Stimmung willen,“ erklärte Joachim, „es ist mir ganz unmöglich, den leinenen Rock anzubehalten, wenn ich an ein hübsches Gesicht denke.“

„Aber wie hängt das nun Alles mit dem Theater

zusammen?" fragte die Mutter. „Bist Du zu schwermüthig, um Bertha zu begleiten?"

„Nein, Mutter," sagte Joachim, „es ist mir zu theuer, ich will ein guter Wirth werden."

„Das ist eine krankhafte Idee," meinte die Mutter, „Dir geht Musik über Alles, auf die paar Thaler wird es doch nicht ankommen."

„Ich habe die Sängerin gehört," erklärte Joachim.

„So, dann bist Du nur für andere sparsam!" verhöhnte ihn Bertha, „das ist ja recht bequem."

„Ich bin in den dritten Rang gegangen," erklärte Joachim, „das kannst Du nicht, da Du eine Dame bist."

„Leider, ich wollte ich wäre keine!"

Sei froh, daß Du es bist," fuhr Joachim fort, „Männer haben es viel schwerer."

Bertha lachte.

„Dummer Junge," sagte sie in ihrer rücksichtslosen Manier, „wenn Du so klug reden willst, das kann ich schon gar nicht vertragen."

„Nicht einmal die Klugheit eines dummen Jungen? Wie wenig mußt Du doch vertragen können," lachte Joachim.

„Bitte Wanda, die fährt gleich mit Dir," rieth Frau von Löben.

„Nein, das thue ich nicht," erklärte Bertha, „sie würde sich das Billet nicht bezahlen lassen. Das wäre eine Bettelei."

„Sie nimmt Dich ja oft genug in's Theater mit," wendete Frau von Löben ein.

„Dann geht es von ihr aus. Ich bitte nicht darum. Man muß mit Wanda vorsichtig sein. Was sie hat möchte sie mir schenken. Ich kränke sie oft genug damit, daß ich kein kostbares Geschenk von ihr annehme."

„Nun, dann werde ich wohl mit Dir fahren müssen, aber —" Frau von Löben wendete sich an die Söhne, „durch Eure Ungefälligkeit vertheuert Ihr nur die Sache, denn nun kostet es dem Vater zwei Billets."

„Bertha, Du bist unvernünftig, denke doch an den Diebstahl," flüsterte Dietrich der Schwester zu und sagte dann laut, zu seiner Mutter gewendet:

„Wozu muß sie denn überhaupt die Sängerin hören, man muß sich doch auch etwas versagen können."

„Fräulein von Schönerbrunn's gelehriger Schüler!" spottete Bertha mit einer Handbewegung nach mir hin.

„Und dankbarer," schaltete Dietrich ein.

Aber nun brach es bei Bertha los. Ob denn ein Unrecht in dem Wunsch läge, durch einen Kunstgenuß Abwechselung in das langweilige, eintönige Leben zu bringen! Ob man denn zur Entbehrung geschaffen wäre! Sie fände es kleinlich, bei jeder Gelegenheit zu rechnen und Lebensgenuß nach so engem Maßstab abzuwägen. Ob es denn so schlimm mit ihnen stände, daß ein kleiner Diebstahl die ganze Familie zu Grunde richte? Stände es so, dann sei doch ihre ganze Lebensweise Unvernunft, wo nicht, so verstehe sie das Rabengekrächz nicht, daß jede unschuldige Freude störe und vergifte. „Sogar die Jungens fangen an, Moral zu predigen," schloß sie ihren eben so leidenschaftlichen als unvernünftigen Erguß.

Die Wirkung war eine wohl sehr unerwartete.

Herr von Löben stand auf. Die hektische Röthe auf seinen Wangen brannte dunkler als gewöhnlich und seine Augen sahen so traurig aus, daß mir das Herz weh that, als er sagte:

„Kinder, mein Leben für Euer Glück, aber, weiß Gott, viel mehr zu geben habe ich nicht und es ist ein vergängliches Ding. Sucht Ihr das Glück da, wo es Geld kostet, so seid Ihr verloren. Sucht es wo anders und sucht es in Frieden."

Eine unbeschreibliche Bestürzung malte sich in Aller Zügen. Frau von Löben brach in Thränen aus.

„Mann Du bist grausam, uns zu erschrecken, was ist denn los?" rief sie aus.

„Nichts, nichts," sagte er abweisend, „es lohnt

nicht, darüber zu reden. Es giebt Dinge, die man von selbst versteht oder gar nicht."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, Dietrich folgte ihm.

Frau von Löben fing an zu weinen, die kleinen Kinder standen mit bestürzter Miene da. Ich fand es am besten, mich zurückziehen und sie mit mir zu nehmen. Wie bald hatten die Kleinen die tragische Scene, von der sie nichts verstanden, vergessen! Fröhlich spielten sie mit einander, während ich diesen Brief begann. Aber auf einmal kam Disharmonie in das Spiel. Arthur hatte ein Haus gebaut, und Klärchen es umgeworfen. Sie that es meist, wenn es fertig war und versäumte sie es, so war er es, der sie dazu aufforderte. Diesmal aber stand ihm die Mütze schief und das kleine Ding, das die Despotenlaune nicht errathen hatte, bekam tüchtig Schelte für ihr Unterfangen. Mit nachahmenswerther Demuth hörte sie die Vorwürfe an und als er ihr einige der Bausteine und zwar nicht die besten zuwarf und ihr gebot, allein damit weiter zu spielen, zog sie sich in die eine Ecke des Zimmers zurück und baute dort ganz still, nur mitunter schüchterne Blicke nach ihm hinwerfend, ihr Häuschen auf, während er mit großen Schritten und finstrer rachebrütender Miene auf- und abging. Ich mischte mich absichtlich nicht hinein.

Die betrübte, resignirte Miene der Kleinen, die das Alleinspielen als eine harte Strafe empfand, war eben so reizend wie die Sanftmuth, mit der sie sich dem ungerechten Richterspruch fügte. Es gefiel mir auch, daß sie nun nicht in Hast und Uebereilung baute, nein, ganz so sorgfältig und genau, wie sonst. Aber nun war sie fertig. Ihr Auge schaute nach dem Bruder auf, ob er sie nun von der Verbannung erlösen würde, aber für ihn war der Moment der Rache gekommen. Mit einem raschen Schritt tritt er an sie heran und

stieß mit einem kräftigen Fußtritt das künstliche Gebäude um.

Unwillkürlich machte ich eine Bewegung mich vom Stuhl zu erheben, ich glaubte mein Einschreiten würde nöthig sein, aber keineswegs!

„Herr Gott, sie lacht!“ sagte Arthur ganz erschrocken.

Sie lachte wirklich, über dem kleinen Gesichtchen glänzte ein heller Strahl der Freude darüber, daß der Bruder sich ihr nun wieder genähert hatte. Ob im Zorn, ob ihr Werk zerstörend, kam nicht in Betracht, er kam und sie empfing ihn mit Lächeln.

Das reizende Geschöpfchen! Mir traten die Thränen in die Augen. Das Kind kam mir vor, wie gefeit gegen alle Angriffe der Welt. Sanftmuth, ja das ist die Waffe der Frauen, die einzige wirksame, die in Liebe jeden Kampf auszufechten vermag. Der muß schon sehr roh sein, der einer Frau diese Waffe aus der Hand zu schlagen versucht.

Sanftmuth ist ein Gottesgeschenk. Wer's empfangen hat, der danke dem Schöpfer auf Knieen dafür, wem es versagt ist, der gehe wenigstens mit aller Kraft des Charakters, mit aller Willensfähigkeit daran, das, was ihr entgegensteht, in sich zu besiegen.

Sanftmuth findet instinktiv das Gleichgewicht der Seele, das in blinder Leidenschaft verloren geht, Selbstbeherrschung erkämpft sie sich und die Frucht des Sieges ist immerhin des angestrengten Kampfes werth.

Ich erlebte an dem Tage auch noch etwas von dem Kampf und Sieg und es that meiner Seele nicht minder wohl.

Bertha kam zu mir mit der schüchternen Bitte, ich möchte ihr den Rock zu ihrem Einsegnungskleide zuschneiden, sie wolle ihn selbst nähen, damit die Schneiderin nicht länger als einen Tag nöthig sei. Ich erlaubte mir kein anerkennendes Wort oder gar eine Reflexion über den gefaßten Entschluß und die Veranlassung dazu. Bertha's spröde Seele ist leicht verletzbar und

ich begriff die Größe der Ueberwindung, die sie vermocht hatte, grade mich um Rath zu fragen. Natürlich erfüllte ich ihr Verlangen mit größter Bereitwilligkeit und versprach ihr auch noch meine eigene wie meiner Caroline Hülfe bei der Schneiderei. Ein sehr freundlicher warmer Blick dankte mir.

Das Mädchen kann unendlich lieblich aussehen und nie habe ich so wie an ihr den Spruch des Dichters bewährt gefunden: „es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Gott helfe ihr zu den richtigen Bausteinen, aber ich fürchte, sie wird sie erst finden, wenn sie sie in Schutt und Trümmern suchen muß.

Schutt und Trümmer! Dabei fällt mir ein, daß heut wieder einmal einer von den Neubauten eingestürzt ist, die jetzt wie Pilze aus der Erde schießen, neue Stadttheile schaffend und alte mit ungewohnter Eleganz verschönernd.

Es ist dies seit ganz Kurzem der dritte Bau, der vor seiner Vollendung schon zusammenstürzt. So baut man jetzt Häuser für das Auge und damit in tief innerem Zusammenhang steht die Häuslichkeit, die auch häufig nur oberflächliche Blicke, aber nie und nirgends auch nur das leichteste Rütteln an ihrem Fundament vertragen kann.

Solider Comfort und solides Glück, beides mag noch vielfach in der Welt vertreten sein, aber im Vergleich zu der Richtung der Masse muß man es zu den Ausnahmen zählen.

Meine Lampe brennt düster. Caroline hat, ehe sie auf mein Geheiß zu Bett ging, Oel aufgegossen aber nicht genug, wie es scheint. Ach, jetzt verstehe ich erst die unschuldige Miene, mit der sie mir Gute Nacht sagte und mich erinnerte, das Schlafengehen nicht zu vergessen.

Sie sah mich so unsäglich gutmüthig dabei an, aber aus den Augenwinkeln blitzte die Schlauheit in

tausend nicht zurückhaltenden Lichtern und ließ mich gleich einen kleinen Schabernack ahnen.

Sie behält einmal wieder Recht in unserem stummen Kampf um die Herrschaft und jagt mich mittelst des knapp zugemessenen Oels in die Federn, noch ehe die meine müde geworden ist, mit Ihnen zu plaudern.

Nun, ich gehorche schon, aber morgen muß sie mit der Oelkanne herausrücken. Ich will ihr doch zeigen, daß ich ihre Kunststückchen entdecke.

Die prächtige, alte, herrschsüchtige Person

Zwölfter Brief.

Sie ermuthigen mich, in meinen Berichten fortzufahren, lieber Herr Graf, alle meine Erlebnisse soll ich Ihnen mittheilen. Erlebnisse!

Ja, mein Gott, bei so einfach und ruhig dahinfließenden Tagen wird Alles zum Erlebniß, was eine Saite des Gemüthes tönend berührt, eine fruchtbringende Reflexion weckt, ein bisher unverstandenes Räthsel des Herzens lösen hilft.

Ein Spinnengewebe, an einer sonnenhellen Fensterscheibe oder in irgend einem dunklen Winkel ausgebreitet, in dessen feinen, künstlich gesponnenen Fäden die armen kleinen beflügelten Insekten sich verstricken, ihr leichtsinniges Spiel mit der Gefahr, durch einen frühen Tod zu büßen, offenbart eben so gut die harmlosen und tragischen Zustände erdgeborner Geschöpfe, als es die gröber zusammengefügten Gewebe thun, mit denen wir arme Menschenkinder uns in das Leben einspinnen, plump oder fein, ehrlich oder betrügerisch, Jeder

in seiner Manier. Wie viele solcher Spinnengewebe hängen in der Luft, wie viele von ganz neuer Construction erblickt mein Auge! Es wird überall gesponnen und ist stets gesponnen worden, aber gegen das Raffinement großstädtischer, moderner Webereien kommt nicht so leicht ein Gespinnst früherer Tage auf.

Ich komme mir manchmal wie eine große Brummfliege vor, die mit raisonnirendem Gesumme um das Netz herumfliegt und es, trotz der natürlichen Scheu davor, nicht lassen kann, sich das feindliche Gespinnst in der Nähe zu besehen, auch manchmal wie ein Rauhbesen, dem es in jedem einzelnen Haar des borstigen Hauptes zuckt, hineinzufahren. Ich thue es auch, aber nur zu meinem eignen Nutz und Frommen.

Frau von Löben schiebt meine, den ihren so entgegenlaufenden Ansichten auf meine Unbekanntschaft mit der Welt, wirft mir den Winkel vor, aus dem ich komme. Mag sein, ein sauber gehaltner Winkel ist mir lieber, als ein staubiger Palast.

Wir zanken uns auch mitunter darüber, aber ganz im Guten, daß heißt, ohne Zorn und ohne persönlichen Angriff. Sie findet meine Unabhängigkeitsideen ausschweifend und schiebt sie auf den bisher erduldeten Zwang.

Einsames Nachdenken, mag es noch so tief und gründlich sein, führt selten zu dem vollen Resultat, das uns im Geistesaustausch, meinetwegen auch Kampf entgegenstehender Meinungen, zu Theil wird. Als ich diese künstlichen Schranken gesellschaflicher Zustände vertheidigen hörte, diese selbstgeschaffenen, nichts bedeutenden Schranken, durch die man sein Thun, sein Empfinden und Denken um nichts und wieder nichts einengen lassen soll, die uns Worte geben für Begriffe, und Formen für das Wesen, — als mein Kampf dagegen für ein, durch früheren Druck hervorgerufener Uebergriff gegen nothwendige Grenzen galt, da wurde mir erst selbst so recht klar, was Unabhängigkeit eigentlich ist, wie verworren darüber meine Begriffe

waren, daß sie immer mein Theil gewesen, daß mein früheres Entbehren nur ein Verkennen war.

Worin bestand denn der Druck, unter dem ich geseufzt? Ist durch ihn der Gang meiner inneren Entwicklung gehemmt worden? Ich meine nicht. Trotz des beengenden Einflusses meiner Verhältnisse, schöpfte meine Seele ihre Lebensanschauungen in genauem Zusammenhang mit meiner Individualität aus einem viel weiteren Lebensborn als dem mir tropfenweis zugemessenen.

Seine Zeit hingeben in freiwilliger oder gezwungener Dienstbarkeit, so wie diese einen vernünftigen Zweck hat, sobald sie irgend einem ihrer bedürftigen Geschöpf zu wahrem Nutzen gereicht und uns als ein lebendig mitwirkendes Glied in die Kette der Menschheit einreiht, das ist nimmer eine Abhängigkeit, gegen die man sich wie gegen einen unberechtigten Zwang zu sträuben hätte. Zu solchem Dienst ist jeder Einzelne berufen und die Art und Weise desselben, sein Zusammenstimmen mit unserer Neigung, der Grad der Auerkennung, der uns dabei zu Theil wird, bestimmen wohl über unser Glück, nicht über unsere Freiheit, die viel leichter an dem eigenen Willen, als an dem Anderer zu Grunde geht. In kindischer Ungeduld habe ich oft gegen die Bande getobt, die meinen Neigungen freien Spielraum versagten; ehe ich noch wußte, was das Leben bedeutet, glaubte ich es schon verfehlt zu haben.

Unsinn, sein Leben für verfehlt zu halten, weil es uns in andere Bahnen weist, uns andere Ziele zeigt, als der Geist sie sich träumend erdacht, das Herz sie in ungestümer Sehnsucht begehrt hatte. Das Glück verfehlt Mancher, denn es liegt in der Sympathie unserer Neigungen mit dem uns gebotenen Schicksal und Sympathie ist Instinkt, der sich wohl unterdrücken, aber nie in eine gegebene Richtung hineinzwängen läßt. Sein Leben verfehlt Keiner; denn wie tiefes Weh es

auch bringen, wie viel daran auch vergeudet werden mag, Keiner kann es ungeschehen machen, daß er erschaffen und damit in unlösbaren Zusammenhang zu irgend einem göttlichen Zweck gestellt wurde. Ich halte hierbei den Gedanken an unsere höhere menschliche Natur, an unsere bevorzugte Stellung in der Schöpfung, unsere größere Gottähnlichkeit fest und spreche von moralischen Zwecken, nicht solchen, die in's animalische Leben gehören, wie sie in der Thierwelt maßgebend sind.

Da verschlingt buchstäblich ja immer eine Existenz die andere, frißt ein Thier das andere auf, um wieder einem dritten zur Nahrung zu dienen, und wir Menschen tragen redlich dazu bei, manchem untergeordneten Geschöpf zu dieser Bestimmung seines Daseins zu verhelfen.

Seltsames Ziel des Daseins, in's Leben gerufen werden, um das Leben eines Andern zu fristen und dennoch, im höheren Sinne aufgefaßt, giebt es uns doch auch einen Anhaltspunkt für unsere menschliche Bestimmung, ein Bild der kettenhaften Verschlingung des Menschengeschlechtes, in der ein Glied zum andern gehört, eines im anderen aufgehen muß, will Jedes für sich selbst etwas sein und leisten.

Wehe also, wer sich der Dienstbarkeit entziehen will und in der Zurückweisung jeder Art der Beschränkung seine Freiheit sieht, wehe aber auch, wer sie durch alberne Ansprüche unterjochen läßt, wer sie da hingiebt, wo die Hingabe weder uns noch Andere bereichert.

Es bleibt also dabei, ich will ein Geschöpf sein nach eigner Form und nach eignem Schnitt, ich will mich in keinerlei Façon und Leben hineindressiren lassen, meinen Ansichten von Menschenwürde und Menschenpflicht nicht homogen, ich will nicht Zeitvertreib, der nur die Zeit tödtet, und nicht die gegenwärtige Stunde für die Zukunft ausprägt. Ich will nicht die Schicklichkeit vor den Altar der höheren und niederen Me-

disance als gebundenes Opfer geschleppt wissen, will nicht Sitte abhängig machen von Etikette.

Die Sitte ist wie ein grüner Baum, erdgeboren und himmelanstrebend. Nicht Willkür, sondern Nothwendigkeit ruft sie in's Dasein, nicht die Gewohnheit hält sie aufrecht, sondern das Band, das sie um Himmel und Erde zu schlingen berufen ist. Moral ist ihre Wiege, Natur zieht sie groß, und richten über sie wird das Gewissen und Gott. Aus der Ordnung des Menschengeistes schafft sie die der Welt und hält beides in Wechselwirkung und Gleichgewicht. Sie zeichnet das Ziel vor, aber die Wege sind frei, sie leitet, hält und zwingt die Masse, aber sie verlöscht nicht Individualitäten.

So ist echte, schöne, wahre Sitte, aber man hat ihr einen Affen beigegeben, der sie, nachahmend, karrikirt; der Affe heißt Convenienz. Der führt statt der Gesetzestafel der Moral eine zierlich geschnitzte Schablone, nach welcher das Individuum zugestutzt, nach gleichem Muster und in gleicher Farbe angestrichen wird, Letztere nur doppelt aufgetragen, wo ein Fleck zu verbergen ist. Der Unsinn ist Formschneider, zum Ueberstreichen ist jeder Dilettantenpinsel gut. Wenn nur die Tapetenähnlichkeit tadellos hergestellt ist, betrachtet man die Hauptsache als erledigt.

Gegen diese Convenienz soll ich vielfach sündigen, wie mir heut die Damen des Nähvereins, unsere hochachtbare Vorsteherin à la tête, halb im Scherz, halb im Ernst zu beweisen suchten. Sie werden aus der Offenheit der mir gemachten Vorwürfe sehen, daß ich über die Präliminarien einer ersten Bekanntschaft glücklich hinweg bin. Die ersten Redensarten sind gewechselt, das Terrain ist rekognoszirt. Die Damen haben sich überzeugt, daß ich kein Eskimo, sondern ein Kind der Civilisation, wenn auch ein Stiefkind derselben bin, und ich wiederum habe unter dem gleichartigen Anstrich nicht ganz ohne Erfolg nach Individualitäten gesucht. Man

will mir auch die meine lassen, aber nicht ohne den Firniß. Sie sind einmal Alle in der Ehrfurcht vor der Schablone aufgewachsen.

Ich gebe Ihnen von unserm ziemlich hitzigen, wenn auch ohne Feindseligkeiten geführten Streit, nur die Quintessenz.

Es schickt sich also nicht, daß ich allein lebe, selbst der Anschluß an eine Familie, wie der meine an Löbens, schützt nicht vor dem Gerede, weil — — hören Sie den Unsinn! — weil ein heirathsfähiger Sohn in der Familie ist, dem ich trotz dieses bedenklichen Umstandes freien Zutritt zu mir gestatte, im Widerspruch mit meiner sonstigen Abneigung vor Geselligkeit.

Meine Tante seligen Andenkens, dieselbe die mich damals zum Maskenball verkehrt anzog, pflegte, wenn ich ihre Befehle nicht gleich verstand und sie offnen Mundes, wie Kindergewohnheit ist, anstarrte, heftig zu sagen:

„Mach' nicht solches Baamaul, Hildegard!"

In Wahrheit, ich konnte nie ein ärgeres Baamaul gemacht haben als jetzt, diesen Anstandsprinzipien gegenüber. Doch weiter im Text.

Ich bin also noch zu jung — mit dreißig Jahren und einem Buckel — um einer Anstandsdame — die möglicherweise lange nicht so anständig ist, wie ich — entbehren zu können. Gegen meine sonstige anziehende (?) Persönlichkeit komme der kleine Schönheitsfehler an meiner Figur nicht in Betracht, ein Fehler, den ich sehr übertreibe, den Viele gar nicht sehen würden, wenn ich nicht so ungenirt davon spräche und wenn ich, statt die unmoderne große Pelerine zu tragen, die Jeden darauf aufmerksam machen müsse, lieber durch ein geschickt angefertigtes Corset die kleine Unregelmäßigkeit auszugleichen versuchte! Dummes Zeug! Dann würde wahrhaftig aus dem kleinen Verdruß ein großer nagender Aerger und Schmerz, sollte ich mir den Körper in Eisenschienen pressen, eine künstliche Geradheit zu affek-

tiren. Nein, nein, da will ich in anderer Weise Opposition machen gegen die mir aufgezwungene schiefe Richtung, will gerade sein in Wort, Gedanken, That, will weder mich noch andere betrügen, wenn der Betrug auch hübscher aussieht, als die Wahrheit.

Doch weiter!

Nächst meiner Persönlichkeit stellen mich auch meine Verhältnisse — welche Verhältnisse? „Die pekuniären," platzte die gute alte Excellenz mit dem richtigen Wort heraus und nahm unserer Vorsteherin, dem Fräulein von Bricks, das diplomatisch umschreibende: „Rang, Namen, Familie" von den, sich in gerechter Entrüstung über die Plumpheit schließenden Lippen — stellen mich also meine pekuniären Verhältnisse, über die wohl, hiernach zu urtheilen, einige übertriebene Berichte unter den Leuten kursiren mögen, auf eine Stufe, wo ich dem Bemerktwerden nicht entgehen kann, auf eine Stufe — über die hoffentlich jede Klatscherei stolpert und sich den Hals bricht. Man lebt in der Stadt nicht so ungenirt und formlos, wie auf dem Lande. Man muß alles Auffallende vermeiden, und was von der allgemeinen Sitte abweicht ist auffallend und man vermuthet, wenn nicht noch Schlimmeres, doch eine Nichtachtung des Hergebrachten dahinter, die feindselig erscheint und Feindseligkeiten weckt. Es handelt Keiner, auch nicht der Unschuldigste, ungestraft gegen das Dekorum, wer es thut, darf sich nicht wundern, erweckt er Verdacht in seine Moral. Das Urtheil richtet sich nach dem Schein, die Sittenrichter der Welt sind strenge, die Menge ist leichtgläubig. Summa summarum: füge Dich in den Anstrich der Welt, oder sie streicht Dich an und zwar mit dickem, in unreine Farben getauchtem Pinsel.

Meine Augen müssen, statt des mühsam unterdrückten Baamauls, meine abermalige Verwunderung ausgesprochen haben, Frau von Löben fühlte sich verpflichtet, mir einige Erläuterungen zu geben.

„Machen Sie sich doch nichts daraus, liebste Hilde-

gard," sagte sie, „es ist ja weiter nichts, als daß die Leute sagen, Sie würden meinen Dietrich heirathen. Die Leute müssen doch ihre Glossen über Alles machen und da es im Allgemeinen nicht Sitte ist, daß ein junger Offizier eine junge Dame besucht, wenn sie allein ist" —

Ich wußte wirklich nicht, ob ich mich ärgern oder lachen sollte, da ich aber zum Letzteren immer mehr Neigung habe als zu Ersterem, lachte ich über die Abgeschmacktheit.

„Sie sind eine egoistische Person," fuhr die alte gute Excellenz mit ihrer derben Ungenirtheit auf mich los, „Sie beschäftigen sich da immer mit Ihrem kleinen, gar nicht in's Gewicht fallenden, dummen Ding von Höcker und bemerken gar nicht den großen an unserer Civilisation, den nämlich, daß junge, liederliche Weltleute jeden Standes und Amtes Alles heirathen, was ihnen in die Quere kommt, wenn's nur Geld hat."

„Pfui, mein Dietrich nicht," unterbrach sie Frau von Löben indignirt. „Der ist nicht liederlich."

Die Excellenz fuhr unbeirrt fort:

„Alter, Häßlichkeit, Confession, Nichts kommt in Betracht, wenn Geldmangel auf der einen und Geldüberfluß auf der anderen Seite ist. Jüdin oder Christin, alt oder jung, dumm oder klug, man gewöhnt sich an Alles und schließlich verbirgt man den einen Schatz im Hause und trägt den andern in die Welt, ihn dort zu verjubeln."

„Pfui," unterbrach Frau von Löben sie abermals, „pfui, das Bild paßt nicht auf meinen Jungen."

„Auf Deinen wie auf viele Andere vielleicht nicht, es paßt aber auf eine Unzahl und in so fern auf die Meisten, als sie Alle miteinander nach Geld jagen."

„Dietrich wird keine Jüdin heirathen" —

„Trau, schau, wem?" sagte die Excellenz mit unzerstörbarer Ruhe.

„Wir schweifen vom Text ab," bemerkte Fräulein

Bricks mit überlegnem Lächeln und einer demselbem entsprechenden imponirenden Miene, „so viel ich weiß sprachen wir über die Gesetze des Anstandes und feinen Tons.“

„Wer wird denn immerfort um ein stagnirendes Gewässer herum promeniren!“ warf die alte Excellenz wieder etwas rüde aber nicht unwahr dazwischen.

Frau von Löben war ärgerlich über das ganze Gespräch, obgleich sie keineswegs die darin enthaltenen Anschauungen zu desavouiren, und sich eben so wenig darüber zu wundern schien, daß man den Gedanken an eine Verbindung zwischen Dietrich und mir, nicht für eine Absurdität hielt. Ich glaube, sie hält ihren Jungen für so unwiderstehlich, daß Jede, der er nur den kleinen Finger reicht, sich gleich gedrungen fühlen muß, nach der Hand zu greifen. Am Ende theilt er die Meinung! Nun, ich halte ihn wenigstens für zu verständig, sie in Beziehung auf mich zu hegen und werde mich durch dies alberne Gerede nicht beirren lassen.

Es zogen mir noch andere Gedanken durch die Seele und sie mußten sich wohl auf meinem Gesicht abspiegeln, denn Frau von Schönau sagte auf einmal:

„Was dachten Sie jetzt, heraus mit der wilden Katze!“

„Es war nur eine ganz zahme Hauskatze, ein ganz alltäglicher Gedanke. Ich habe immer geglaubt, inmitten des Weltverkehrs, so im täglichen Zusammensein mit den verschiedensten Menschen lebend, müßte sich die Menschenkenntniß so erweitern, daß man für jede Individualität leicht auch einen besondern Maßstab fände, es wird aber Alles über einen Leisten geschlagen.

Darum fällt es auch den Leuten nicht ein, wie zauberisch es auf eine, bisher so einsam lebende Person wie ich, wirken muß, plötzlich in ein Familienleben hineingerissen zu werden, wie man da mit vollen Zügen die bisher entbehrte Freude genießt. Ich habe da nichts Anderes gesehen, als einen Kinderkreis, gleichviel ob ein

Sohn schon Offizier ist und ein anderer kaum die ersten Höschen trägt; wenn sie zu mir kommen, so gehen sie aus einer Stube in die andere, in jeder kann ich allein sein und in keiner ist der Zugang irgend einem Gliede der Familie verschlossen. Das ist so sehr einfach und natürlich."

„Sie bleiben immer eine Dame und er ein Mann," erklärte Fräulein Bricks als Vorkämpferin der Prüderie, was ich, da ich keine Einwendung der Thatsache machen konnte, stillschweigend anerkannte, ohne zu wissen, was sie mir eigentlich dadurch beweisen wollte.

„Sie müssen sich doch am ersten in meine Empfindungen versetzen können," meinte ich dann zu ihr gewendet, „Sie haben ja selbst so viel mit Kindern verkehrt."

„Mit weiblichen Schülerinnen, mein Fräulein," bemerkte sie mit besonderer Betonung.

„Ach, das ist nun ganz egal," sagte ich, „man kann für Knaben wie für Mädchen mütterlich empfinden."

„Ich habe meiner Phantasie nie gestattet, sich in nicht vorhandene Verhältnisse hineinzuträumen," entgegnete das Fräulein erröthend, ich glaube wahrhaftig aus verletztem Gefühl und in Unwillen über die Beschuldigung, je mütterliche Empfindungen gehegt haben zu können. „Ich habe meine Schülerinnen geliebt, als wären sie meine eignen Nichten, ich habe allen meinen Verwandten verwandtschaftliche Gefühle gewidmet, ich könnte mich auch heut noch nicht in mütterliche Beziehungen zu einem jungen Offizier hineindenken und Sie, mein Fräulein, sind viel jünger als ich."

Ich lachte. Nun freilich, gerade wie mein Sohn kommt mir Dietrich auch nicht vor, ich habe überhaupt nie daran gedacht, ihn in eine besondere Rubrik zu bringen und darnach meine Empfindungen zu regeln. Sie sind überdem von der harmlosesten Natur, so harmlos, daß der Gedanke, er könnte von seiner Mutter den Inhalt des eben erwähnten Gesprächs wiedererfahren,

mich nicht im Mindesten beunruhigt oder verlegen macht.

Es kann sich Keiner so recht in meine Seele versetzen. Es ist doch natürlich, daß der von Kindheit an gehegte, durch das Leben, durch eigne Beobachtung und immer reifer werdende Erkenntniß tief in mir ausgeprägte Gedanke, nicht für zärtliche Bande, nicht für die Zuneigung eines Einzelnen von der Natur bestimmt zu sein, daß dieser Gedanke mich im Nothfall vor jeder aufkeimenden Neigung schützen müsse. Ich habe es noch nicht erprobt; noch hat mein Herz gleichmäßig geschlagen, noch ist kein vergeblicher Wunsch in der Seele erwacht, aber auch ohne Probe vertraue ich der Kraft vernünftiger Erkenntniß. Das weibliche Herz ist ein verschlossener Tempel, nicht von selbst und nicht Jedem, der dort anbeten will, fliegen willig die Pforten auf, nur dem, dessen in Sehnsucht gerufenes Wort tönenden Widerhall findet. Wo kein Ruf erklingt, da auch kein Echo und die Gottheit bleibt in ihrem Heiligthum. So ist es auch still in meinem Herzen, und die menschliche Sehnsucht nach Mitempfindung und höchstem Verständniß sucht ihr Ziel wo anders. Liebeswarm ist es dennoch im Tempel, und werden die Pforten auch nicht auffliegen vor dem Einen, die Liebe sendet doch ihre Boten aus über die Welt. Mögen die Flüchtlinge ziehen wohin, und sich nennen, wie sie wollen, ob Nächstenliebe, ob Mitleid und Barmherzigkeit, ob Freundschaft, ob Pflicht, es ist doch immer die Liebe, die sie pilgern lehrt und kommen sie auch nie in's gelobte Land, das sich vielleicht von Weitem auch hübscher macht als in der Nähe, so können sie auf dem Wege doch manchen Schatz heben, ihn in die Heimath zu senden.

Eine unschuldige Pilgerfahrt! und doch wagt sich das bekrittelnde Urtheil an sie heran und will die Wandernden in das ausgefahrne Geleise beschränkter Anschauung zurückzwingen.

Es ist eine komische Welt. Hier ein Streben nach unbeschränktester Freiheit und Selbstständigkeit, dort die

Zügel straff angezogen. Emanzipation, im weiblichen Ohr kein mißtönendes Wort mehr und in vieler Beziehung auch kein unebner Begriff, wenn sie auf die richtigen Dinge gerichtet und in den gehörigen Grenzen gehalten wird: — und dann wieder ein frommer Schauder vor jedem aus dem gewohnten Geleise herausführenden Schritt. Frauenkleidung, sich männlichem Schnitt und männlicher Sitte in augenfälliger Weise nähernd, an der Tagesordnung: — und dann wieder die verständnißloseste, einseitigste Auffassung in Beziehung auf den Verkehr beider Geschlechter.

Wann werden die grellen Widersprüche sich einmal lösen, und wie? Nicht gewaltsam wird es geschehen. Gewaltsame Kämpfe zerstören und führen doch auch nicht eher zum Siege des Rechts, als bis die Wiedergeburt sich am Einzelnen vollzogen hat. Erst wieder harmonisch denken und fühlen lernen muß das Individuum, dann wird die Welt sich regeneriren und von all der Ausschweifung, dem Uebermaß im Begehren, Erstreben, Genießen zu der einfachen Grundlage wirklich sittlicher Zustände in den zwei Worten: bete und arbeite, ausgesprochen, zurückkehren. Und darauf und auf nichts Anderes müßte es auch mit der Emanzipation unsers Geschlechts hinauskommen.

Gebt uns die Arbeit frei, erweitert die Quellen des Erwerbs, wendet Frauenkräfte an so weit es thunlich ist, ohne sie in eine weiblicher Sitte widersprechende Sphäre zu bringen und unzählige, im Gesellschaftsleben verkümmerte Existenzen würden nicht sein. Immer mag es für die höchste weibliche Bestimmung gelten, als Hausfrau die zartere Seite männlichen Lebens zu wahren, als Mutter bildend und veredelnd auf kommende Geschlechter zu wirken, aber es giebt neben der weiblichen auch eine menschliche Bestimmung und der läßt die Flügel wachsen, statt sie ihr zu beschneiden.

Ist es förderlicher für Sitten und Weiblichkeit ein junges Mädchen jahraus, jahrein auf den öffentlichen

Markt des Lebens zu führen, bis die welk gewordene Blüthe der Jugend sich durch keine künstliche mehr ersetzen läßt und sie das Leben in anderer Richtung von vorn anfangen oder in ödester, selbstsüchtigster Existenz verkümmern muß, als wenn man dasselbe bei frischer Jugend und frischer Kraft selbst für eine, in das öffentliche Leben eingreifende Thätigkeit zu bilden versucht? Die Civilisation ist es ja eben, die mit ihren Ausschweifungen und Ausschreitungen den Schauplatz echt weiblicher Bestimmung so unsäglich beschränkt; so haut doch nun wenigstens die geilen Zweige herunter vom Baum der Cultur und pfropft die frischen Reiser einer weiter verzweigten Thätigkeit auf denselben, damit Jeder, dem es nicht blind zufällt, sich doch schaffend und wirkend ein Daheim erwerben könne.

Die Prüderie freilich, deren leicht verletztes Zartgefühl es nicht zugeben mag, daß Mädchen Hosen nähen, wenn sie auch in Husaren oder Cuirassierjacken gekleidet sind, die Prüderie würde natürlich Weh und Ach schreien über jede über den Spinnrocken hinausgehende Weiberarbeit, aber die längst über dies einfache Symbol der Häuslichkeit hinausgeschrittene Welt würde wieder eine gesundere werden und viel gerechtfertigtes Seufzen in ihr verhallen.

Ich weiß nicht mehr viel von meinen Eltern, aber ich traue es ihnen zu, daß sie mein Loos vorsorgend in's Auge gefaßt und mich für ein selbstständiges Schaffen und Wirken, für irgend einen Beruf erzogen haben würden. Die Nothwendigkeit davon drängt sich mir immer lebhafter auf.

Ich verlache manche Form, die man mir aufzwängen will, aber das ist die Form, nach der mich verlangt, die eine, in die man sein ganzes Denken und Sein hineinströmen läßt und so sein Wesen sich selbst und Andern zur bestimmten Gestaltung bringt. Man kann das als Schuhflicker so gut wie als König: nur ein Fach haben und in dem Fach das Beste leisten.

Was habe ich denn für ein Fach, lieber Herr Graf? Die Illusion, daß man am glücklichsten sei, nur dem Genuß, selbst dem edelsten, reinsten zu leben, hält nicht Stich. Gott setzte sechs Werkeltage ein für einen Sonntag, nun sehe ich mich nach Arbeit um für die Werkeltage und tagelöhnere vorläufig bei Löbens, bis ich etwas Festes für mich gefunden.

Ich habe schon an alle möglichen Arbeiten, in das Gebiet eines nützlichen Handwerks gehörig und Frauenkräften und Händen angemessen, gedacht und im Stillen gedacht, ob es nicht noch Zeit sei, eine dergleichen zu erlernen, den Zeitvertreib mit einem nützlichen Zweck zu verbinden. Ich habe meine wissenschaftlichen Kenntnisse geprüft, in wie weit sie mich befähigen würden, einige Tagesstunden der Belehrung Anderer zu widmen und vorläufig mir Klärchen und Arthur als Abcschüler engagirt.

Einmal fiel mir auch ein, ob ich es nicht versuchen sollte, Erlebtes, Empfundenes zu fixiren, mit einem Wort mich auf das Gebiet der Schriftstellerei zu wagen, aber an meinem gesunden Schauder vor allen damit verbundenen Inkonvenienzen, Schwierigkeiten und Quälereien, namentlich für eine Dame, über die sich doch jeder Laie des andern Geschlechts noch unsäglich erhaben dünkt, um so erhabner, je größer der eigne Dilettantismus ist, an meinem Schauder davor sah ich wohl, daß ich keinen Beruf und zu viel Achtung vor der Kunst habe, um ohne Beruf hineinzupfuschen.

Wer, den der Geist, diese treibende Kraft im Menschen, zu dieser Art Formgießerei der Seele zwingt, wird sich an das Fabrikmäßige, widerlich Tendenziöse der heutigen Literatur kehren, wer wird aus Furcht, in dem Wust unterzugehen, sich nun lieber gar nicht auf das Feld des Kampfes wagen! Frisch gewagt ist halb gewonnen! Es werden auf dem Felde der Literatur jetzt allerdings halsbrechende Dinge gewagt und auch halb gewonnen, aber nur halb; denn, das ist meine Ueberzeugung, es

kommen wieder bessere Tage, wo die Irrlichter nicht für Sterne gelten, sondern, wie sie's verdienen, in den Sumpf, der sie geboren, versinken.

Dann wird die Masse sich klären, und nicht mehr Ellenbogenstöße und keckes Vordrängen, sondern der freie Flug des Geistes wird die Bahn frei machen und der vielfach verirrte Geschmack von den wüsten, die Phantasie aufreizenden Bildern zurückkehren zu der einfachen, nicht zu tödtenden Macht des Gedankens.

Nehmen Sie doch eine Seite, die Göthe, die Shakespeare geschrieben und einen dicken Band eines unserer zahlreichen Dichterlinge uud Sie finden auf der Seite mehr Gedanken wie in dem ganzen dicken Bande. Es werden von den Vielen, die sich berufen dünken, verhältnißmäßig immer nur Wenige zu den Erwählten gehören, aber diese Wenigen müssen erst wieder den Ton angeben, müssen mit der reinen Harmonie ihres Rufes durchdringen durch die Marktschreierei und das Echo wecken, das jetzt leider hauptsächlich die wüsten, unmelodischen Töne der Lärmtrompete wiedergiebt.

Dann wird es auch für die schriftstellernde Frau, ich setze natürlich immer voraus, daß sie Beruf hat, leichter sein, in ihrer Weise ihre Ebenbürtigkeit mit den Besten zu beweisen und sich über das Vorurtheil zu erheben, das immer noch einigermaßen ihre Wirksamkeit auf diesem. Vielen durch die fortschreitende Cultur fast aufgedrungenen Felde, anzufeinden bestrebt ist. Sie muß nur nichts geben, was sie nicht beherrschen kann. Für sie das Haus und das Menschengemüth und die Räthsel des Herzens, für sie die Frauenwelt als Leserkreis und diejenigen Männer, die sich, ermüdet vom Welttreiben, von der nach Außen gerichteten Thätigkeit, von dem Kampf mit den tausend und aber tausend Conflikten draußen, eine Stunde im Stillleben einer harmonisch gestimmten Seele ausruhen wollen oder ein Interesse an den Kämpfen haben, zu denen in jedem Menschengemüth der Keim und in jedem zugleich die

Kraft liegt, den Kampf zum Siege zu führen. Für die Frau kein anderer Zweck, als die Einwirkung auf die sittlich reinsten Empfindungen, als Beförderung klarer und wahrer Gedanken, als Darstellung solcher Bilder, deren zur Harmonie, zum Verständniß des Ganzen nicht wegzulöschender Schatten, doch nie eine düstre betrübende Wahrheit in beleidigender Verzerrung und Uebertreibung oder verführerisch täuschender Verhüllung dem Auge vorführt. Da ihr Leserkreis immer am zahlreichsten durch die weibliche Jugend vertreten sein wird, mag sie nimmer das Gesetz der Schönheit aus den Augen lassen, der Schönheit, die, wenn auch zuerst auf das Auge, doch durch dasselbe und die Harmonie ihrer Erscheinung auf die Seele wirkt.

Wirkliche Schönheit ist wahr, rein und zart und berührt damit die drei Grundtöne echt weiblichen Empfindens, giebt der Bildung eine mächtige Handhabe zur Führung ihrer Schüler. Sie trägt nicht die salbungsvolle Moral als Aushängeschild auf der Stirn und läßt sich die Sittlichkeitsschleppe von geschmückten Pagen tragen, sie ist Alles in einer Person: Schönheit, Sittlichkeit, Moral — und wo sie erscheint, weht ein Hauch frühlingsduftiger Blüthen durch die Atmosphäre.

In diesem Sinn, denke ich mir, muß eine Frau schreiben. Ihre Motive aus der Seele, ihre Gestalten aus dem Leben schöpfend, soll sie sich des Visa freuen, das ihr auf der Grenzsperre der Literatur, der Kritik, unter den Paß gesetzt wird, oder sich nichts daraus machen, will man ihr die Straße absperren. Sie geht vorwärts, wenn nicht rasch, so langsam, ob gefördert oder nicht, ob durch Lob erfreut oder durch Tadel gespornt, immer ist das Streben da, der Muth frisch, die Laune unverdrossen, immer gilt die Sache selbst; was drum und dran hängt, bleibt nebensächlich und wie sich auch der Stolz aufbäumen mag gegen unverdiente Herabsetzung, wie der Spott sich regen über die dem freien Streben angelegten Daumschrauben, wie gerecht auch die

Entrüstung sein mag über die kleinlichen Rücksichten und Bedenken und die niedrige Mantelträgerei Einzelner, ja wie sie auch alle heißen mögen die, dem Autor in den Weg gelegten Hindernisse, die ihm gestellten Zumuthungen, es kann ihm doch keines die Flügel brechen und wenn er sie auch hundertmal zusammenfalten muß vor unerwarteten Stößen.

Diese Schwungkraft der Seele hätte ich nicht. Mir regt sich die Galle schon bei der Reflexion über alle die Uebelstände und darum weiß ich, daß ich keinen Beruf habe und erst recht keinen hätte, wollte ich aus müßigem Zeitvertreib oder gar aus Spekulation mich unter die Masse der Wallfahrer mischen.

Es ist schlimm genug, daß Spekulation im Buchhandel die laufende Tagesparole, daß, da die Menge jeder Spekulation am besten dient, Geistesproduktion gegenüber aber durchaus nicht die richtige Vertreterin der Bildung und des Geschmacks ist, die Spekulation auf sie gerade vielfach die ungesundeste Geistesnahrung verbreitet und dadurch wieder eine andere Schaar Spekulanten, und zwar produzirender, in's Schlepptau, nimmt.

Es läuft auch hierbei auf den Götzen des Tages, auf das leidige Geld hinaus. Gott schütze die Welt, daß es nicht völlig die Herrschaft erringt!

So, nun habe ich Ihnen erzählt, wozu ich nicht tauge, die Frage, wie und in welcher Art ich mein Leben verwerthen könnte; die Bitte um Ihren Rath liegt nah. Anstatt beides auszusprechen, sage ich vielmehr: Still, still und lassen Sie mich! Ich muß selbst ringen und streben und finden, und die Stimme des Herzens muß es mir sagen, was das Rechte ist. Bis dahin koste ich, was das Leben mir vorsetzt und raisonnire über die unverdaulichen Gerichte, die heute zur feinen Küche gehören.

Dreizehnter Brief.

Ich habe zum ersten Male die Wirthin in meinen vier Pfählen gemacht und eine kleine Theegesellschaft gegeben: Löbens, die ganze Familie, meine vortreffliche Excellenz und, um Bertha eine unvermuthete Freude zu machen, Gräfin Wanda, die so liebenswürdig war, meiner schriftlichen Bitte, die freundliche Zusage zu geben. In Frau von Löbens Augen stieg ich in dem Augenblick, als ich meine Einladung aussprach, eine Stufe auf der Leiter der Cultur empor. Halb kam ich sie wieder herunter. Mein Vorsatz, Gräfin Wanda ohne vorhergemachte Visite einladen zu wollen, verrieth wieder gar zu viel von der ungebildeten Formlosigkeit. Doch auch hierüber entschied der Erfolg und Gräfin Wanda's Annahme rechtfertigte mein Beginnen.

Ich glaube, Frau von Löben hat bei der ersten Gesellschaft, die sie gegeben, nicht so aufgeregt sein können, als sie es bei dieser meiner ersten, in meinem Namen war. Ihre Fragen, Rathschläge, Vermuthungen waren spaßhaft und stachelten mich zur Neckerei. Ich fabelte ihr von einem ganz aparten Gast vor, den ich eingeladen, einen besonderen Freund von mir, ich wisse aber noch nicht, ob er komme. Ich meinte den Frohsinn und sie dachte an Sie, Herr Graf. Nun freilich, mit Ihnen wäre er erst recht eingezogen.

Die gute Löben erlebte übrigens einen qualvollen Tag, ehe der gestrige Abend ihre Neugier befriedigte. Was sie Alles anstellte, mich zu überlisten! Die Kinder schickte sie mir auf den Hals, aber die kleinen Affen waren ungeschickt genug abgerichtet, und es war nicht schwer, die Absicht zu errathen. Selbst Caroline sollte überrumpelt werden, mit der hat es aber erst recht

bute Wege. Die ist noch eine Dienerin aus der alten Schule und im Scherz, wie im Ernst auf sie zu zählen.

Unbeschreiblich war Bertha's Jubel, als Löbens kamen und sie Gräfin Wanda bei mir fand. Ich habe dem Mädchen gar nicht so viel Enthusiasmus, solchen Rausch der Empfindung zugetraut, wie sie der hübschen kleinen Gräfin zeigt, die, obgleich sie wenig älter ist, doch fast eine Beschützermiene ihr gegenüber annimmt. Sie streichelt sie und klopft sie auf die Wangen wie ein Kind, überhäuft sie mit zärtlichen Liebkosungen und ist in einem Plaudern und Lachen mit ihr. Ich glaube, ein ernstes Wort kommt überhaupt nicht über die Lippen der fröhlichen kleinen Person.

Fast die erste Frage der guten Löben war die nach meinem unbekannten Gast.

Ich zuckte die Achseln.

„Noch keinen Bescheid," sagte ich betrübt, „aber so viel ist gewiß, kommt er nicht, wird sich Keiner amüsiren."

„O erst recht, sein Sie unbesorgt," flüsterte sie mir zu, „ich versichere Sie, ich bin vergnügt für zehn und mein Mann hat sich ordentlich gefreut, zu Ihnen zu kommen."

Der Präsident hatte es gehört und nickte mir freundlich zu.

Anfangs war die Neugier noch etwas rege. Jedesmal, wenn die Glocke gezogen wurde oder die Thür aufging, flogen forschende Blicke dorthin, aber bald ging die Neugier in der allgemeinen Heiterkeit unter und gerade als mein Gast vergessen, war er unsichtbar da und beherrschte alle Gemüther.

Die Kinder jubelten an ihren kleinen Tischchen bei der Kartenlotterie, die Gertrud mit ihnen spielte; die kleine Polin, voll sprühenden Lebens elektrisirte Alle. Nicht nur Dietrich und Joachim und das Cadettchen, das seinen letzten Osterferientag unter uns verlebte, nein sogar der Präsident und die alte Excellenz, ja

wir sämmtlich machten ihr gewissermaßen den Hof. Sie war aber auch reizend.

Sie glauben nicht, wie harmlos und wie schnell der Abend verging. Caroline hatte Kuchen gebacken nach einem Rezept meiner verstorbenen Mutter.

Ich kann den Kuchen nicht sehen, ohne seelenvergnügt zu werden. Frau von Löben wünschte das Rezept. Sie sammelt dergleichen für Bertha, wenn diese heirathet. Ich holte das Kochbuch meiner Mutter herbei. Es wurde seiner Zeit nicht unter der buntfarbigen, mit Gold geschmückten Flagge in die Welt geschickt, unter deren Schutz jetzt jedes Machwerk moderner Literatur in die Unsterblichkeit oder Vergänglichkeit hinaus segelt, sondern es birgt seinen Schatz schmackhafter Gerichte und mir unvergeßlicher Erinnerungen in ein sehr anspruchloses, sehr verbraucht aussehendes Gewand.

Aber auf jeder Seite fast die Mahnung an das Walten eines guten, hausmütterlichen Geistes.

Sie können viele Bücher jetzt aufschlagen, ohne einen solchen guten Geist, viele sogar, ohne überhaupt einen Geist darin zu finden.

Meine Gäste durchblätterten das Buch. Ein jedes Lieblingsgericht meines Vaters darin ist roth unterstrichen und Randbemerkungen hier und da, von der Hand meiner Mutter, geben manchen, ihr stilles, liebevolles Walten charakterisirenden Wink.

Meine Kindheit stand lebendig vor mir auf. Ich fing an, davon zu erzählen. Mir fiel manche schnurrige Geschichte ein, die die Kinder entzückte und ähnliche in ihrer, wie in der Erinnerung ihrer Eltern hervorrief.

Das Erzählen und Lachen nahm kein Ende und Caroline, der, wie Sie wissen, manch' freies Wort gestattet ist, trug durch ihr charakteristisches Dreinreden nicht wenig dazu bei, die Heiterkeit zu erhöhen. Aller Standes- und Altersunterschied hörte auf, nirgends

eine ceremonielle Form, ein prätentiöser Anspruch. Wir waren Alle, wie glückliche Kinder.

Das hatte meiner Mutter Kochbuch bewirkt. Nun sage man noch, das Kochen sei eine prosaische Kunst!

Wenn ich Ihnen sagen sollte, wodurch oder womit wir uns amüsirten, das wäre unmöglich. Es giebt Momente im Leben, wo aus innerm Impuls Jeder abwirft, was ihn drückt und federleicht seine geistigen Luftsprünge macht. Dazu bedarf es nicht des Champagners, nicht der Wachskerzen, im Gegentheil sie sind hinderlich, denn an sie knüpft sich eine solche Unsumme von Ansprüchen, mit ihnen hängt sich so viel ungezähmtes Begehren an die schimmernden Flügel der Fröhlichkeit, daß sie nicht fort, nicht heraus kann aus dem unnützen Ballast. Wo sie der Vorbereitungen bedarf, ist sie nur halb.

Das Vergnügen erreichte den Höhepunkt, als ich mich an das Clavier setzte und anfing, Tänze zu spielen. Bis auf den Präsidenten und die alte Excellenz, die wenigstens mit ihrem Fuß den Takt stampfte, während sie mit seelenvergnügtem Gesicht zusah, tanzte bald Alles, ja Wanda fing sogar an, in mein Spiel hineinzusingen. Das fand Anklang. Bald stimmte dieser, bald Jener ein, es war ein allerliebstes Durcheinander frisch tönender jugendlicher Stimmen. Frau von Löben tanzte um die Wette mit ihren Kindern, Groß und Klein drängte sich dazu, auch Wanda litt es nicht anders, sie mußte mit ihr tanzen.

Wie liebenswürdig ist die Frau in diesem harmlosen Verkehr mit den Kindern. Wenn man sie so in naturgemäßester Weise fröhlich sieht, begreift man nicht das Haschen nach künstlichen Vergnügungen, die doch nur Schattenbilder der Freude sind, die ihr im Hause aus all den lichten Augen und warmen Herzen entgegenstrahlt.

Punkt elf Uhr schloß ich das Clavier.

„Schlagegahn ist wohlgethan", sagte ich, die Zauberformel wiederholend, mit der mein verstorbener Vater

jedesmal meinen kindischen Widerwillen vor dem Schlafengehen besiegte.

„Werfen Sie uns heraus? Sie sind eine schöne Wirthin!“ lachte Frau von Löben.

Ja, daran hatte ich in dem Augenblick gar nicht gedacht, daß ich die Wirthin zu machen und also womöglich noch um drei Uhr Morgens zu versichern hatte, daß mir die Augen vor Munterkeit statt vor Ermüdung zufielen.

Ich bat lachend um Entschuldigung und versicherte der Wahrheit gemäß, nicht müde zu sein, sondern nur an die Kinder gedacht zu haben.

„Wir sind ja auch ganz unter uns,“ sagte Frau von Löben und setzte dann so recht aus voller Seele hinzu: „Herr Gott, so gut habe ich mich lange nicht amüsirt. Man ist doch ein rechter Thor, daß man sich so von äußeren Ansprüchen beherrschen läßt. Es ist aber doch einmal nicht anders, wie soll man es machen?“

Schon im Fortgehn begriffen, fiel ihr auf einmal mein Gast ein.

„Er ist ja nun doch nicht gekommen, wie unartig, nicht einmal abzusagen!“

„O er war da und Sie selbst haben ihn mitgebracht. Schönsten Dank dafür!“

Sie sah mich ganz verblüfft an und wurde fast böse, als ich die Erklärung gab.

„Ich dachte mir so etwas Aehnliches,“ versicherte das Cadettchen, „ich sah Ihre schlaue Miene vorhin und — genug, ich kenne meine Pappenheimer!“

Zweimal hat mich das Jungchen gesehen und kennt seine Pappenheimer.

„Weißt Du, mein Kind, nachher klug sein, ist leichter als vorher,“ meinte Tante Schönau, ihm derb auf die Schulter klopfend. Ein Cadett ist aber nicht zu verblüffen. Mein Max Piccolomini schüttelte sich die schwere Hand der Excellenz ab und sagte:

„Ich habe es doch gewußt, ich sah es dem gnädigen Fräulein an, daß sie uns düpirte.“ —

„Das würde ich mir doch einem königlichen Cadetten gegenüber nicht erlauben, auch nicht unter der französischen Firma,“ sagte ich lachend.

„O, hinter dem Scherz mit der Fröhlichkeit versteckt sich wieder irgend eine weise Betrachtung,“ meinte Bertha in einem, zwar scherzhaft sein sollenden aber doch etwas anzüglichen Ton, „irgend ein zu unsern Ungunsten angestellter Vergleich. Wahrscheinlich ist die Fröhlichkeit heutzutage nur noch Gast und war früher Hausgenosse.“

„Nicht nur Gast, sondern ein seltner Gast, Du Trotzkopf!“ antwortete Tante Schönau statt meiner, „weil man ihn jetzt kaufen will und sich einbildet ihn um so sicherer zu haben, je theurer man ihn bezahlt.“

„Nun ja, ich wußte es wohl, Fräulein von Schönerbrunn wird uns schon kein Vergnügen gönnen ohne Moral,“ sagte Bertha spitz. „Was thut's, das Vergnügen haben wir, die Moral lassen wir laufen!“ lachte die Polin. „Bitten Sie uns bald wieder,“ wendete sie sich in kindlicher Weise an mich, „wir bringen wieder die Fröhlichkeit mit und ich meinen Mann, ich hab' noch nicht genug mit diesem Cortège von Courmachern!“

Ihr lachender Blick flog vom Präsidenten auf Dietrich und Joachim, dann warf sie dem Cadetten lachend eine Kußhand zu und mir auf's Zärtlichste Gute Nacht sagend, hüllte sie ihren hübschen Kopf in eine äußerst kleidsame Kapuze und empfahl sich Allen, Jedem ein freundliches Wort, einen strahlenden Blick spendend.

Sie ist allerliebst, aber ich wollte doch, Bertha hätte sie nicht zur Freundin. Bertha gehört nicht zu den Naturen, die durch Verwöhnung demüthiger werden. Sie wird übermüthig und ihr Weltsinn dabei in trauriger Weise genährt. Ich finde sie jetzt noch viel unzugänglicher für ein freundlich belehrendes Wort, als

wie ich herkam. Ich habe mich eigentlich nie damit abgegeben, ihr ein solches in anderer Weise zu sagen, als dann, wenn ein gegenseitiger Meinungsaustausch es von selbst hervorrief. Anfangs gab sie zuweilen ihre Ansicht auf, jetzt macht sie schon Opposition, wenn ich mit den Kindern spreche oder, ihrem jugendlichen Horizont weitabliegende allgemeine Lebensfragen Gegenstand der Diskussion sind, macht Opposition in oft recht unpassender Weise.

Die Mutter droht höchstens mit dem Finger und hält die Impertinenz für die überschießende Klugheit, ich habe meine eigne Erwiederung. Ich antworte durch eine tiefe Verbeugung, durch eine um so tiefere, je mehr die mangelnde Höflichkeit des Mädchens der Ausgleichung bedarf und beweise ihr zugleich, daß ich der Form durchaus nicht abhold bin und sie da anerkenne und ausübe, wo sie dazu dient, mich und Andere in Schranken zu halten. Ich mache schon ganz courfähige Knixe und könnte mich alle Tage bei Hofe vorstellen lassen, so erhält sie mich in Uebung.

Der Enthusiasmus für die kleine Polin ist in der Familie ziemlich allgemein, obgleich die Söhne Beide sagen:

„Sie macht Bertha verrückt, sie ist kein Umgang für sie."

Dem widerspricht Frau Löben auf's Aeußerste.

„Alles Uebrige abgerechnet, welch' ein Halt für sie für den nächsten Winter in den Hofgesellschaften," so meint sie und macht mir Vorwürfe, daß ich mich nicht genug für diese bevorstehende wichtige Lebensepisode interessire.

„Sie haben doch nur ein halbes Herz für uns, Sie sind eine kalte Natur," sagte sie mir neulich, „Sie sind gegen mich wie, wie —"

Da sie das Wort nicht fand, sagte ich:

„Wie ein altmodischer Kachelofen gegen einen modernen Kamin."

„Das ist auch wahr!“ rief sie aus, „wie schnell ist in einem Kamin ein behagliches Feuer entzündet, wie geht Einem das Herz dabei auf —“

„Ja,“ unterbrach ich sie, „und wie schnell ist es erloschen, wenn man nicht Scheit auf Scheit in die Gluth wirft, während solch alter ungeschickter Kachelofen, ist er erst einmal durchhitzt, den ganzen langen Wintertag über gleichmäßige Wärme hält.“

Das Gleichmäßige ist es aber eben, was diese Strohgemüther für Kälte nehmen. Mich kränkt der Vorwurf nicht. Ich sage im Stillen, meine Zeit wird kommen und habe auch Bertha gegenüber ein ahnendes Gefühl, daß, nicht die Zeit, aber sie selber kommen wird, an dem geschmähten Kachelofen sich Schutz und Wärme für den grauen, kühlen Wintertag zu holen. Denn ich meine, Gräfin Wanda ist nur für den Sonnenschein und ich sehe so manche Wolke über dem Hause schweben.

Caroline sagte mir neulich:

„Es ist doch ein ganz abscheulich zudringliches Volk hier in die Stadt. Dem jungen Herrn Junker belagern sie oft stundenlang die Thür und wenn ich ihnen auch sage, er ist nicht zu Hause, sie glauben es mich nicht und er ist auch oft zu Hause und will sich nur nicht zeigen. Es kommt aber nichts die jüdische Beharrlichkeit gleich und wo man denen den kleinen Finger zeigt, da grapsen sie gleich nach die ganze Hand.“

Mir geht diese Mittheilung im Kopf herum. Was ich mir davon denken soll, weiß ich, aber was fange ich damit an!

Ob ich mit Dietrich darüber spreche? Der ist aber jetzt auch so seltsam ungleich in seinem Wesen und Benehmen, so daß ich in Beziehung auf ihn ähnliche Befürchtungen hegen würde, hätte mir nicht Frau von Löben einen Schlüssel dafür gegeben. Wie sie meint, hat er Heirathsgedanken gehabt, sich um ein vornehmes, reiches Mädchen aus der Gesellschaft bewerben wollen und ist abgeblitzt, das heißt, zu einer Aussprache ist es

nicht gekommen, denn ehe er noch ganz mit sich einig gewesen, ist ihm ein Anderer zuvorgekommen.

Die Mutter nennt es eine mißglückte Spekulation, daher auch nur Aerger und üble Laune, nicht etwa ein gekränktes Herz die Folge.

Wer weiß überhaupt, ob sie sich nicht irrt. Ich hoffe es. Ich traue Dietrich Besseres zu. Sich um ein Mädchen bewerben, ohne es zu lieben — schade, schade, wenn mein junger Freund so aus dem eignen Charakter heraus, in den der Zeit hineinfiele!

Wer weiß, vielleicht stehen die Juden auch vor seiner Thür und klopfen ihn in die Bedrängniß hinein. Es ist aber doch nicht schön, an das Herz eines Mädchens liebeflehend pochen zu wollen, nicht um das eigne Herzklopfen zu stillen, nein, um das mißtönende Geräusch zur Ruhe zu bringen, das für leichtsinnig verlebte Stunden schmutzige Wucherzinsen einfordert.

Meine Gäste des gestrigen Abends sind Alle fort, wie Sie sehen, auch der harmlose Frohsinn. Ernste Gedanken und trübe Ahnungen suchen mich heim. Sie gelten nicht den unausgefochtenen Kämpfen der Welt, sondern den feindlichen Gewalten, die, mit jenen im genauesten Zusammenhang, sich aus der Menge die einzelnen Opfer heraussuchen, zum Kampf bis an's Messer, auf Leben und Tod.

Der Menge kann Keiner helfen, aber dem Einzelnen vielleicht.

Ich halte Wacht, wie ein treuer Soldat auf seinem Posten, ruft mich mein Oberfeldherr zur That, ich werde nicht säumen.

Vierzehnter Brief.

Des Präsidenten Freund ist wieder hier gewesen und hat sich vortrefflich benommen. Man kann nicht in jovialerer, wohlwollenderer Weise Jemandem eine Last von der Seele nehmen, wie er es seinem Freunde gegenüber gethan hat. Hoch gepriesen sei die Freundschaft! Sie mag seltner unter Männern geschlossen werden als unter Frauen, mag überhaupt ein nüchternes Ding bei ihnen sein und lange nicht so viel Schwung haben, was thut's, wenn sie nur zur rechten Zeit da ist. Ich denke mir Männer- und Frauenherzen im Allgemeinen von recht verschiedener Construktion, in dem einen eng verschlungene Wege, schwer hinein und schwer herauszukommen, im andern ein offnes Thor und eine breite Landstraße für Durchreisende. Solch Männerherz wächst freilich auch leichter ganz zu, was bei einer Frau selten geschieht, der stets offnen Passage wegen und so mag Jedes seine Vorzüge und Nachtheile haben. Auch halte ich dafür, daß bei Vielen die Landstraße durch eine bebaute Gegend führt, die eine Niederlassung auf Tod und Leben, in Leid und Freude gestattet.

Da es bis jetzt der Nachforschung der Polizei noch nicht im mindesten gelungen ist, dem Diebstahl auf die Spur zu kommen, so hat der Präsident dem Freunde eine Schuldverschreibung auf die, seinem Verwahrsam entwendete Summe mit so krankhaftem Eifer aufgedrungen, daß Jenem wirklich nichts übrig blieb, als es sich gefallen zu lassen. Er nahm das Blatt mit einem seltsamen Blick. Ich glaube, ich habe richtig darin gelesen, wenn ich meine, das Blatt wird, wenn nicht früher, auf einem Grabe zerrissen werden.

Der nette alte Herr blieb nur zwei Tage hier. Nun ist im Hause wieder die alte Ordnung eingekehrt,

meine beiden kleinen Gäste habe ich mit schwerem Herzen abgegeben, Joachim hat seine alte Stube bezogen, leider nicht in alter Stimmung. Er singt mich nicht mehr in den Schlaf, trampelt mich eher aus demselben auf, wenn er mit großen Schritten oft bis tief in die Nacht hinein, in der Stube auf und abgeht.

Vor einigen Tagen wachte ich mitten in der Nacht von dem lauten Gespräch beider Brüder auf. Ich konnte natürlich kein Wort verstehen, aber ich bildete mir ein, Joachim schluchzen zu hören. Mir klopfte das Herz.

Wie ist es doch möglich, daß Frau von Löben diese sichtliche Verstimmung der beiden jungen Leute so wenig bemerkt und so leicht nimmt!

„Ach, sie werden Schulden haben," sagte sie mir neulich, „mögen sie das abmachen, dahinein mische ich mich nicht."

Da kann ich mich doch noch weniger hineinmischen. Möglich, daß mein Wunsch, zu wissen was los ist, mir den Gedanken eingiebt, aber ich bilde mir ein, Dietrich sucht jetzt nach einer Gelegenheit, sich mir anzuvertrauen. Er sieht mich oft an, als wolle er mir bis in die innerste Seele blicken.

Immerzu, meine Seele spielt mit Keinem Versteck und versagt also dem forschenden Blick nicht die Aufmunterung, die er ängstlich zu suchen scheint.

Mehr will ich aber nicht entgegenkommen. Ist die Frucht des Vertrauens reif, fällt sie von selber vom Baum.

Aha, eben kommt Dietrich und bittet mich um eine Unterredung. Er ist in vollem Paradeanzug und sieht aus, wie ein Leichenbitter. Ich habe ihm meinen Lehnstuhl, den ich ihm nicht immer erlaube, angewiesen und um Erlaubniß gebeten, bis zum Punkt zu schreiben. Ich breche also jetzt ab, nachher hören Sie das Weitere. —

Später. Machen Sie sich auf Wunderdinge gefaßt, lieber Herr Graf. Sie werden nicht erstaunter sein, als ich es gewesen bin. Mir ist noch, als hätte ich

ein tolles Capitel in einem dummen Roman gelesen, aber zum Schluß besinnt sich der Verfasser, und Ende gut, Alles gut.

Ich schloß also meinen Schreibtisch zu und setzte mich mit einer Feierlichkeit, die zum Paradeanzug meines Besuchers paßte, diesem vis-à-vis, auf's Sopha.

Mein junger Freund war sehr verlegen, ich ließ ihm absichtlich Zeit und fing von diesem und jenem zu sprechen an, ohne seine Unruhe besiegen zu können. Er rückte auf meinem Lehnstuhl hin und her, so daß ich fürchtete, er würde ihn mir zerbrechen, und schon drauf und dran war, ihm einen hölzernen Schemel aus der Küche hereinholen zu lassen; er wühlte unter meinen Büchern und kniff Ohren in die Blätter, was mir ein Gräuel ist, er machte den Mund auf ohne zu reden und sah mich an, als sei ich ein ausländisches Thier, über das er einem naturwissenschaftlichen Verein Bericht abstatten sollte. Ich schwankte zwischen Vergnügen und Mitleiden, aber als er gar eine Scheere ergriff, um in das Polster meines Lehnstuhls zu bohren, da wurde mir die Sache zu bunt. Ich riß ihm die Scheere aus der Hand.

„Reden Sie, was ist eigentlich los?" fragte ich.

Da platzte die Bombe und in einem unzusammenhängenden Wirrwarr von Worten, die von Liebe und Verehrung, von seinen Eltern und Geschwistern, von mir und Gott weiß was handelten und immer verwirrter wurden, je mehr ich ihn fixirte um herauszufinden, ob er eigentlich bei Verstande sei oder nicht, kam endlich etwas heraus, das wie eine Bitte um meine Hand klang.

„Wen soll ich heirathen?" fragte ich, „Sie oder Joachim oder Georg?" Ja, mein Gott, warum nicht auch das Cadettchen, wenn man einmal den Verstand verliert, dann auch gründlich."

Er nahm eine höchst empfindliche Miene an und stotterte etwas von einem Wunsch seiner Seele und von meiner großen Güte gegen ihn, die ihn zu dem Schritt

ermächtigt, hervor, ja, er wagte sogar etwas von meinem Herzen und daß er dasselbe nicht unempfindlich geglaubt, herzusagen. Der anmaßende Schlingel.

Statt aller Antwort fragte ich ihn, wie viel Schulden er hätte.

„Sind Sie so vorsichtig, oder was denken Sie von mir?" fragte er höchst pikirt, sprang auf, setzte sich aber wieder, als er sah, daß mir das ganz egal war.

„Weder vorsichtig noch nachsichtig in diesem Falle, aber kurzsichtig am wenigsten, und deshalb frage ich noch einmal, wie viel Schulden haben Sie und können Sie diese in keiner andern Weise bezahlen, als daß Sie Ihre Hand als Schuldverschreibung an ein armes, altes, buckliges Fräulein ausbieten? Schämen Sie sich!"

„Sie thun sich und mir Unrecht," unterbrach er mich, „mich leitet nicht nur niedrige Berechnung und Sie, Sie sind nicht alt und übertreiben Ihr Gebrechen. Ich könnte Ihnen einige meiner Kameraden nennen, die es gar nicht bemerkt haben, wohl aber das Anziehende Ihrer Erscheinung —"

„So ist meine arme Person doch vorher dem schiedsrichterlichen Ausspruch der Herren Gesinnungsgenossen zum gefälligen Gutachten überliefert worden, scharmant!" unterbrach ich ihn.

„Es weiß Keiner etwas von meinem Vorhaben, nur Joachim —"

„Also der billigt es doch," spottete ich in höchster Entrüstung.

„Er weiß, wie ich, daß Sie der Liebe, der Verehrung werth sind," sagte er sehr ernsthaft, „und daß damit die Hauptsache erledigt ist. Ich weiß junge Frauen, die ihre Männer recht gründlich unglücklich gemacht haben und Sie, Sie sind auch nur höchstens sechs Jahr älter, als ich. Ich kenne eine Frau, die war zwölf Jahr älter, als ihr Mann und überlebte ihn noch lange Jahre."

„Halten Sie das für eine Bedingung ehelichen

Glückes, daß man seinen Mann überlebt? Eine naive Anschauung! Es ist mir übrigens ganz gleich, was Andere gethan haben und noch thun werden; ich handle aus meinem Herzen heraus.“ Und nun las ich ihm die Lewiten und schonte ihn wahrlich um so weniger, als ich durch all meinen Zorn hindurch fühlte, daß ich dem Jungen doch gut war und daß, wenn ich ihn auch nimmer hätte heirathen mögen, ich ihn doch gern zum Einsehen seines dummen Streiches bringen und ihm dann wo möglich helfen wollte.

Mitten in meiner Strafrede, die er wie ein auf bösem Wege ertappter Schuljunge, halb trotzig, halb beschämt, aber ohne ein Wort erwiedern zu können, anhörte, übermannte mich das Komische der Situation und, unfähig die Regung zu unterdrücken, lachte ich hell auf.

Nun wurde er wüthend.

„Wie behandeln Sie mich? Bin ich ein Kind? Ich biete Ihnen das Beste, was ein Mann zu bieten hat, meine Hand, meinen Namen —“

„Danke schön,“ unterbrach ich ihn, „bin mit meinen beiden Händen ganz gut versehen und mit meinem eigenen Namen zufrieden, um so mehr, als die gebotene Gabe, auch wenn ich sie sonst gebrauchen könnte, ganz werthlos ist, wenn das Herz sie nicht giebt.“

Er öffnete den Mund, wie mir vorkam, sehr weit, aber es stolperte nur die Verehrung heraus und ich hielt sie im Fallen auf und, wieder ruhig und ernst werdend, fuhr ich im Text fort. Den Zorn hatte ich fortgelacht und so kam denn nun eine recht eindringliche freundschaftliche Aussprache zu Stande, bei der ich weder Verlegenheit noch Widerspruch, weder Ausrede noch Unwahrheit gelten ließ und so lange der Sache auf den Grund ging, bis die Wahrheit klar vor mir lag.

Ich brachte ihn erst zum Einsehen des Abgeschmackten, ja des Unrechts seiner mir gestellten Zumuthung, das Uebrige machte sich dann von selbst. Es ist eine

fatale Geschichte. Er hat natürlich Schulden, und wie mir scheint, recht viele. Doch das hat ihn nicht zu dem Schritt vermocht. Sie drücken ihn im Augenblick nicht, sie sind nicht der Art, seine Stellung als Offizier zu gefährden und so hüllt er sich nach Art der Jugend dem ganzen Horizont in blauen Dunst und vermuthet hinter demselben tausend Glücksfälle, die ihn herausreißen sollen.

Nun ist er aber in etwas Anderes hineingerathen, was ihm den Hals zu brechen droht und ihn zu dem Gewaltschritt veranlaßte, mich armes, einsam durch die Welt wanderndes Fräulein anzuhalten und nicht den Beutel oder das Leben, sondern, ein moderner Wegelagerer, Beides zu verlangen und so der Räuberei den Anstrich einer freiwilligen Herzensspende zu geben.

Die Sache ist die: das Kind, der Schuljunge, der Joachim, hat also wirklich Schulden gemacht. Wofür? Ja, mein Gott, was braucht denn ein Schuljunge nicht Alles! Cigarren, bei den Schularbeiten zu rauchen, feine Stiefel und Glacéhandschuhe zu den Kinderbällen, Pomaden, Parfüms u. s. w. Das sind Alles Kleinigkeiten, aber sie laufen in's Geld, besonders wenn sie nicht gleich bezahlt werden und man den Verkäufern das Anschreiben überläßt. Ein paar hundert Thaler sind schnell zusammen, namentlich bei einem so eleganten Jungen, dem ein unfeiner Rock und andere als die tadelloseste Wäsche ein Gräuel ist, der immer Glanzstiefel trägt und bei jedem Regenschauer eine Droschke nehmen muß, die feinen Sachen nicht zu verderben, der sein Zimmer gern mit tausend unnützen kleinen Spielereien aufputzt und die Bücher, die seinen Lerneifer unterstützen, um keinen Preis beim Antiquar kaufen möchte, sondern sie direkt vom Buchhändler bezieht, sie auf's Eleganteste gebunden haben muß und immer wieder frisch einbinden läßt, sowie ein Fleckchen darauf kommt, bei einem Knaben, der unbeschränkt und ohne

daß sich Einer darum kümmert, Conzerte und Theater besuchen darf, so viel er will.

In dieser Weise geht es schon seit langer Zeit fort, nun kam die Verliebtheit dazu und brachte die Sache zum Kippen. Wie viel hat der Junge nicht allein beim Kunstgärtner zu bezahlen gehabt, der ihm die Bouquets geliefert! Seine Mutter läßt sich wenigstens die Blumen vom Markt kommen und windet sie selbst. Dazu hatte der junge Herr natürlich weder Geschick noch Zeit, auch schien ihm diese Seite des schäferlichen Spiels zu unmännlich.

„Wer borgt denn aber solchem Jungen Geld?" konnte ich nicht umhin auszurufen.

„Rechtliche Leute nicht, leider," sagte Dietrich niedergeschlagen und entwickelte mir den ganzen lawinenartigen Gang solcher Schulden und die halsbrechende Gefahr für Ruf, Ehre, Wohlfahrt dessen, der die erste Hand voll Schnee vom Bergesgipfel löst. Doch genug der Einzelheiten.

Auf diese Weise war der leichtsinnige Junge in die größte Verlegenheit gerathen. Es drohte Entdeckung und damit Verweisung vom Gymnasium. Zum Vater zu gehen, wagte er nicht.

Ich erfuhr dabei, daß er vor Jahr und Tag schon einmal Schulden gemacht und die Entdeckung davon den Vater in eine solche Aufregung versetzt, ihm so bittern Kummer gemacht hatte, daß sie von einer Wiederholung in einer leider sehr verbesserten oder verschlechterten Auflage Alles für den reizbaren, kranken Mann fürchteten.

Einmal offenherzig geworden, theilte mir Dietrich noch eine andere schwere Sorge mit, die, auf dem Herzen des armen Mannes lastend, die Mittheilung dessen, was geschehen war, wirklich unmöglich machte. Sie erinnern sich der neulichen Scene wegen der Theaterbillets. Dietrich war damals seinem Vater in dessen Zimmer gefolgt. Er hielt die Aufregung des Mannes

für krankhaft und fürchtete eine ähnliche Wirkung davon, wie sie vor einigen Jahren eingetreten, wo ein heftiger Aerger in einer dienstlichen Angelegenheit ihm einen Blutsturz zugezogen hatte.

Glücklicherweise war die Befürchtung diesmal grundlos gewesen, aber eine andere, die fernere Existenz der Familie bedrohende, hatte sie abgelöst. Mit zitternder Lippe theilte mir Dietrich den Umstand, den außer ihm noch Keiner weiß, mit.

Der Präsident fürchtet, daß er wird den Abschied nehmen müssen. Er kämpft schon lange mit dem Entschluß, die Nothwendigkeit dieses Schrittes einsehend und nur aus Rücksicht auf seine Familie hinausschiebend. Er fühlt aber seine Kräfte mehr und mehr schwinden.

Dietrich, sehr bestürzt über die Mittheilung, denn sie sind Alle den Leiden des Mannes gegenüber wie mit Blindheit geschlagen, oder vielleicht durch Gewohnheit abgestumpft, oder zu sanguinisch überhaupt um ein Unglück zu fürchten, genug, Dietrich, wenn auch, wie gesagt, im höchsten Grade bestürzt, war doch vernünftig genug gewesen, dem Vater möglichst Muth und Hoffnung einzusprechen. Er hat ihm zugeredet und auch den Zweck seines Bittens erreicht, daß der Präsident vorläufig einen dreimonatlichen Urlaub nehmen, in ein Bad gehen und dann sehen solle, ob es nöthig sei, sich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen. Er hat ihm alle pekuniären Bedenklichkeiten ausgeredet, ihn auch über seine eigenen Verhältnisse, wenn auch leider auf Kosten der Wahrheit, beruhigt, kurz der Vater hat ihm versprochen, um den Urlaub einzukommen.

„Wenn mein Vater den Abschied nehmen muß, das ist sein Todesurtheil," sagte Dietrich, mit hellen Thränen in den Augen, „denn dann giebt er sich selbst auf und die Krankheit findet keinen Widerstand mehr. Ach und wie schwer wird er sterben! Hätten Sie ihn neulich sprechen hören, er hat keinen anderen Gedanken als den an unsere Zukunft. Er hat zeitlebens meiner

Mutter die Hände unter die Füße gelegt, wer kann's an seiner Statt, in seiner Weise thun! Er grämt sich, daß er uns nichts hinterlassen kann. Es muß Alles geschehen, ihn zu beruhigen."

Der arme junge Mann unterdrückte kaum ein Schluchzen. Ich hatte tiefes Mitleid mit Allen und dachte in dem Augenblicke nicht an all' die Unvernunft, die Thorheit, die den Grund dieses leichtsinnig in die Höhe geführten Hauses untergraben hatte.

Um auf Joachim zurückzukommen, so war Dietrich der Einzige, der ihm helfen konnte. Er that es, ohne sich zu besinnen, was zwar recht brüderlich, aber auch wieder recht leichtsinnig war, um so mehr, als er selbst nichts besitzt als Schulden und sich so ziemlich die anständigen Wege des Geldentleihens verschlossen hat. Die Noth drängte, da war jede Hülfe gut. Das Geld wurde geschafft, der Wechsel ausgestellt, auf Ehrenwort, das ist, wie er mich belehrte, so die letzte Resource. Für sich hatte er es nie gethan, aber dem Bruder mußte geholfen werden und — bis der Wechsel fällig war, da konnte sich ja etwas finden. So argumentirte er. Natürlich, finden kann sich immer etwas, aber es ist nur selten und es kommt viel häufiger vor, daß die Dinge verloren gehen, als daß sie sich finden, weil man selten an rechter Stelle sucht.

Hier hatte sich denn auch nichts gefunden. Zweimal war der Wechsel prolongirt und die Schuld vergrößert worden, nun mußte etwas geschehen und — das Weitere wissen Sie.

Ich war recht aufrichtig erschrocken und bestürzt über den Abgrund von Leichtsinn, an dessen Rand diese beiden, so vielfach begabten, bevorzugten Menschen dahinschritten, das Vergnügen des Augenblicks mit dem ganzen Gehalt des Lebens vielleicht bezahlend.

„Die Geschichte spielt schon seit Monaten," fuhr Dietrich in seinem Bericht fort, „ich habe schon lange die Nothwendigkeit eingesehen, dem ganzen Schwindel

gründlich ein Ende zu machen. Ich bin der Aelteste, ich muß meinen Geschwistern eine Stütze werden. Ich kann es nicht ohne Geld. Ich habe während des Winters mich um eine junge Dame zu bewerben gesucht, für die ich eine viel weniger warme Empfindung hatte als für Sie —"

„Um so schlimmer!" unterbrach ich ihn.

„Sie verlobte sich —"

„Und das Rechenexempel erwies sich falsch," unterbrach ich ihn und fuhr dann, durch seine naive Aufrichtigkeit, die eigentlich noch das Beste an der Sache war, geärgert fort: „Wenn ich so eitel wäre, Liebe in einem jungen Herzen für mich für möglich zu halten, wenn ich solche Heirathsluft hätte, dem ersten besten Antrag Gehör zu geben, was hätten Sie nun davon? Eine Schuld bezahlt und eine sehr viel schwerere eingegangen. Man spielt nicht umsonst mit dem Herzensglück seines Nächsten, mein Herr."

Da kam wieder die schauderhafte Verehrung, die er mir immerfort als ein Pflaster auf die Wunde des verletzten Selbstgefühls legen wollte.

„Ich hätte es nie gethan, wenn ich Sie nicht verehrt, wenn ich nicht geglaubt hätte, besser durch Sie zu werden, ich bin es jetzt schon —"

„Danke schön, ich merke ein wenig davon und übrigens heirathet Keiner seinen Schulmeister."

„Ich habe wirklich schon viel von Ihnen gelernt," versicherte er treuherzig.

„Nun, dann lernen Sie noch eines," fiel ich ihm in die Rede, „und zwar, daß nur Gleich und Gleich sich gern gesellt und daß kein anderes Motiv zur Ehe führen soll als die Liebe."

„Das geht heutigen Tages nicht, wenigstens nicht in unserem Stande," rief er lebhaft aus. „Die Anforderungen an uns sind zu groß. Dem unbemittelten Edelmann steht die Wahl nicht frei."

„Sie steht ihm frei, wenn er Charakter genug hat,

all den überflüssigen Kram fortzuwerfen, der nichts zum wahren Glück beiträgt, wenn er richtig genug denkt, in den Anforderungen an seinen Stand nur solche an seine Moral zu sehen, wenn er sich fähig fühlt, um seiner Liebe, um häuslichen Glückes willen Entbehrungen an äußerem Lebensgenuß zu tragen."

„Und wenn er das Alles zu thun vermöchte!" unterbrach er mich, „wo ist das Mädchen, das solchem Aufschwung zu folgen vermag, das durch seine Erziehung befähigt ist, in dieser größten Anspruchslosigkeit glücklich zu sein?"

„Ja, das weiß ich nicht," konnte ich nicht umhin ihm zuzugeben, „aber wer sucht, der wird finden, und ich zweifle nicht, das Einfache, Bescheidene zieht eben so gut Gleichgestimmtes und Gleichgesinntes an, als Thorheit ihren kourfähigen Hof um sich bildet."

Dietrich schien in tiefes Nachdenken zu versinken.

„Gesetzt, das ginge Alles so leicht wie Sie meinen," sagte er dann auf einmal, „gesetzt, es ließe sich eine so anspruchslose Häuslichkeit denken, damit ist doch noch lange nicht Alles gethan und der Mann, der eine Ehe schließt, darf die Zukunft nicht aus den Augen lassen. Wie sollte ich denn meine Kinder standesgemäß erziehen, wie könnte ich ihr Loos in der Zukunft sichern, wenn ich ein armes oder auch nur ein nicht wohlhabendes Mädchen heirathete. Denken Sie an meinen Vater, ihm raubt die Sorge um uns die Ruhe seiner letzten Lebenstage."

„Erzieht Eure Kinder zu rechtschaffenen, brauchbaren Menschen, dann passen sie in jeden Stand, werden Jedem Ehre machen," antwortete ich, „dann haben sie zugleich die beste Sicherheit für ihre Zukunft, ja die einzige, die meiner Meinung nach, Eltern ihren Kindern schuldig sind. Es hat Keiner nöthig, für seine Kinder ein Vermögen zu erwerben; wenn nur die Fähigkeit zum Erwerb ihres täglichen Brotes in ihnen ausgebildet wird. Damit erhalten sie ein viel sichereres

Capital. Sehen Sie sich doch in der Welt um! Was die Väter erwerben, verschleudern die Söhne, an den Putz der Töchter knüpft sich manche Sorge, hängt mancher Seufzer der Mutter, an Müßiggang und verschwenderischen Gewohnheiten scheitert manche Lebenshoffnung.

„Wer hat's denn der Jugend an der Wiege gesungen, daß sie Champagner trinken und Seide tragen, daß sie sich in Vergnügen berauschen und die Hand nicht zu ehrenwerther Arbeit rühren darf, wer hat's ihr an der Wiege gesungen? und ist das Lied nicht ein ganz erbärmliches, in dem auch keine einzige Note einen reinen Ton des Glückes anschlägt?"

Er stotterte etwas von Standesanforderungen heraus und daß man sich doch darnach sehne, der Sklaverei einer nach jeder Richtung hin beschränkten und bedrückten Lage ein Ende zu machen.

Ich hätte ihn beinahe wieder ausgelacht.

„Ihr hängt Euch selber die Ketten an Füße und Hände," sagte ich, „und wenn Ihr keinen Schritt weiter könnt, dann soll es helfen, wenn auch noch das Herz an die Kette gelegt wird. Für Eure ganzen Standesanforderungen gebe ich nicht so viel" — ich knipste mit den Fingern — „wenn Ihr sie nicht anders aufrecht erhalten könnt, als mit Hülfe von Wechslern, Juden und betrogenen Mädchenherzen!"

Er biß sich auf die Lippen, nahm sich aber zusammen und fuhr ruhig fort:

„Sie dürfen das, was wir so in unserem Sinne Standesanforderungen nennen, auch nicht zu gering anschlagen. Als Glied eines bestimmten Körpers ist man allgemeinen Gesetzen der Bewegung, der Schwerkraft unterworfen. Ich kann in meinem Offizierkorps nicht wie ein Einsiedler leben, mich von aller Gemeinsamkeit ausschließen und wo ein Zweck im Ganzen verfolgt wird, meinen Antheil an den dazu gehörenden Mitteln versagen, gleichviel ob er meine Kräfte übersteigt oder

nicht. Ich kann mich allerdings, wenn ich Charakter und Resignation genug besitze, von manchem kostspieligen Vergnügen zurückziehen, kann manche meinen Verhältnissen nicht angemessene Gewohnheit aufgeben, ich habe nicht nöthig mich an die Seite derer zu stellen, die unsern Stand in der Gesellschaft repräsentiren, obgleich das Alles sehr schwer ist; aber es giebt tausend Dinge, von denen mich auszuschließen, unkameradschaftlich, ja ganz unmöglich sein würde. Wer fragt denn nach dem, was wir haben, während der allgemeine Usus doch bestimmt, was wir leisten sollen! Wir schwimmen mit dem Strom der Zeit, wie jede andere Genossenschaft. Wer aber bestimmt die Strömung? Der Wind und der weht von Oben."

„Sind Sie denn eine Wetterfahne? Gut, so drehen Sie sich gehorsamst, wo nicht, so gewinnen Sie ihm die richtige Seite ab und gehen Ihren eignen Weg. Da wo Sie der Strömung nicht widerstehen können, ist Ihr Platz nicht."

Der arme junge Mensch sah recht bekümmert aus.

„Wie soll ein armer Teufel es machen, auch nur den Anstand aufrecht zu erhalten, an Lebensgenuß und Glück nicht einmal zu denken!" seufzte er.

Ich dachte, das Mittel, das er gewählt, den Anstand aufrecht zu erhalten, sei eigentlich recht wenig anständig gewesen, aber ich behielt den Gedanken für mich, ich hatte ihm genug gesagt und gerathen, nun war es Zeit, die That folgen zu lassen.

Es hielt aber schwer, ihn zur Annahme meiner Hülfe, auch nur für Joachim zu bewegen. Für sich wies er sie bestimmt zurück. Ich fürchte auch, daß dazu meine Mittel schwer ausgereicht hätten, da ich doch nicht gerade reich bin. Ich hatte nicht einmal so viel, wie Joachim brauchte, da liegen, sondern mußte Dietrich eine Anweisung an meinen Banquier geben. Er nahm sie fast mit Thränen der Scham, so leicht ich ihm auch die Sache machte.

„Ist denn das bischen Geld mehr werth wie ich," sagte ich scherzend, „mich haben Sie doch ohne Bedenken nehmen wollen?"

„Ich hätte sie glücklich gemacht, auf Ehre!" versicherte er.

„Auf Ehre nicht," versicherte ich, „mein Glück werde ich schon allein besorgen. Sorgen Sie für das Ihre!"

Er stand noch zögernd vor mir.

„Darf ich ferner auf Ihre Freundschaft hoffen?" fragte er.

„Erst recht," sagte ich und gab ihm die Hand.

Er ging, kam aber in fünf Minuten wieder und zwar mit Joachim. Ich hatte es ihm absichtlich nicht verboten, dem Knaben zu sagen, in welcher Weise die schwebende Frage erledigt war. Ich wollte durchaus nicht die unbekannte Wohlthäterin spielen, nicht um des Dankes willen, sondern um durch meine Mitwissenschaft dem reuigen Sünder ein Sporn mehr in seinen guten Vorsätzen zu sein.

Welche Angst der Junge ausgestanden hat, sah ich jetzt so recht an dem Jubel der Erlösung. Der Hauptgedanke in ihm war der, daß seinem Vater der Kummer erspart blieb.

„Das war mir das Schrecklichste," versicherte er mir, während die hellen Thränen über seine Wangen liefen.

Ich verstärkte den Eindruck noch, indem ich ihm vorstellte, wie die ganze Existenz seines Bruders auf dem Spiel gestanden. Das wußte er gar nicht einmal, das hatte ihm Dietrich nicht gesagt. Wieder sehr edelmüthig, aber am unrechten Ort. Warum dem Schlingel auch nur etwas von den möglichen Folgen seines Leichtsinnes verhehlen? Das ganze Maß der Angst hätte ich ihn auskosten lassen!

Rührend waren mir übrigens die beiden Brüder zusammen, der Eine in seinem Dankgefühl, seiner Zer-

knirschung, der Andere in seinem Bemühen, den auf's Tiefste gebeugten kleinen Sünder zu ermuthigen.

„Nie, nie mache ich wieder Schulden," versicherte Joachim, „ich bin ein Schuft, wenn ich es thue, hören Sie, gnädiges Fräulein, nennen Sie mich einen Schuft, wenn ich es wieder thue," und dann stürzte er hinauf und kam nach wenigen Sekunden mit seiner eleganten Cigarrentasche wieder, die er mich aufzuheben bat.

„Ich rauche keine Cigarre wieder, ehe ich die Tasche nicht mit meiner Schuld an Sie auslösen kann!" gelobte er auf's Feierlichste.

Ich nahm die Tasche und versprach, ihm den Schuft nicht zu ersparen, wenn er sein Wort bräche, denn ich nahm es sehr ernsthaft, obgleich ich ein Lächeln über die Emphase des Kleinen nur mühsam unterdrückte.

Dann setzten wir Drei uns zusammen und ich empfing unaufgefordert so ehrliche Bekenntnisse, wie sie nur immer einer Mutter von ihren Söhnen zu Theil werden. Sie waren wirklich naiv in ihrem Zutrauen zu mir.

Als ob ich die Weisheit mit Löffeln gegessen hätte, so viel gute Rathschläge sollte ich ihnen geben. Ich konnte nur Eines rathen.

„Kinder," sagte ich, „Ihr seid glücklich, Ihr habt noch Eltern, habt ein Vaterhaus, knüpft Euer Leben so viel wie möglich an dasselbe. Geht's in der That nicht, so in Gedanken, seid in der Welt so als ob Ihr zu Hause wärt und seid zu Hause und lebt mit den Eurigen so viel wie möglich."

„Die Eltern sind so wenig zu Hause," wandte Dietrich niedergeschlagen ein.

Ein weiteres Wort erlaubte er sich nicht und ich hätte auch keines sagen mögen, denn ein tieferes Eingehen in dieses häusliche, in dies Familienleben würde Schatten dahin geworfen haben, wo das Kindesherz nur Licht sehen möchte.

Was hält denn ein Kind auch über die Jahre

schützen, daß man nicht unversehens anfängt auf gleicher Woge zu schwimmen? Ich glaube, man muß Jemand über oder neben sich haben, dem man genügen möchte, Jemand unter oder neben sich, dem man imponiren will. Mit dem selbst sich Genügen reicht man nicht weit, denn daraus wächst gar zu schnell die Selbstzufriedenheit empor, an der die Welt so reich ist, daß dem Einzelnen nichts mehr so recht imponirt, wenn's nicht das Geld ist, der kalte Götze, der die Herrschaft an sich gerissen und über die Opfer zertrümmerten Lebensglückes mitleidslos hinwegschreitet. Ich blicke um mich, wem ich wohl so recht von Herzensgrund zu genügen wünschte und sehe in Ihr ehrwürdiges, liebes Gesicht und dann treffe ich auf einen gewissen gleichmüthigen Zug unerschütterlicher Ruhe in Carolinens Antlitz, der mich, ohne daß sie es weiß, in Respekt hält und jedem Gelüsten, ihr anders imponiren zu wollen, als durch instinktive sichre Behauptung meiner angebornen höheren Stellung, die sie als eine von Gott gegebene betrachtet, bestimmt herauszufühlende Grenzen anweist. Ich meine, so wird der Standesunterschied einzig und allein festgehalten und ausgeglichen, daß man sich innerhalb desselben als Individuum, außerhalb als Glied eines Körpers betrachtet und so das Bewußtsein einer doppelten Verantwortlichkeit, doppelten Verpflichtung zur Basis der zu erringenden Selbstachtung und der Achtung Anderer macht.

Es läuft doch zuletzt darauf hinaus, daß einer normalen Menschennatur auch nichts imponirt als eine solche und daß die, die sich durch andere als damit zusammenhängende Dinge imponiren lassen, irgend ein Aederchen in ihrem Körper haben, wo das Blut in serviler Abhängigkeit fließt.

So dem Rang, so dem Geld, ja selbst dem Wissen gegenüber.

Wie selten besiegt man mit seinem besseren Wissen die gesunde Logik natürlicher Anschauung und wie gleich-

gültig ist oft solcher Sieg über einen ungelehrten, ungeschulten Verstand!

„Das ist doch eine falsche Abbildung von die Erde," sagt Caroline von meinem Globus den Staub abfegend, und wie kann man eine Kugel draus machen."

„Caroline," berichtigte ich, „die Erde ist rund und dreht sich."

„Gott bewahre, den Schwindel und das Runterfallen möcht' ich sehen!"

Ich zeigte ihr eine Fliege, die gerade wie zum Beleg meiner Behauptung auf der nach unten gerichteten Seite des Globus herumspazierte.

„O die hab' ich mich wohl angesehen, die haben Hackerchen an den Füßen," so schlägt sie meinen thatsächlichen Beweis gleichfalls thatsächlich zu Boden.

Was hätten mir andere schulgerechte Beweise geholfen und was hätten sie ihr genutzt?

„Steht nicht Vieles in der Welt auf dem Kopf?" fragte ich.

Sie verstand mich augenblicklich.

„Ach, Sie meinen das bildlich," sagte sie, „gnädiges Fräulein drücken sich immer so politisch aus. Was auf dem Kopf steht, wird aber schon fallen, wenn nicht heut, so morgen, da ist nichts gegen zu thun."

„Doch, man kann die Arme ausbreiten und das Fallende aufhalten."

„Ach Gott," sagte sie, ganz mitleidig mir über den Arm streichend, „gnädig Fräulein haben auch man so vornehme dünne Stökerchens, die werden nicht viel aufhalten. Nehmen Sie nur meine dazu und sehen Sie sich bloß um, wo's nöthig ist. So ist's in die Ordnung. Der Kopf ist der Herr und die Glieder die Dienstboten, die Arbeitsleute."

Ich lachte.

„Damit ist aber doch noch kein rechter Körper hergestellt," meinte ich.

„O nein," sagte sie, „da gehört noch viel zum lieben

Leben, vor Allem ein gesundes Herz und ein gesunder Magen, denn ohne das wird der Kopf wirr und die Glieder faul und die ganze Geschichte taugt nichts und kommt das Unterste nach Oben und umgekehrt. Stehen kann man wohl eine Weile auf dem Kopf, aber vorwärtsgehen nicht und die Füße zappeln auch man so in der Luft und wissen nicht, was sie da sollen. Es ist schon besser, Jedes bleibt an seinem Platz."

Sie sah mich so recht listig an, ob ich wohl auch ihre eigentliche Meinung verstanden. Hätten nur alle Menschen solch gesundes Urtheil wie sie, es wäre ziemlich gleichgültig zu wissen, daß die Erde rund ist und sich dreht.

Was ich aber eigentlich erzählen wollte und deshalb, Kopf und Herz voll von Carolinens Tüchtigkeit, mit meiner Reflexion auf diese hinauskam und sie überhaupt zum Haupttext meines heutigen Briefes mache, ist, daß die Diebe entdeckt sind.

Ob und was von dem gestohlenen Eigenthum wiederzuerlangen sein wird, weiß man noch nicht, aber die Thäter sind festgenommen und Caroline darf sich des Verdienstes der That rühmen.

Doch ich lasse sie selbst erzählen:

„Herr Gott, was ist mich passirt!" Mit den Worten stürzt sie neulich, von einem Ausgang zurückkehrend, in meine Stube. „Da gehe ich in das große Manufakturwaarenlager von, ich weiß den Namen nicht, Albrechtstraße, gnädig Fräulein werden schon aus die Zeitungen wissen, da wo man die Sachen beinah umsonst bekommt, obgleich sie größtentheils aus Paris sind. Das muß ein sehr billiger Ort sein, das Paris. Nun war ich doch recht neugierig, was ein paar Kragen, die man umsonst kauft, eigentlich kosten und so gehe ich denn hin.

„Ich habe keinen Atlashut auf und keine seidne Mantille um, und so muß ich natürlich auf Bedienung warten, denn mich sieht man ja die Dienstperson gleich am Anzug an. Aber ich warte recht gern, denn mich macht

es Spaß die Menschlichkeit zu sehen und Betrachtsamkeiten zu machen und wenn ich ausgehe, so ist das meine müßige Zeit und da lernt man auch was von. Nun stehe ich so zwischen die Stühle, auf denen die geputzten Damen herumsitzen und die sehr fein angezogenen Herrn Ladendiener, rufen immer: „meine Dame!“ hier und „meine Dame!“ dort, preisen ihre Guldenwaare für drei Gulden an und lassen sie dann nach vieles Bitten vor den dritten Theil, da wußt ich denn, was das ist, wenn man beinah umsonst kauft. Man kann in dem Laden auch ganz umsonst kaufen, denn manche Waare kann kein Mensch brauchen und wer sich die anschwatzen läßt, hat doch gewiß umsonst gekauft und je theurer sie ist, um so umsonster. Na, mich ging's nicht an, denn ich habe zwei Augen im Kopf und bin auch gar nicht blöde und lasse mich nicht Spinnewebe vor handfestes Zeug geben.

„Nun denken Sie, während ich so dastehe und meine eignen lächerlichen Gedanken habe, fällt mich ein Mann in's Auge, das heißt, ich sah' ihn vorläufig erst von hinten, aber er sieht mich doch bekannt aus, er hat dieselbe Präsentur, wie Einer, den ich kennen muß. Während ich mich noch besinne, sehe ich so sonderbare Bewegungen an ihm, das heißt, so ganz unbemerkbare, so schnell waren sie. Einmal wo er sich seinen Handschuh, über dem Ladentisch anzog, einen sehr engen Handschuh, der ihm zweimal auf den Tisch fiel, ehe er ihn ankriegte, da war mir doch gerade, als hätte er beim Aufheben vom Handschuh was Weißes, was nicht der Handschuh war, mit wegstibitzt. Ich rieb mich noch die Augen, da dreht er sich um. Herrje, wer ist es? Denken Sie, der Herr Bräutigam von das Fräulein Köchin im Hause, der Herr College von dem Spitzbuben von Lohndiener, der des Herrn Präsidenten Röcke anzieht, statt ihnen auszuklopfen, der Herr Tafeldecker Spitz, Windhund lieber.

„Nun stelle ich mich als bin ich nicht ich, daß er

mich nicht erkennt und trete hinter eine dicke Dame. Vor meinen Augen habe ich nun ein ganzes Paket dunkelrothe Sammtpuscheln mit Schmelzklingeln, die die Dame auf dem Hut hat, aber durch zwei Schmelzklingeln hindurch ersehe ich mir eine kleine Oeffnung und durch die kucke ich hindurch, obgleich die blinkrigen Dinger mich an die Augen weh thaten. Ich war in einer sehr großen Erregtheit, denn ich war noch nicht sicher, ob der Spitzbube gestohlen hatte, aber ich dachte doch, Du läßt es drauf ankommen und ehe Du ihn herausgehn läßt, verhaftest Du ihn. Aber sehn Sie, da fällt eine Dame das Taschentuch aus die Tasche, er hebt es auf und überreicht es ihr mit einem Compliment und wie sie das Taschentuch in ihre Hand hat, da hat er ein Portemonnaie in der seinen, das er vorher nicht gehabt hat und im Nu ist das auch in seine Tasche.

Neulich wie Sie mich in's Theater geschickt hatten, da wurde im Stück Einer verhaftet. Es trat Einer an den Verbrecher heran und sagte: Im Namen des Königs, Sie sind mein Gefangner. Das schien mir aber doch hier nicht recht passend, denn was hat der König mit so einem Spitzbuben zu thun und mein Gefangner sollte er doch juſt auch nicht sein.

„Ich machte es also anders, packte ihn beim Arm und schrie so mit meinen besten hohen Tönen: Halten Sie den fest, der stiehlt! Die geputzten Damen auf die Stühle herum, sprangen auf und kreischten, als wollte er ihnen morden, er will mich fortstoßen und an die dicke Dame mit die Schmelzklingeln vorbei, aber ich bin vom Lande und er ist man ein gebrechliches Gerippe und die Herren Ladendiener haben auch schon Hülfe von die Straße geholt, ein Schaarsand, von die Trajoner (sie meint ein Sergeant von den Dragonern) und ein Schutzmann, und dann hatten sie ihn fest und kehrten gleich seine Taschen aus, in denen sie das fremde Portemonnaie und auch allerhand an Band und Spitzen fanden, das er denn auf seine Manier umsonst gekauft

hatte. Und nun, gnädiges Fräulein," schloß sie ihren Bericht, „werden Sie mich glauben, wenn ich sage, der Karnail hat die Herrschaft sein Silberzeug und die andere Sippschaft ist mit im Bunde. Ich habe es lange gedacht, aber so lange man so etwas nicht gewiß weiß, greift man auch eines Spitzbuben Reputation nicht an."

Bravo, meine ehrliche Caroline, dächte ein Jeder wie Du, es würde vielleicht mancher Spitzbube unentlarvt bleiben, aber es würde auch nicht das häßliche giftige Natterngezücht geben, das wir Verleumdung nennen.

Caroline hat übrigens Recht gehabt. Die Entdeckung dieses einen Diebstahls hat die einer ganzen Reihe anderer nach sich geführt, unter Anderen die hier im Hause verübten. Der Verhaftete hat seine Mitschuldigen angegeben, natürlich das Trio vom Theetisch: der Jubilar, wie Joachim den Lohndiener seit der Feier seines Jubiläums nennt, und Henriette, die ungetreue Magd, der man so lange die Uebungen in den Anfangsgründen der edlen Diebswissenschaft nachgesehen, bis sie dreister im Handwerk geworden ist. Sie sowohl wie der Lohndiener sind verhaftet. Nun sitzt das edle Trio in der Hausvogtei, aber schwerlich am gemüthlichen Theetisch, wie sie es hier gewohnt waren.

Gott gebe doch, daß der Präsident das Geld wiederbekommt. Von dem Silber sagt Frau von Löben mit der ihr eigenthümlichen Philosophie: „ich mache mir nicht viel daraus es wiederzuerhalten, ich hatte mich schon so auf das neue gefreut." Ueberhaupt ist sie sehr unzufrieden mit dem Geschehenen und verwünscht Carolinens Fürwitz, der sie um das vortreffliche Mädchen gebracht.

Für die Kinder ist die Begebenheit höchst interessant. Arthur läßt sein Klärchen nicht mehr anders über den geschlossenen Corridor zu mir herübergehen, als daß er sie mit einem gezogenen Säbel begleitet, und sie haben so lange den verübten Ladendiebstahl als dra-

matische Scene bei mir aufgeführt, mit poetischer Freiheit das Manufakturwaarenlager in einen Bäckerladen verwandelnd, bis ich das Spiel untersagte. Klärchen kam zu kurz dabei. Da Arthur immer den Dieb machte und die gestohlenen Zwiebacke gleich verzehrte, hatte sie als Bäckerfrau das Nachsehen und kam jedesmal um ihr Vesperbrod, in ihrer reizenden Selbstentäußerung den Hunger nachher durch ein Stückchen Brod ausgleichend. Es war nicht deshalb, daß ich mich in's Mittel legte. Die Minderzahl der Menschen ist opferwillig und von diesen ein Bruchtheil ist es in stiller, weder vor sich selbst noch vor Andere geltend gemachter Weise, es käme mir fast unrecht vor, den Zug dazu, wo er sich so liebenswürdig im Kinde offenbart, durch eine andere als stillschweigende Anerkennung zu einem bewußten zu machen. Also nicht deshalb, aber Arthur wurde mir zu gewandt im Wegmausen, zu erfinderisch im Ueberlisten. Diese edlen Künste bleiben besser ungeübt.

Caroline hat übrigens beinahe ihre Heldenthat bereut. Natürlich ist sie als Zeugin vor Gericht gefordert. Ich weiß nicht, was sie sich eigentlich für eine Vorstellung davon macht. Sie wurde ganz blaß als die Vorladung kam.

„Mir ist gerade als wenn ich in den Krieg müßte," sagte sie.

„Na," redete ich ihr zu, „da würdest Du Dich doch nicht besinnen, zu gehen."

„Sehr würde ich mir besinnen, was denken sich gnädig Fräulein wohl. Wenn so die Kugeln um Einen herumfliegen — ich reiße gewiß aus."

„Caroline!" rief ich, mit Mühe ernst bleibend, „denkst Du denn nicht an den Ruhm?"

„Was habe ich vom Ruhm, wenn sie mich ein Bein wegschießen — könnte ich Ihnen mit einem Bein bedienen?" war ihre Replik, gegen deren Logik sich wieder nichts einwenden läßt, um so weniger, als ihrem

eigenen Anerbieten zufolge, sie auch einstweilen bei Löbens das fehlende Mädchen ersetzen hilft.

Ueber diesem Anerbieten wurde der Friede zwischen mir und Frau von Löben geschlossen, denn wir waren auf dem Wege uns ernstlich zu erzürnen. Sie kann meine Caroline nicht leiden, aus Revenge für meine Nichtachtung der Verdienste ihrer Henriette, und laut dem Sprichwort: schlägst Du meinen Juden, schlag' ich Deinen, greift sie dieselbe auf das Ungerechteste an.

An ihrer Moral, ihren Leistungen ist nichts zu tadeln, nun geht es über die Manier los, die ihr zu geradezu, zu kordial ist. Vergeblich sage ich ihr, daß die alte Person, die ich von Kindheit an kenne, wie meine älteste Freundin, ja fast mit kindlicher Zärtlichkeit betrachte, das ist erst recht wider die Manier. Immerzu, ich bleibe bei der meinen und — halte sie für die bessere.

Nach der Verhaftung Henriettens brach der Zorn in hellen Flammen aus, hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß bei dieser Gelegenheit die unverantwortliche Nachsicht zur Sprache kam, die Frau von Löben der Person hatte zu Theil werden lassen. Der Präsident erfuhr jetzt erst die zahlreichen kleinen Veruntreuungen derselben und war mit Recht erzürnt auf seine Frau, daß sie das Mädchen nicht längst entlassen habe. Sie vertheidigte sich um so heftiger, je schlagender ihr Unrecht war. Ich hatte auch den Präsidenten nie so ärgerlich gesehen. War die wachsende Krankheit daran schuld, daß er sich weniger beherrschen konnte als sonst, oder war das Maß stillschweigend getragener häuslicher Unannehmlichkeiten voll, er gab der Frau bittere Wahrheiten zu hören, ohne alle Rücksicht auf meine Gegenwart.

Ich hätte mich gern leise entfernt, aber im Eifer des Wortgefechts, in der Aufregung der Leidenschaft, hatte sie eine meiner Hände ergriffen und hielt sie fest wie im eisernen Schraubstock.

„Zwei Drittel unseres Einkommens verschlingt die

Welt," sagte der Präsident, „und mag sie's verschlingen, wenn es Dir Freude macht. Du hast doch wenigstens etwas davon, so wenig im Grunde an solchen Freuden gelegen ist, aber das, was Du ungetreuen Dienstboten geradezu in gedankenlosem Leichtsinn oder unverzeihlicher Bequemlichkeit hinwirfst, damit versündigst Du Dich an meinem Leben. Es wird nicht lange mehr vorhalten, das zu erwerben, was Du fortwirfst, und mit Deinem gedankenlosen Leichtsinn und Deinen verschwenderischen Gewohnheiten steht man fast der Wohlhabenheit bedürftig gegenüber, wie viel mehr dem Nichts, wenn man nicht fähig ist, sich auch das Mindeste selbst zu schaffen."

„Herr Gott, wie schwer wird das Sterben sein!" brach er in nicht zu bewältigender Bewegung los, „wenn man die Seinigen machtlos dem Nichts gegenüber weiß! Ist denn ein Einziges von den Kindern fähig, ohne mich in der Welt fortzukommen, sagen Sie, glauben Sie das, Fräulein von Schönerbrunn?" wendete er sich zu meinem Schrecken plötzlich an mich. „Die Kleinen werden aufwachsen wie die Großen. Gute Kinder alle und vielleicht leistungsfähig. Wer weiß es, aber wer hält sie dazu an? Die Köpfe voll Ansprüche, nichts da, sie zu befriedigen, die Welt voll Thorheit und Unverstand, überall mehr Stoff das Gute zu ersticken, als es zu heben und zu fördern, wenn es nicht von Anfang an und im Hause geschieht."

Er sah mich an, als erwarte er eine Antwort, mir fiel der Kernspruch ein:

„Was Gott will erquicken,
Kann Keiner ersticken"

und ich sagte ihn.

Ihm stürzten die hellen Thränen aus den Augen.

„Wohl wahr," sagte er leise, „aber es ist keine Entschuldigung für die, die das Unkraut wachsen sehen und den Kindern nicht die Sichel in die Hand geben,

es auszurotten und das Grabscheit, den gereinigten Boden umzugraben. Wenn's von selbst gedeiht, ist's Gottes Gnade, wenn nicht — es ist schwer mit einer Schuld zu sterben, wenn's auch nur die passive der Versäumniß ist."

Mit den Worten verließ er das Zimmer.

Frau von Löben brach in Thränen aus, in mir regte sich tiefes Mitleid. Hat nur die Krankheit den Mann so energielos gemacht oder war er es immer, daß er Uebelständen, für die ihm der klare Blick nicht abgeht, kraftlos und unfähig, ihnen abzuhelfen gegenüber steht? Frau von Löben beantwortete meine unausgesprochene Frage.

„Ich weiß auch nicht, wie er jetzt ist," brach sie los, „was er auf einmal von mir verlangt. Ich bin nie anders gewesen und ich war ihm immer recht, so wie ich war. Aber er ist Hypochonder, weiter nichts, nicht wahr, für eigentlich krank halten Sie ihn nicht?"

Sie sprach weiter ohne meine Antwort abzuwarten, was hätte ich auch sagen sollen!

Mit möglichst unparteiischen Blicken betrachtete ich das Lebensgemälde, das Frau von Löben jetzt vor mir aufrollte. Liebe, Poesie, leichtherziger Lebensgenuß waren die hervorstechenden Züge und was ihr phantasievoller Geist ersann, was ihre Sorglosigkeit versäumte, traf nie auf einen Widerstand, eine Warnung seinerseits. Sie beklagte den Verlust jener Sympathie, die das Glück ihrer Ehe zu einem schattenlosen gemacht, ich dachte im Stillen, der Schatten würde jetzt nicht so tief fallen, hätte er früher ein richtiges Gegengewicht gegen die Fülle eines trügerischen, unhaltbaren Lichtes gebildet. Sympathie in allem Guten, Edlen, Vernünftigen mag allerdings die Basis einer glücklichen Ehe sein, Sympathie in der Thorheit verdoppelt nur den schädlichen Einfluß derselben. Er ist doch ein unsäglich schwacher Charakter, der arme Präsident. Sie ließ sich bewußtlos vom Strom des Lebens treiben und er hatte

nur die negative Kraft der Liebe, die lieber hundert unvernünftige Opfer bringt, statt ein vernünftiges zu verlangen. Er warf die bessere Erkenntniß bei Seite, nun drängt sie sich ihm gewaltsam auf. In der Finsterniß spannt man unwillkürlich die Sehkraft an. So mag dem durch die Finsterniß des Todes bedrohten Geist auch Manches klar und hell werden, was in dem taghellen Licht des Lebens in behagliche, bequeme Dämmerung verschwimmt.

So lange der Präsident die Kraft fühlte zu arbeiten und durch Arbeit für den Erwerb zu sorgen, da war es ein der Liebe dargebrachter Tribut, daß er für sich die Arbeit nahm und den Seinigen den Genuß ließ. Darin liegt sein Unrecht, für das ihm nun die Angst und Sorge um die Zukunft der Seinigen als Buße schwer auf die bedrückte Seele fällt.

Der arme Mann!

Ich war in sorgenvolle Gedanken vertieft, während Frau von Löben neben mir schluchzte; Sie mögen sich also meine Ueberraschung denken, als ihr Schmerz plötzlich in Angriff überging und sie mit den Worten auf mich losfuhr:

„Das habe ich Ihrer gräulichen alten Caroline zu danken! Was hat die in meinem Hause die Diebe auszuspioniren? Es ist ihre Schuld allein, daß ich Henriette entlassen muß und daß mein Mann mich schilt, was er noch nie gethan hat, ihre Schuld! Werden Sie die alte Person nicht gehen lassen?"

Ich konnte mir nicht helfen, über diese naive Zumuthung mußte ich lachen, und so weit ging der Unverstand des großen Kindes neben mir nicht, daß mein Lachen etwa gar den Zorn verstärkt hätte. Im Gegentheil, Frau von Löben lachte mit, obgleich ihr die Thränen noch über die Wangen liefen und fiel mir in echter Aprillaune um den Hals, als ich ihr sagte, anstatt Carolinen zu entlassen, hätte ich ihr vielmehr das Anerbieten machen wollen, einst-

weilen, bis sie ein anderes Mädchen gemiethet, die Dienste derselben anzunehmen.

„Sie Retterin in der Noth!" rief sie aus. „Gott sei Dank, nun brauche ich doch nicht gleich ein fremdes Gesicht um mich zu sehen. O, nun bin ich froh, nun will ich auch meinen Mann wieder gutmachen und ihn schelten für den Schreck, den er mir gemacht hat. Gehen Sie nicht fort, ich komme gleich wieder." Ich kenne solches Gleich, da es aber für mich egal war, ob ich bei ihr oder bei mir meinen Strumpf weiter strickte, so that ich ihr den Gefallen zu bleiben. Eine runde Stunde verging wohl, ehe sie wieder kam, nichts mehr von Aprilwetter auf dem Antlitz, nichts als Sonnenschein.

„Es ist Alles gut," versicherte sie mir, „er hat mich ganz beruhigt. Ich darf vergnügt sein, so viel ich will, darf es auch den Kindern gönnen. Es steht nicht schlimm mit ihm und auch nicht schlimm mit uns. Er ist nur ein bischen angegriffen und will Urlaub nehmen und auf's Land gehen und sich erholen.

„Auf's Land! Das rede ich ihm aus, das ist ja langweilig. Eine Badereise muß er machen und uns mitnehmen. Dietrich muß um Urlaub einkommen, sie sollen Alle das Vergnügen haben —"

Ich sage weiter nichts, Herr Graf. Sie werden meine Gedanken errathen und theilen und die Sorgen begreifen, mit der ich eine morsche Säule mit Kalk bewerfen und mit trügerischer Farbe anstreichen sehe. Sie wird doch zusammenstürzen und mit ihr das, in modernem Styl, mit moderner Unhaltbarkeit gebaute Haus, was aber dann?

Sechszehnter Brief.

Bertha's Einsegnung, die einer Krankheit des sie vollziehenden Geistlichen wegen von Ostern auf Pfingsten hinausgeschoben, ist vorüber. Die feierliche Handlung in der Kirche war ernst und schön, die Stimmung der Familie, die Bertha's vor Allem, der Bedeutung der Handlung entsprechend, aber die Ueberschreitung der Kirchenschwelle hatte nicht die wichtige Bedeutung eines bewußten Schrittes in das vielgestaltige, alle Seelenkräfte anspannende Leben, es war nur einer in die Welt hinaus.

Der Tag wurde wie ein Geburtstag auch mit Darbringung von Geschenken gefeiert, durchaus keine üble Sitte. Warum soll den Angehörigen nicht gestattet sein, ihre Freude daran durch passende Gaben zu zeigen! Es ist ja ein Geburtstag. Dem Geistes- und Herzenswerk christlicher Schöpfung wird die Weihe der Vollendung aufgedrückt, nun hat es seine Lebenskraft, seine Entwicklungsfähigkeit in den Prüfungen irdischer Schicksale zu beweisen, hat zu wachsen, zu werden, zu reifen wie das Kind, das mit dem ersten Geburtstag den Anfang seines Daseins beginnt. Nur ist es jetzt ein überwiegend geistiger Prozeß, während er bei Jenem mit der körperlichen Entwicklung Hand in Hand geht. Mag man dem Kinde Spielzeug bescheeren, dem Einsegnungstage gebühren edlere Gaben als buntes Spielzeug der Welt.

Es war hier in reichem Maße vorhanden, selbst die Uhr fehlte nicht, die Freude über Letztere wurde aber in Aerger verwandelt, als das Kadettchen den trivialen Witz machte, sie Bräutigamshandgeld zu nennen und Bertha zu necken, daß sie es nun im Voraus genommen. Das schwarze Kleid, zu dem Bertha sich in einer Auf-

wallung von Vernunft von mir den Rock zuschneiden ließ, um ihn selbst zu nähen, ist denn auch zum Schneider gewandert; zwei Nähte hatte Bertha vollendet, dann war der Eifer erkaltet.

„Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert," sagte ich, als sie mit einiger Verlegenheit mir zu beweisen strebte, daß sie den besten Willen gehabt, daß aber zu viel dazwischen gekommen sei.

„Diesmal ging es wirklich nicht," bestätigte die jederzeit zu Entschuldigungen bereite Mutter.

Diesmal nicht und ein andermal auch nicht und ein drittes Mal erst recht nicht. Aber wann? Ja, wann es wird sein müssen. So denken Viele, aber mit dem Müssen kommt nicht immer das Können und dem an geregelte Thätigkeit gewöhnten und diese liebenden Menschen wird die dreifache Arbeit nicht so schwer, wie dem Müßiggänger die kleinste, ihm von Schicksal aufgezwungene.

Außer dem Cadetten, der jetzt auch wieder abgereist, ist noch ein anderer Gast zur Feier der Einsegnung gekommen, ein bedeutungsreicher, die reiche Tante!

Frau von Löben hatte sie dazu eingeladen, um nichts zu versäumen, aber in der bestimmten Erwartung, daß sie viel zu kränklich und griesgrämig sei, um zu kommen.

Habe ich mir je eine falsche Vorstellung von einem Menschen gemacht, so von ihr. Nichts von der steifen Grandezza ihres Daguerreotypes, Nichts von Lebensmüdigkeit und Ueberdruß. Wie man sie eine Erbtante nennen kann, begreife ich nicht. Sie ist in den besten Jahren, von robuster Gesundheit und wenn das lichtgraue Seidenkleid, das sie tagtäglich trägt, Trauer bedeuten soll, so ist dabei nicht einmal von Halb-, sondern höchstens von Achteltrauer die Rede. Sie kommt mir aber nicht selbstbetrügerisch genug zu solcher Affektation vor. Ich muß hinzufügen, daß die jungen Herren, die sie noch vor einem halben Jahr gesehen, selber ganz erstaunt über die völlige Veränderung waren.

Sie meldete ihre Ankunft einen Tag vor der Einsegnung an. Am Morgen traf der Brief ein, am Abend wollte sie selbst kommen. Sie bat, ihr ein Zimmer in einem Hôtel zu bestellen, das ließ des Präsidenten Gastfreundschaft, ließen seine verwandtschaftlichen Gefühle nicht zu. Zum Glück hatten wir ja schon einmal die Probe gemacht, wie ein Gast unterzubringen sei, sonst wäre Frau von Löben völlig fassungslos gewesen. Nun war die Umänderung schnell bewerkstelligt und ein paar Stunden nach Empfang des Briefes hingen schon die schönsten Blumenguirlanden vor der Thür des Logirzimmers und bog Frau von Löben den letzten Draht zu den mit Moos zu umwindenden Buchstaben, die das übliche Willkommen auszudrücken hatten, während sie ein aus tiefster Seele kommendes:

„Ich wollte, sie wäre wo der Pfeffer wächst," dazu ausstieß.

Es werden mit der Tante viel Umstände gemacht. Soll ihr imponirt werden, weil sie reich ist und man nicht abstechen will, oder geschieht es in der Annahme, daß reiche Leute meist ihr Geld so lieben, daß sie es nicht gern da hinterlassen, wo es nur der Armuth aufzuhelfen und keiner Vermehrung entgegenzusehen hat?

Ich war sehr gespannt auf die Bekanntschaft. Frau von Löben bestand darauf, daß ich bei der Ankunft der Tante gegenwärtig sei, in der ihr eignen anmuthigen Weise hervorhebend, wie ich durchaus zum Familienkreise gehöre.

Dietrich und Joachim hatten sie vom Bahnhof abgeholt. In einigermaßen feierlicher Stimmung erwarteten wir sie, die beiden Kleinen in namenloser Ungeduld und in tiefen Berathungen, was die Tante ihnen mitbringen werde.

Ich weiß eigentlich nicht, ob ich erwartet hatte, das Daguerreotyp solle aus dem Rahmen treten und in all der gezwungenen Steifheit, die der Figur auf dem Bilde das Ansehn eines angezogenen Plettbrettes giebt.

Statt dessen kam ein kleines behendes Geschöpfchen mit apfelrundem Gesicht hereingestürzt, lachend und weinend und Einen nach dem Andern mit so vehementer Lebhaftigkeit umarmend, daß Arthur, während ihn die Arme der Dame umschlungen hielten, ganz entsetzt zu mir sagte:

„Reiß ihr los, Tante Hildegard, ich kann es nicht aushalten.“

Sie riß sich aber selbst lachend los, die kindliche Aufrichtigkeit noch mit einem derben Kuß belohnend.

Dann folgte ein buntes Allerlei von Geschwätz, das ich schwer wiederzugeben wüßte und das nur auf vielfache Versicherungen ihres Wunsches hinauslief, die Verwandten einmal wiederzusehen und die jüngeren Kinder kennen zu lernen.

So ging es wie bei einem aufgezogenen Uhrwerk ein Weilchen fort; als es ausgeschnurrt, benutzte Frau von Löben die eingetretene Pause, die Schwägerin auf ihr Zimmer, zum Ablegen ihrer Sachen zu nöthigen.

Bertha ging auf ihren Wink mit, die Kinder drängten nach und wurden, als Frau von Löben sie zurückweisen wollte, mit der größten Zärtlichkeit aufgefordert, ja mit hinein zu kommen.

„Ich habe noch zu arbeiten, ruft mich erst wenn der Thee kommt,“ sagte der Präsident zu seinen Söhnen und ging in seine Stube, weniger wie ich glaube, um zu arbeiten, als aus Furcht vor der schwatzhaften Lebhaftigkeit der Tante.

Als er heraus war, brachen die Beiden in ein halbverhaltenes Gelächter aus.

„Sie ist wie ausgewechselt,“ versicherte Dietrich, „sie ist ja ganz wieder aufgelebt.“

„Sie wird sterben oder heirathen,“ fügte Joachim hinzu, „was ist mit ihr geschehen?“

Ich erwähne hier gleich, was sich bald darauf auswies, daß Tante Ludowike, in Folge der ärztlichen Behandlung einer neu aufgetauchten medizinischen Größe

den vollen Genuß ihrer, durch jahrelanges Leberleiden gestörten Gesundheit wiedererlangt hat. Sie sprach mit fast exaltirter Dankbarkeit, mit Thränen in den Augen von der ihr widerfahrenen Wohlthat, wie anders ihr das Leben jetzt erscheine, wie sie ein ganz anderer Mensch geworden sei. Ich glaube in Frau von Löben's Seele kämpfte Menschen- und Mutterliebe einen argen Kampf bei dem Bericht der Tante, auf deren blühenden Wangen das Todesurtheil ihrer auf die Erbschaft gegründeten Hoffnungen stand.

Sie verstand sehr wohl einen neckenden Blick, den ich zu ihr hinübergleiten ließ, beantwortete ihn mit Lächeln und Erröthen und forderte mich dann mit einem triumphirenden Blick heraus, als die Tante hinzufügte:

„Ich hatte sonst nicht so viel Lebensmuth, auch nur irgend einen Entschluß zu fassen und wenn er auch sichtlich mein Wohl bezweckte. Ich packte mir womöglich unnütze Lasten auf, um nur darüber seufzen zu können, während ich jetzt sehr darauf ausgehe, mir die geschäftlichen Lasten, die einer einzeln stehenden Frau aus der Verwaltung ihres Eigenthums entstehen, abzuschütteln, so sehr ich es nur vermag."

Frau von Löben legte sich diese Worte, wie ihr triumphirender Blick mir bewies, sehr sanguinisch aus. Sie denkt, die abzuschüttelnde Last sei das Gut.

Wie weltunerfahren bei aller Weltlichkeit! Ein Armer verschenkt eher sein letztes Hemd, als ein Reicher etwas von seinem Ueberfluß, denn Jener weiß, wie Einem, der das Nöthigste entbehrt, zu Muth ist. Uebrigens will ich weder die Tante, noch überhaupt einen Reichen anklagen, wenn er solchen Ansprüchen nicht genügt, wie Frau von Löben sie an die Freigebigkeit der Tante stellt und wenn es zehnmal unter der Firma geschieht, daß den Wünschen eines Todten mit dem Geschenk genügt werden soll.

Doch zurück zu meinen jungen Leuten. Ich hatte mir vorher schon, so lange die Tante noch da war, den

Joachim mit Verwunderung betrachtet, wie sah er denn aus? Wie ein Predigtamtskandidat mit dem künstlich glatt hinter die Ohren gestrichenem Haar, der weißen Halsbinde und einem gewissen unnennbaren philisterhaften Etwas in Haltung und Miene, das eben so mein Erstaunen herausforderte, als es mich zum Lachen reizte.

Joachim lachte auf, als er meine musternden Blicke bemerkte.

„Ich wollte erbschleichen," sagte er, „die Tante liebte sonst diese bescheidene geistliche Manier, ich glaube aber, jetzt haben die Locken mehr Chance," und er fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und stellte den natürlichen Lockenbau wieder her.

Sie konnten sich beide gar nicht von ihrem Erstaunen über die Veränderung erholen, mir nicht genug davon erzählen.

„Sie ist ordentlich wieder jung geworden," meinte Dietrich.

„Und das in einem halben Jahr," seufzte Joachim, „ade, schöne Erbschaft! — Es ist ja nur Spaß, mag sie leben und vergnügt sein," setzte er dann rasch, meine Mißbilligung fürchtend, hinzu.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe die Tante wiederkam. Sie hatte gleich ausgepackt und den Kindern schöne Geschenke gegeben, die sie ihnen mitgebracht. Arthur erschien mit einer riesigen Düte Zuckerwerk und mit der Zunge über ein leeres Bonbonpapier fahrend, versicherte er mir:

„Ich liebe ihr sehr, sie hat wunderschöne Bonbons!"

Es zeigte sich übrigens sehr bald, daß die anfängliche Geschwätzigkeit der Frau, wie ihr stürmisches Wesen, nur gedient hatten, eine gewisse Verlegenheit zu bemänteln. Als diese überwunden, kehrte mehr Haltung zurück und sie wurde eher schweigsam als geschwätzig. Es finden manche Menschen eine Lieblosigkeit darin, nicht gleich mit Verwandten auf Du

und Du zu stehen und da stürzen sie denn kopfüber in eine Intimität hinein, die doch nur Zeit und nähere Bekanntschaft wirklich begründen können.

Mir gefiel die Tante ungleich besser, als die übergroße Lebhaftigkeit gewichen war und sie nicht mehr sprach, nur um zu sprechen. Da machte sie mir den Eindruck einer herzensguten und recht verständigen Person. Irgend einen besonderen Zweck hat sie bei ihrem Besuch, mit dem sie aber bis jetzt noch nicht herausgerückt ist. Sie ist schon drei Tage hier und bleibt noch bis zum nächsten Sonntag.

Den heutigen Abend brachten Löbens bei mir zu, morgen ist große Gesellschaft bei dem Präsidenten und für den übermorgenden, als den letzten Tag ihres Hierseins, hat die Tante jedes Vergnügen zurückgewiesen und will ihn in der Familie, zu der sie mich übrigens vollkommen zählt, zubringen. Frau von Löben sieht dem Abend, von dem sie irgend eine sehr wichtige Entscheidung erwartet, in unglaublicher Aufregung entgegen. Bis heut Abend glaubte sie fest, die Tante sei hergekommen, die Angelegenheit mit dem Gut in's Reine zu bringen. Sie hatte sich in ihrem sanguinischen Geist schon Alles zurechtgelegt. Dietrich ist vor Kurzem mündig geworden, den Zeitpunkt, meint sie, hat die Tante Ludowike erwartet, um ihm das Gut zu übergeben. Aber wie wenig die Tante jemals daran gedacht, diesen Erwartungen zu entsprechen, bewies der heutige Abend.

Ich weiß nicht wie es kam, daß Dietrich ein auf dem Tisch liegendes Zeitungsblatt ergriff und uns die politischen Mittheilungen vorzulesen begann. Das langweilte Joachim, er riß ihm das Blatt fort und immer zu Narrenspossen aufgelegt, regalirte er uns ohne Auswahl mit den Annoncen der Beilage. Ver- und Entbindungsanzeigen, Heirathsgesuche und im bunten Gemisch und nicht ganz ohne inneren Zusammenhang mit kaufmännischen Anpreisungen von

Luxus- und Modeartikeln, Delikatessen aller Art, zahlreiche Concurseröffnungen, zum Verkauf ausgebotene Rittergüter u. s. w. Jetzt war die Reihe an Dietrich, dem Bruder das Blatt wegzunehmen. Er that es gereizt.

„Lies uns nicht unsere Misere vor," sagte er unwillig. „So geht der Güterbesitz aus einer Hand in die andere, als ob die liebe Erde eine Waare wäre."

Sie wissen, das ist Wasser auf meiner Mühle. Ich ärgere mich auch an dieser Art der Industrie. Mit dem Grundbesitz giebt die Aristokratie den einzig haltbaren Boden zu ihrer Existenz auf, hat es schon vielfach gethan. Der moderne Klang des Goldes übertönt immermehr die aus der Vorzeit zu uns herüberklingenden, fast schon verklungenen Sachen und giebt der Poesie der alten Familientraditionen den Todesstoß. Der undankbare Enkel vergeudet den Besitz seiner Väter, spekulirt mit ihm und verkauft heilige Erinnerungen an den Meistbietenden. Andere reißt wieder das Verhängniß hinein in das kaufmännische Treiben. Mag das Herz noch so fest verwachsen sein mit dem theuren Erdreich, der in goldenen Wellen über die Erde strömenden Fluth leisten bei dem mangelnden Schutz fester Institutionen auch nur goldene Dämme, wie der arme Besitzer sie nimmer bauen kann, Widerstand.

„Sie reden den Majoraten das Wort," sagte der Präsident.

„Gewiß, Hohn und Spott, Haß und Verachtung treffen den Emporkömmling, der sich auf usurpirtem Platz breit macht. Warum giebt man es aber zu, daß ihm dieser eingeräumt werden kann? Die es freiwillig thun, müßten daran gehindert, die dem Verhängniß zum Opfer fallen, davor geschützt werden. Wäre den alten aristokratischen Familien der Güterbesitz durch Majorate gesichert, die Industrie möchte dann steigen so hoch sie wollte, sie stiege neben dem Adel empor, nicht über diesen hinweg und statt der einen goldenen

Säule, die sich jetzt anmaßt, die Welt tragen zu wollen und nichts bezweckt, als daß Alles um sie herum zusammenstürzt, würde das Staatengebäude sicherer und graziöser durch viele nebeneinander laufende Säulen gestützt."

„Haltbarer ist's jedenfalls," bestätigte der Präsident meine Meinung, „als wenn eine immer aus dem Schutt der andern erbaut wird. Dabei verbraucht sich das Material und jedes Lüftchen von außen droht den unsoliden Bau einzustürzen."

„Gewiß," stimmte ich bei, „und in einstürzenden Gebäuden haben Ratten und Mäuse freies Spiel. Auf einem zu Grunde gehenden Adel steigt nichts empor, als die von Keinem respectirte Klasse der Parvenüs."

Im Eifer der Diskussion hatte ich ein mehrmaliges Räuspern der Frau von Löben nicht bemerkt, hatte auch die etwas verlegene Miene der Tante nicht gesehen, die mir erst in dem Augenblicke auffiel, als ein mir unter dem Tisch beigebrachter Fußtritt Frau von Löbens mir einen lauten Schrei des Schreckens entlockte. Ueber meinen Schreck noch heftiger erschreckend und noch lauter schreiend, als über den Fußtritt, damit die Tante ansteckend, die beinah einen Luftsprung vor Entsetzen machte, in den höchsten Tönen kreischte und ihrerseits damit wieder die Kinder vom Nebentisch zu lautem Jubel herbeilockte, das Alles war das Werk einer Minute.

Allgemeines Gelächter folgte dem allgemeinen Schreck.

„Meine Schwägerin, Fabrikantentochter," flüsterte mir Frau von Löben während des Gelächters zu.

„Sie haben mein bestes Hühnerauge unnütz maltraitirt," gab ich ihr in demselben Tone zurück, „sie ist viel zu verständig, um sich getroffen zu fühlen."

Ich hatte ganz recht. Tante Ludowikens Verlegenheit hatte einen ganz anderen Grund.

„Ich habe es Euch schon immer sagen wollen,"

begann sie zögernd, „ich legte es Euch sogar in den Mund, mir das zu rathen, was ich bereits gethan habe, aber ich sehe wohl, Ihr denkt darin anders und Ihr werdet mich tadeln. Ehrlich währt am längsten!“ Mit dieser Redensart ihre Verlegenheit abschüttelnd, platzte sie denn auch ehrlich heraus: „ich habe mein Gut verkauft.“

Mir that die arme Löben leid, sie wurde blaß und roth. Weiß Gott, was sie in ihrer Erregung und Unbedachtsamkeit gesagt hätte, aber der Präsident nahm ihr das Wort vom Munde.

„Warum solltest Du nicht, liebe Ludowike,“ sagte er sanft, „abgesehen davon, daß hier nur von Ansichten und Wünschen die Rede war, die wir Andern eben so gut einräumen müssen, auch wenn sie anders lauten wie die unsrigen, so stammt ja Dein Gut weder aus Deiner Familie, noch hinterläßt Du eine solche, es ihr und künftigen Generationen zu sichern.“

„In direkter Linie allerdings nicht,“ konnte Frau von Löben nicht unterdrücken einzuschalten.

„Daß Du es ohne geradezu zwingende Gründe veräußert hast,“ fuhr der Präsident fort, der Frau einen mahnenden Blick zuwerfend, „beleuchtet die Frage wieder von einer andern Seite. Dergleichen allgemeine Institutionen erweisen Diesem eine Wohlthat und legen Jenem wieder eine drückende Pflicht auf, es muß da scharf abgewogen werden, ob die Wohlthat größer ist oder die Last.“

„Ich habe an alle solche Dinge nicht gedacht,“ erklärte die Tante, „ich habe mich fürchterlich mit dem Gut herumgequält und geplagt und bin meines Lebens nicht froh geworden, deshalb habe ich es verkauft, sobald ich es mit Vortheil verkaufen konnte.“

„Von Deinem Standpunkt ganz richtig gehandelt,“ beruhigte sie der Präsident.

„Ich glaubte, Dein verstorbener Mann hätte Be-

stimmungen über das Gut getroffen,“ bemerkte Frau von Löben, trotz des warnenden Blickes ihres Mannes.

„Das konnte er nicht, es gehörte mir,“ sagte Tante Ludowike einfach.

Frau von Löben hatte noch nicht Ruhe.

„Vielleicht Wünsche,“ sagte sie, „die Wünsche der Verstorbenen gelten doch meist für Bestimmungen.“

„Wünsche gehen meist aus bestimmten Verhältnissen hervor,“ lautete die Antwort, „und würden sich mit diesen ändern. Sie finden also nur eine bedingte Erfüllung.“

Ein zorniger Widerspruch lag so deutlich auf dem Gesicht der bitter getäuschten Frau von Löben, daß ich ihn ordentlich zu hören meinte. Er kam jedoch nicht über die Lippen, denn der Präsident erhob sich, nach der Uhr sehend. Allgemeiner Aufbruch folgte.

Der Präsident hat viel Haltung. Das Benehmen seiner Frau muß ihn tief verletzt haben, die rothen Flecke auf seinen Wangen brannten dunkler, aber er ließ sich nicht das Mindeste merken und wir schieden Alle in scheinbar harmonischer Stimmung.

Siebzehnter Brief.

Die Tante ist abgereist und mit ihr der Präsident, der ihren Zureden, sowie den Bitten der ganzen Familie nachgebend, sie begleitet hat, um den Arzt zu konsultiren, dem sie ihre Herstellung verdankt. Er soll entscheiden, in welches Bad der Patient gehen oder welche andere Cur er gebrauchen soll.

In Beziehung auf diese zu hoffende Hülfe ist Tante Ludowike fast eben so sanguinisch, wie Frau von Löben

in den meisten anderen Lebensfragen. Sie erzählt mit der gläubigsten Andacht von wahren Wunderkuren, die der Mann vollbracht hat. Wo kein Anderer zu helfen vermochte, da gelang es ihm. Viele solche Aerzte und es gäbe bald keine Kranken mehr. Darauf ungefähr kam die Begeisterung hinaus.

Frau von Löben sieht ihren Mann schon in wiedergekehrter Jugendblüthe prangen. Möchten sich ihre Hoffnungen nur wenigstens in so weit realisiren, daß er ihr noch einige Jahre erhalten bleibt. Möchte ihr nur Zeit bleiben, allmälig den Gedanken an eine Trennung in sich aufzunehmen! So schmerzlich das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung ist, so bildet es doch einen vermittelnden Uebergang zu der viel schmerzlicheren Gewißheit. Ein gefürchtetes Uebel führt das Herz mit seiner flehenden Bitte um Abwendung desselben zu Gott und es ist so der reichsten und sichersten Quelle des Trostes näher, als wenn ein jäher Schlag, es unvorbereitet treffend, es in Verzweiflung stürzt.

Ich möchte Alles für die arme Frau und weiß mir keinen Rath für sie. Es wäre grausam, sie gewaltsam aus ihrer Sorglosigkeit zu reißen. Die leiseste Andeutung, nur eine Schonung des Leidenden bezweckend, erregt gleich solche Herzensangst, daß man keine zweite wagt. Was wird werden, wenn die Einsicht stürmend über sie kommt? Warum schickt Gott doch Geschöpfe, die ein Windhauch umwerfen kann, in eine Welt voll Stürme! Warum macht er aus Solchen, die nur zu tändeln, zu spielen vermögen, deren Lebenselement Sonnenschein ist, nicht Blumen oder Schmetterlinge, das Prinzip der Schönheit, der Leichtherzigkeit zu vertreten.

Ein Menschendasein bedarf so ganz anderer Kräfte. Freilich, sie sind Keinem ganz versagt und die schwächste kann zum schützenden Panzer werden, stählen wir sie in der Gotteswerkstatt wirklichen demuthsvollen Glaubens. Die Hoffnung ist ein Lichtstrahl und ein leuch-

tendes Meteor, eines nicht auszulöschen auch in den finstersten Tagen, das andere jeden Augenblick in Luft zerfließend. Um ein solches Meteor ist die Familie ärmer. Eine jede auf die Tante gerichtete Hoffnung ist jetzt gründlich vernichtet. Ihr Gut hat sie verkauft, sich selbst hat sie verschenkt mitsammt ihrem Reichthum. Nun ist mir ihr unsicheres Wesen, das ich der Verlegenheit, dem mangelnden savoir vivre zuschrieb, erklärt. Ihr lag die ganze Zeit über, in der sie hier war, ihr Geheimniß auf dem Herzen und sie konnte sich nicht entschließen, es mitzutheilen.

Ich sagte Ihnen schon, daß die Tante gewünscht hatte, den letzten Abend im Familienkreise zuzubringen und daß sie liebenswürdig genug war, sich meine Gegenwart dabei auszubedingen. Unser Kreis war übrigens den größten Theil des Abends sehr klein. Bertha mußte zu einer Theaterprobe und da Frau von Löben sie der Tante wegen nicht dazu hinbegleiten konnte, hatte es Dietrich an ihrer Statt gethan.

Joachim kommt immer erst zum Thee. Ehrgeiz ist eine hervorstehende Eigenschaft in ihm. Er hat von jeher es sich als Ziel gesteckt, im Lauf seines siebzehnten Lebensjahres sein Abiturientenexamen zu machen, das wäre in diesem Herbst und er geht nun mit doppeltem Eifer daran, das Versäumte nachzuholen. Denn er gesteht es ein, im vergangenen Winter unendlich viel versäumt zu haben.

Er hält seine Arbeitsstunden mit der größten Pünktlichkeit fest und läßt sich durch nichts darin stören. Er gestand mir mit kindlicher Naivetät, daß er eigentlich brennend gern etwas leichtsinnig in den Tag hineinlebe, „aber der Vater,“ setzte er mit zitternder Lippe hinzu, „er sieht so krank und traurig aus, daß man ein Schurke wäre, machte man ihm nicht Freude und dann, ich muß zeitiger etwas werden als alle Andern, Sie wissen —“

Er sah mich bloß bedeutungsvoll an. Er meint die Schulden, die er gemacht hat. Ich lasse ihm diese

Kette, denn sie fesselt nur seinen Leichtsinn und hilft ihm im Uebrigen zur Freiheit.

Wir Alten oder Aelteren saßen also bis zum Thee allein, Gertrud machte ihre Schularbeiten im Nebenzimmer und die Kinder spielten ebendaselbst, da der Präsident durchaus keinen Lärm vertragen kann. Ich glaube, der arme Mann bricht jetzt doppelt schnell zusammen, weil er seine Kräfte so übermenschlich angespannt hat, seinen eigentlichen Zweck zu verbergen.

Er war an dem Abend so unwohl, daß er das Leugnen aufgab, er schob es aber auf eine vorübergehende Erkältung und Frau von Löben erklärte, er müsse Fliederthee trinken und schwitzen, dann würde es bald wieder gut sein.

„Es wird bald wieder gut sein," stimmte die Tante ein, „frag' Du nur erst meinen" — ein kleiner Hustenanfall befiel sie hier, den sie aber schnell unterdrückte, ehe sie mit von der Anstrengung gerötheten Wangen fortfuhr: „meinen Arzt, an mir hat er Wunder gethan!"

Der Präsident lächelte und sagte mit einem Anflug von Neckerei, einem Aufblitzen seiner früheren fröhlichen Laune, deren Entschwinden seine Frau oft beklagt:

„Ludowika, mir kommt es vor, daß bei Dir etwas ganz Anderes kurirt ist als die Leber."

Die kleine Frau wurde purpurroth, sie trippelte von einem Fuß auf den andern, rieb sich die Hände, wenn sie verlegen wird, dann fiel sie dem Präsidenten auf einmal stürmisch um den Hals und sagte ganz verschämt:

„Hast Du's errathen, oder wer hat es Dir gesagt, daß ich verlobt bin?"

„Errathen," lächelte der Präsident.

Wir beide, Frau von Löben und ich, waren wie aus den Wolken gefallen.

Den Arm noch um den Präsidenten geschlungen, fuhr die Tante fort:

„Hoffnungslos und lebenssatt kam ich zu ihm und

er machte mich gesund und gab mir damit alle Lebensfreudigkeit wieder. Gesundheit ist mehr werth als aller Reichthum. Ich faßte den tiefsten Respekt vor seiner Wissenschaft und natürlich auch vor ihm. Er hat mir das herrliche Gefühl neubelebter Kräfte gegeben, hat mich auf's Neue geschaffen."

Ich dachte immer darüber nach, was ich ihm außer dem geforderten und wohlverdienten Honorar noch geben könne — bis er mir sagte, was er sich wünschte: das Leben, das er gerettet und die ganze Lebensfreudigkeit, die dadurch mein Eigenthum.

„Es ist sehr schwer, sich zu einer zweiten Heirath zu entschließen," setzte sie, sich wieder verlegen die Hände reibend, hinzu.

Der Präsident enthob sie der Verlegenheit, indem er ihr so recht von Herzen heraus Glück wünschte und ihren Entschluß durchaus nicht tadelte, was sie unbedingt gefürchtet hatte.

„Du findest es also recht, daß ich es that und mich an nichts kehrte, auch nicht daran, daß er unadlig ist?"

„Ganz recht, Du bist ja wieder ganz frei und hast nichts zu bedenken, als ob Du ihn lieb hast und er es verdient."

„Ich habe mich bis dahin immer wie eine Todte betrachtet und mein Testament war gemacht," fügte Tante Ludowika verlegen und eine Beziehung in ihre Worte legend, die wir Alle auch wohl verstanden, hinzu: „Ich habe es nun vernichtet."

„Natürlich," stimmte der Präsident ihr bei, „Umstände verändern die Sache."

„Mein Mann ist doch mein natürlichster Erbe, nicht wahr?" stotterte sie heraus und lachte als der Präsident, sichtlich bemüht, ihr über die Bedenklichkeiten ihrer Gutmüthigkeit hinwegzuhelfen, scherzend fragte:

„Entschuldigst Du Dich, daß Du heirathest anstatt zu sterben und vor wem? Mach' doch das mit Dir und dem lieben Gott ab."

„Ja es ist auch wahr," stimmte Tante Ludowika bei, „ich reise auch viel ruhiger ab als ich kam, Gott sei Dank, sehe ich ja daß Ihr — daß Ihr" sie stockte.

„Daß wir genug haben, meinst Du," half der Präsident ihr ein, „darüber sei ruhig."

Sehr taktvoll war wohl die Auseinandersetzung der guten Tante nicht, aber so unendlich gutmüthig und auf das Wohl ihrer Verwandten bedacht, daß man von der äußeren Kundgebung abstrahiren muß.

Es kam wirklich beinah so heraus, als hätte sie sich verpflichtet gefühlt, zum Nutzen und Frommen ihrer Verwandten zu sterben, damit ihnen die Erbschaft nicht entgehe. Sie ist eine drollige Person.

Zur Ehre Frau von Löbens muß ich sagen, daß sie sich dem fait accompli dieser Verlobung gegenüber, liebenswürdig und freundlich benahm, ja daß die verlorne Hoffnung der Erbschaft Nichts bedeutete gegen die hellaufleuchtende von ihres Mannes Genesung. An dieser Freude verrieth sich die ihr selbst unbewußte viel tiefer im Herzen wurzelnde Furcht, als es den Anschein hatte. Oder will sie es nur nicht aufkommen lassen, daß sie ernstliche Besorgnisse hegt? Möglich daß sie dieselben gewaltsam abweist und sich damit betäubt, denn die Charakterstärke, die ein muthvoll in's Auge gefaßtes Uebel in den Hintergrund drängt, um alle Kräfte dort zu konzentriren, wo der Augenblick sie in Anspruch nimmt, die hat sie nicht. Sie wird sich betäuben bald durch Leichtsinn, bald durch Hoffnung, bald durch falsches Vertrauen auf den Himmel, bis der Schlag sie in's innerste Herz trifft. Ja, in's innerste Herz, denn mag ihre Liebe eine schwache, thörichte sein, mag sie in blinder Gedankenlosigkeit die Stelle nicht sehen, wo die That ihrer bedarf, als Empfindung ist sie da und stark genug, das in ihr getroffene, durch sie verwundete Opfer zu Boden zu werfen.

Ich erwarte mit großer Spannung die Rückkehr des Präsidenten und schicke den Brief nicht ab, ehe ich

Ihnen nicht von dem Erfolg der Consultation berichten kann.

Da fällt mir ein. Giebt es außer Ihnen noch einen Grafen Düsterloh und wissen Sie von ihm? Die Tante nennt einen solchen als Käufer ihres Gutes. Sie hat ihn nicht gesehen. Ein Unterhändler hat den Kauf besorgt, so konnte ich mir nichts über seine Person sagen lassen, um Ihnen eine Beschreibung derselben zu geben.

Später.

Der Präsident ist zurück. Ich sah und sprach ihn noch nicht, aber er soll guten Muthes sein. Eine Badereise will er nicht machen. Der Arzt, der ihm übrigens sehr gefallen, hat ihm entschieden davon abgerathen und ihm dagegen zugeredet, einen längeren Urlaub zu nehmen und zu einem Landaufenthalt zu benutzen. Frau von Löben ist ein wenig unzufrieden über die zerstörte Badereise, aber im Uebrigen sehr glücklich über den Ausspruch des Arztes, daß jede andere Cur unnütz sei. Sie kam gleich zu mir herüber, mir die gute Nachricht zu bringen. Ich wünschte ihr von Herzen Glück dazu.

Mein Glückwunsch mußte wohl sehr warm herausgekommen sein, denn sie fragte auf einmal ganz ängstlich:

„Waren Sie denn besorgt, ernstlich besorgt?"

Ihrer Angst gegenüber gestand ich meine Besorgniß nur halb zu.

Später.

Ich wurde durch den Besuch des Präsidenten in meinem Briefe unterbrochen. Ach, lieber Herr Graf, was habe ich Ihnen mitzutheilen!

Als ich dem Präsidenten meine Freude über das hoffnungsvolle Urtheil des Arztes aussprach, flog ein Lächeln über sein Gesicht, das augenblich jede Hoffnung vernichtete.

„Ich habe meiner Frau das Ehrenwort geben müssen, ihr den Ausspruch des Arztes wörtlich zu wiederholen," begann er. „Das sagte ich demselben

und fügte hinzu, daß ich für meine Person nichts dringender wünsche, als die volle Wahrheit. Daß ich als Christ dem Tode unerschrocken gegenüberstehe, als Mensch nur meiner Familie wegen zage, aber nichts inniger wünsche, als die mir zugemessene Lebenszeit nicht dem Zweifel hingeben zu müssen, der der ärgste Feind geistiger und körperlicher Kräfte ist und sich unwillkürlich mit seinem zernichtenden Einfluß auf die ganze Umgebung verbreitet.

„Darauf untersuchte er mich genau und sagte mir mit Thränen in den Augen, daß jede Cur unnütz sei und ich nichts thun solle, als mich ausruhen. Diesen Wortlaut seines Ausspruches habe ich meiner Frau mitgetheilt, aber" — er lächelte trübe — „von den Thränen sagte ich ihr nichts und so bedeutet das Todesurtheil ihre Hoffnung."

Ich war nicht im Stande, ein Wort zu sagen, ich faltete nur die Hände still zusammen.

„Ich spreche mich gegen Sie aus," fuhr er fort, „weil ich einen Verbündeten zu dem Liebeswerk meiner letzten Tage brauche und mich eines Freundes versichern möchte, der sich der Meinigen nach meinem Tode auch ferner in Liebe und mit Rath und That annimmt."

Ich reichte ihm die Hand, er drückte sie und fuhr fort:

„Sie werden mir helfen, es, so lange es geht, meiner Frau auszureden, daß ich in Gefahr schwebe. Es mag vielleicht unrecht sein, daß ich sie nicht auf ihr Geschick vorbereite, aber ich gestehe es, ihr Schmerz würde mich feig machen, ihre laute Verzweiflung mir den Tod erschweren und ihn beschleunigen. Sie ist fassungslos bei jedem Uebel, das nur erst droht und maßlos heftig in der Aeußerung ihrer Gefühle, ich hoffe, daß dem Unvermeidlichen, der Thatsache meines Todes gegenüber, Gott ihr den Halt geben wird, den

weder sie sich selbst noch den ein Anderer ihr geben kann."

Es war nicht an der Zeit zu moralisiren, die Versäumniß zu beklagen, die hier begangen war oder gar zu verlangen, sie solle in der elften Stunde gutgemacht werden. Der sterbende Mann vor mir hätte fordern können was er wollte, ich hätte ihm die Zusage geben müssen.

„Ihre Frau hat ein der Hoffnung zugängliches Gemüth," sagte ich, „was ich thun kann, soll geschehen, ihren Muth anzufachen bis zuletzt."

„Und nachher?" fuhr er fort, „Sie werden eine Freundin meiner Familie bleiben?"

„Gewiß."

„Sie sind verständig und wissen besser mit den Erfordernissen des Lebens Bescheid, als meine Frau," fuhr er fort, „Sie werden ihr rathen, ihr ein wenig die Bahn ebnen, damit sie weiß, wie sie zu gehen hat, denn ich — ich habe sie zeitlebens getragen!"

Ach, hätte er es lieber nicht gethan!

„Ich hinterlasse keine Schulden," sprach er weiter, „als die meinem Freunde in meinem Hause entwendete Summe, die werde ich hoffentlich zum größten Theil noch abtragen können, den Rest muß der Ueberfluß in unserm Mobiliar decken. Können Sie meine Frau dahin bringen, nach einem kleineren billigeren Ort zu ziehen, so halte ich das für das Beste, weil sie sich hier wird schwer von allen Verbindungen loslösen können und ihr ferneres Leben große Einschränkung verlangt. Es ist in der Welt jetzt nichts so schwer gemacht, als sich nach der Decke zu strecken. Gehen Sie durch alle Klassen der Gesellschaft hindurch, Sie werden überall Ausnahmen finden, aber die Mehrzahl strebt über die ihr zugewiesenen Grenzen."

„Und Sie meinen, daß im kleineren Ort die Sitte noch einfacher ist!" fragte ich. „Dem möchte ich widersprechen, soweit ich das Leben kleinerer Städte kenne."

„Sie mögen Recht haben, aber an kleineren Orten ist der blaue Dunst vielleicht billiger herzustellen und die Conkurrenz nicht so gewaltig. Meine Frau hat als Wittwe nur eine geringe Pension. Ich will nicht bestimmend in ihr künftiges Leben eingreifen, der Mensch ist kurzsichtig und ich könnte sie vielleicht zu Versprechungen verpflichten, die ihrem Wohl entgegenliefen. Was ich Ihnen darüber sage, gilt nur als Wunsch, als persönliche Meinung, soll Sie nur auf Schwierigkeiten aufmerksam machen, aber nicht Ihrem Thun die Richtschnur geben.“

Ich nickte zum Zeichen, daß ich verstand, zum Sprechen war mir das Herz zu voll.

„Sie werden meinen Kindern eine gütige Freundin bleiben, ob fern, ob nah, auch“ — seine Stimme sank — „meiner Bertha, die es im Leben am schwersten haben wird.“

„Gott wird ihr helfen und ich will sie lieb haben,“ war Alles, was ich sagen konnte.

„Dietrich wird es jetzt einsehen,“ fuhr er fort, „daß er sehr thöricht gehandelt, als er seine landwirthschaftliche Carrière aufgab. Ich hoffe der Nothwendigkeit gegenüber, kehrt er dazu zurück, es ist noch nicht zu spät. Wo nicht, nun, es ist seine Sache, er kann auch als Offizier durchkommen, aber er begiebt sich dann der Möglichkeit, für seine Geschwister vielleicht sorgen zu können. Legen Sie ihm das nach meinem Tode an's Herz. — —

„Wegen Georg habe ich an den König geschrieben und ihn gebeten, seine Erziehung im Cadettenkorps vollenden zu lassen; die Pension zu zahlen, auch die geringste, würde meiner Frau zu schwer fallen. Der Brief liegt in meinem Pult, Sie werden sorgen, daß er nach meinem Tode abgeschickt wird.

Er sprach in Absätzen, wartete auch nicht auf Antwort, wozu auch? Er wußte wohl, daß er auf mich zählen konnte. Er setzte sein Testament auf, aber nicht

auf todtes Papier; meine lebendige Seele empfing seinen letzten Willen und schwor sich im Stillen zu, ihn zu erfüllen.

„Ueber Joachim sage ich nichts," fuhr er fort. „Ich weiß nicht, wie er es machen wird, ich kann ihm nicht helfen und rathen, aber es ist etwas in dem Knaben, was mir Zutrauen zu seinem Geschick einflößt. Mag er sich durchkämpfen. Der Kampf vernichtet viel weniger als die Thatenlosigkeit, die dem Kampf ausweicht.

„Gertrud ist ein pflichttreues kleines Geschöpf, auch hat sie keinen Egoismus, damit kommt man weiter als mit der Feengabe der Schönheit. Die Kleinen —" des Präsidenten Stimme zitterte und sein Auge wurde feucht, „Gott walte über sie, über Alle! —"

„Die Kleinen sollen meine Kinder sein," sagte ich, von einem innern unwiderstehlichen Impuls getrieben.

Mich traf ein Blick, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde, ein so helles Licht verklärte ihn, aber nur eine Sekunde, dann nahm das Auge wieder seinen melancholischen Ausdruck an.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „aber ich nehme Ihre Worte nur für eine freundliche Aufwallung des Augenblickes. Ich bitte Sie, halten Sie sich zu Nichts verpflichtet. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich jetzt Ihrer Hülfe bedarf und Keinen weiß, dessen Freundschaft mir später so nutzenbringend für die Meinigen erscheint, denn Sie haben das, was meiner Frau fehlt, Sinn für das Wirkliche, ein klares, durch Nichts zu beirrendes Urtheil und Selbstdisciplin. Freundschaft und Liebe, die einander ergänzt, ist aber fruchtbringender als solche, die sich hingiebt im Tragen, denn diese läßt, wenn sie scheiden muß, den Getragenen unmündig in der Welt zurück und macht ihn zum Geschlagenen.

„So, nun habe ich Sie um Alles gebeten, was mir auf dem Herzen lag. Sie wundern sich vielleicht über

dies rasche und zudringliche Vertrauen. Schieben Sie das eine auf Ihr durchsichtiges Wesen, das andere — ja, das schieben Sie auf nichts, das verzeihen Sie mir nur."

„Im Gegentheil, ich danke es Ihnen!" sagte ich aus vollster Seele.

„Ich hätte meine Schwägerin bitten können, sich der Meinigen anzunehmen," fuhr er in der ganzen Offenheit fort, die der Ernst der Situation verlangte. „Theils hinderten mich die neuen Verhältnisse, theils ihre pekuniäre Lage. Sie würde meine Bitte darauf bezogen und gewiß in gutherzigster Weise mir die Erfüllung zugesagt haben. Das ist aber nicht was ich meine — ich bin ein Bittender, kein Bettler!"

„Ich verstehe Sie vollkommen," versicherte ich, ganz erschrocken über das Wort und den gebrochenen Ton, in dem er es sagte. „Ich will Ihrer Frau, Ihren Kindern Freundschaft halten im vollsten Sinne des Wortes, nichts mehr, nichts weniger."

Ich gab ihm die Hand, er drückte sie warm, führte sie an seine brennenden Lippen, dann ging er und ich, vielfach bewegt — ja, lieber Herr Graf, — ich war ein echtes Weib und weinte mich aus.

Sie werden nicht zweifeln, daß ich entschlossen bin Wort zu halten, wie, wird Gott mich lehren. Einstweilen hätte ich gern dem Präsidenten noch eine Freude, eine Beruhigung für seine letzten Lebenstage verschafft.

Sie wissen ja, auf wie freundschaftlichem Fuß ich mit Dietrich stehe, wie offen er mit mir über seine Verhältnisse spricht. Da konnte ich sehr gut so einmal von ungefähr anklopfen und den Gedanken erregen, wie viel vernünftiger es doch sein würde, wenn er den Abschied nähme und zu seinem früheren Beruf zurückkehre. Ich stellte ihm vor, wie viel schneller er dann in eine selbstständige Lage kommen, ja vielleicht im Stande sein würde, für die jüngeren Geschwister etwas zu thun und dem Vater eine Sorgenlast abzunehmen.

„Wenn es ginge, wär's schön, aber es geht nicht," erklärte er.

„Weil Sie nicht wollen."

„Weil ich nicht kann."

„Warum nicht?"

Er zögerte eine Weile mit der Antwort, dann brach er auf einmal los:

„Meiner Schulden wegen! Sie stecken mich ein, so wie ich den Abschied nehme, mich schützt nur der Offiziersrock davor. Gleichviel was ich verscherzt habe, es ist geschehen und nicht zu ändern."

„Mein Gott," sagte ich, „da Ihre ganze Carrière davon abhängt, müßte man Alles dran setzen, Sie da heraus zu reißen."

Er unterbrach mich heftig.

„Um Gotteswillen nur Sie nicht!" rief er aus, meine beiden Hände fassend. „Ich bitte Sie, machen Sie in dieser Beziehung keine Versuche. Mein Ehrenwort, von Ihnen nehme ich Nichts. Ich habe einmal die Kette am Fuß, ich werde sie tragen, bis ich sie mit Anstand los werden kann. Wenn mein Vater gesund sein wird, werde ich mich ihm entdecken und mit seiner Hülfe mich arrangiren, ohne daß es ihm Schaden bringen soll. Einem derangirten Lieutenant borgt nicht leicht ein Geldmann eine erhebliche Summe und erheblich ist sie, Sie würden erschrecken, wenn ich sie Ihnen nennen wollte. Mein Vater wird es aber für mich thun und ich werde die Zinsen übernehmen, den Abschied nehmen und auf's Land gehen. So hab ich's beschlossen und so ist es das Beste."

Der arme Junge! So wird er die Kette nicht los und mißtönend wird sie ihm in die Trauer hineinklingen.

Achtzehnter Brief.

Mir kommt das Leben jetzt wie ein wüster Traum vor. Die grellsten Gegensätze stehen schroff einander gegenüber. Hier das verlöschende Leben, an das gleichwohl alle Bedingungen der äußeren Wohlfahrt und des inneren Glückes einer ganzen Familie geknüpft sind, dort ein Strahlenmeer künstlich geschaffenen Lichtes, nichts als Weltlust und irdische Thorheit beleuchtend. Hier der immer mehr zusammenbrechende Körper eines Mannes, von dessen Geist alles Irdische mehr und mehr abzufallen scheint, der mit einer wahrhaft verklärten Ruhe die letzte Vollstreckung eines unausbleiblichen Urtheilsspruches erwartet, nur bemüht, der letzten Zeit seines Erdenwallens allen Zwiespalt fern zu halten, zu scheiden womöglich, ohne den Anblick der herzbeklemmenden Angst, des jede Trennung doppelt erschwerenden Kummers; dort eben die, von diesem Schmerz bedrohte Familie, die Nähe des Verlustes nicht ahnend, durch die Geisteskraft des Kranken getäuscht, hoffnungsvoll sichrer Hülfe harrend, widerstandslos fortgerissen vom Strom des Lebens, eines Lebens der Modethorheiten, des weltlichen Schmimers, der kleinlichsten, engsten Interessen voll. Ich sehe die Wellen zwar auch lächelnd hineinspielen in den Paradiesesgarten unschuldiger Kindheit, ich sehe sie den Nachen tragen, auf dem neu erwachte Kraft und rege gewordenes Pflichtbewußtsein strebsam vorwärts steuert, aber wie bald werden die Wellen trübe sein und der Nachen auf den Sand geworfen werden! Wie wird es doppelter Kraft bedürfen, ihn flott zu machen zu fernerer, mühseliger Lebensfahrt! Meine Gedanken können nicht los von dem einen wie von dem andern Bilde.

Neben dem leise vorausklingenden Grabgeläut, wie

mißtönend schlägt da die Lärmglocke des Vergnügens an mein Ohr! Das Herz möchte unwillig hoch aufschlagen über den unharmonischen Ton, milderte nicht das tiefste Mitleid mit denen, die ihm lauschen wie allbekannter, gewohnter, in's Leben gehörender Musik, die unwillige Regung.

Aber denken Sie sich einmal so recht hinein, denken Sie sich den Tod zusammen mit Fastnachtsspiel und Carnevalsjubel, denken Sie sich den abschiednehmenden Gedanken des Präsidenten und nehmen Sie dazu die Vorbereitungen zu der französischen Comödie, in der seine Tochter in diesen Tagen spielen soll und von der der Kopf seiner Frau vollständig angefüllt ist.

Dieser Comödie wegen kann auch noch nicht auf's Land gezogen werden, obgleich die Bewilligung des Urlaubes da ist. Es ist tausenderlei zu bedenken, nur das eine Wichtigste nicht, es sind tausenderlei Rücksichten zu nehmen auf diese und jene der vornehmen Herrschaften, auf den Zweck des Unternehmens, das durch Bertha's Zurücktritt einen Aufschub erleiden würde, die größte Rücksicht auf die neue Freundin, die ohne das Mädchen nicht leben kann und ihr so unsäglich viel Vergnügen verschafft, so wie es die Eltern nie im Stande wären, genug — es ist der Lauf der Welt — in der einstweilen das Haus im Hintergrund, im tiefsten Schatten altmodischen Herkommens steht und nicht mehr hauptsächlichster Heerd des Glückes ist. Da richten sich denn die Blicke alle nach außen, das schimmernde Glücksrad rollen zu sehen und zur rechten Zeit in die Speichen einzugreifen — währenddessen bricht denn wohl dicht neben dem Suchenden ein Herz und schließen sich Augen, aus deren verlöschenden Blicken eine zu zu späte Erkenntniß den traurigen Irrthum beleuchtet.

Es ist doch nicht ganz recht, die Aermsten in ihrer Blindheit zu lassen. Sie werden sich nachher bittere Vorwürfe machen, die letzte Lebenszeit des Mannes

und Vaters nicht besser ausgenutzt, nicht die Minuten gefesselt zu haben für die lange Zukunft ohne ihn.

Wie mag doch nur dem Präsidenten zu Muth sein bei all dieser Wichtigkeit, mit der die nichtigsten Dinge behandelt werden, bei all diesen Berathschlagungen über Kleider und Putz, dieser gespannten Erwartung des zur Aufführung bestimmten Tages und der Vorausberechnung seiner Wirkung für kommende! Ich glaube, es schallt und verhallt vor seinem Ohr wie Windesgeräusch, in dessen eintönigen Klang Jeder nach seiner Stimmung den Sinn hineinlegt.

Ich weiß nicht ob meine Sorge daran schuld ist, aber mir kommt es vor, als würde der Präsident zusehends kränker, obgleich er nicht klagt und wohl auch sichtlich ein so nahes Ende, wie ich es fürchte, nicht erwarten mag. Er macht noch Pläne für den nächsten Winter, ich meine, die fallenden Blätter des Herbstes legen vielleicht schon eine wärmende Decke auf sein Grab. Herbst und Frühling, die Sterbe- und Auferstehungszeit der Erde bringen den Leidenden seiner Art meist den Todesgruß.

Ich muß auch an Dietrich's Ausspruch denken: Wenn er sich erst selbst aufgiebt, das ist sein Todesurtheil, denn dann findet die Krankheit keinen Widerstand mehr.

Ich fürchte es ist so, das Opfer ergiebt sich, da faßt der Feind es um so energischer an und macht ihm seine Schwäche um so fühlbarer.

Etwas muß ich Ihnen noch erzählen, eine seltsame Sinnentäuschung von mir. Ich bilde mir ein, Ihren alten Kammerdiener und Haushofmeister oder seinen Doppelgänger oder eine ihm ähnliche Persönlichkeit gesehen zu haben. Es war auf der Straße. Ich fuhr, er ging. Unter Hunderten müßte ich ihn erkennen, meine ich. Dasselbe rothe ehrbare Gesicht, dieselben weißen Haarlocken, Gang, Haltung ganz ebenso. Ich schrie fast auf. Ich bog mich aus dem Wagen heraus

und rief seinen Namen, das Rollen der Räder übertönte meine Stimme. Ich gebot dem Kutscher umzulenken und dem Manne nachzufahren, aber bis er mich verstanden, war Jener um die Straßenecke. Ich ließ in die Straße einbiegen, er war verschwunden. Ich machte endlich dem verwunderten Gesicht des Kutschers und meiner eigenen Vernunft die Conzession, mich zu beruhigen. Ich weiß wohl, daß er Ihr volles Vertrauen hat und öfter Geschäftsreisen für Sie macht aber — — was sollten Sie hier für Geschäfte haben und dann, würden Sie ihn hierherschicken ohne Auftrag für mich? Gewiß nicht, und dennoch konnte ich mich lange nicht von dem Gedanken losmachen, er sei es dennoch gewesen.

Meine ganze Seele war im Aufruhr und starkes Heimweh nach Ihnen war die Folge davon. Ich werde Sie aber dennoch in diesem Sommer nicht sehen; obgleich ich früher nie die Absicht gehabt, den Sommer in der Stadt zuzubringen, so bin ich jetzt dazu entschlossen.

Ich bin hier gefesselt, theils durch mein Herz, das jetzt gegen eine jede, mich von meinen Hausgenossen weit entfernende Reise protestirt, theils durch eine übernommene Verpflichtung. Löbens haben eine ländliche Wohnung eine Meile von der Stadt gemiethet. Das ist zu weit, um Gertrud täglich zur Schule zu schicken und doch will der Präsident nicht, daß sie diese versäumt. Es war also davon die Rede, das Kind bis zu den Ferien in Pension zu geben.

Die Thränen traten ihr in die Augen, als sie es hörte, sie blinzelte etwas verdächtig mit denselben, schluckte aber herzhaft die aufsteigende Betrübniß herunter und als gar der Vater sagte:

„Ich werde Dich am meisten vermissen, mein Kind, aber es muß sein, da mache es mir nicht schwer," da gab das Gesichtchen eine lächelnde Zusage, wenn auch

das Wort, das wahrscheinlich etwas zitternd über die Lippen gekommen wäre, noch nicht gewagt wurde.

Mein Entschluß war im Augenblick gefaßt. Daß ich nicht fortreisen wollte, war schon beschlossen, da konnte es mir nur lieb sein, eine Gesellschafterin für meine Einsamkeit zu haben. Ich bat, Gertrud mir anzuvertrauen. Es ist mir kein Opfer, aber wenn es mir eines wäre, die Glückseligkeit des Kindes hätte mich dafür entschädigt. Mit tausend Fragen stürmte sie auf mich ein. Ob sie ganz bei mir wohnen, mit mir essen, in meiner Stube schlafen würde, auf Alles erhielt sie ein Ja.

Löbens, namentlich dem Präsidenten habe ich eine Last vom Herzen genommen. Seine Dankbarkeit ist mir rührend. In der nächsten Woche zieht nun die Familie fort. Wie nett werde ich mit Gertrud leben, auch Joachim wird mein Tischgast sein und Dietrich — nun, Sie kennen ja den freundschaftlichen Verkehr zwischen uns. Meine Häuslichkeit erweitert sich. Mir wird recht bange sein, muß ich meinen Pflegling wieder abgeben. Ich passe doch schlecht für ein einsames Leben.

Neunzehnter Brief.

Das Verhängniß naht schnell, die Wolke über dem Hause sinkt tiefer. Bald wird sie alles einhüllen, was sich bis jetzt noch trügerischer Lebensfreude hingab. Seit einigen Tagen ist der Präsident von einer fieberhaften Unruhe getrieben. Er will hinaus! Die Stadtluft erstickt ihn. Er versichert, es liege ihm eine Angst

auf dem Herzen, die er nur in frischer Luft los werden könne.

„Menschenkind,“ sagte die alte Schönau, „sei kein Theekessel, was wirst Du auf die dumme Comödie warten! Die Bertha kann bei mir bleiben, bis der Jokus vorüber, wenn sie den wirklich mitmachen will.“

Ein Blick des Präsidenten gebot ihr Stillschweigen.

„Mein altes Asthma,“ sagte er dann lächelnd zu seiner Frau, „aber es ist quälend und die frische Luft wird mir helfen.“

„Hab' nur zwei Tage noch Geduld,“ redete sie ihm schmeichelnd zu. „Uebermorgen ist die Aufführung, vorher den Umzug zu besorgen ist nicht gut möglich“ —

Er gab mit leisem Seufzer nach. —

Eben ist Bertha bei mir gewesen. Mit bleichen Wangen und zitternder Lippe fragte sie mich auf's Gewissen, ob ich ihren Vater für krank, für gefährlich krank hielte?

„Wie kommen Sie auf die Frage, liebes Kind?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „aber ich glaube, wir sind Alle wahnsinnig oder blind gewesen oder Einer täuscht den Andern. Die Mutter ist noch ganz sorglos, die Brüder haben es vielleicht nicht sagen wollen, oder kommt es, weil wir den Vater täglich sehen und er so allmählig kränker geworden ist und es daher Keiner recht beachtet! Ich habe auch jetzt an gar nicht Anderes gedacht als an die Comödie, Gott verzeih' mir's!

„Vorhin sagte Tante Schönau zu mir: daß Deine dumme Comödie Euch noch hier hält, ist ein Diebstahl an Deines Vaters Leben.

„Ich wollte aufbrausen, ich dachte, da ist schon wieder Einer, der mir das kleine Vergnügen nicht gönnt, aber die Tante hielt mir den Mund zu und sagte: sieh Dir Deinen Vater erst einmal an, aber mit dem Herzen und nicht mit den verblendeten Augen — tiefe Röthe überflog Bertha's Gesicht bei diesen Worten — und dann werde grob gegen die

Alte. Geh, aber richte kein Unheil an, mach' keine Scene, sonst könntest Du Dir noch einen bitterern Trank reuiger Rückerinnerungen eingießen, als durch die dumme Comödie."

So hat die Alte also doch nicht schweigen können. Ich weiß, sie sieht schon lange das Traurigste kommen. Sie hat schon immer gewollt, ich soll die Kinder darauf aufmerksam machen. Die beiden Söhne sind nicht blind, wenn sie auch nicht die volle Wahrheit sehen und Bertha aus dem Taumel wecken — ich hätte es nicht gewagt, nicht wissend, welche Geister ich damit entfesselte und ob ich sie würde bannen können, auch wenn ich nicht des Präsidenten Angst vor dem Herzensjammer der Seinigen und seinen heißen Wunsch, denselben nicht ansehen zu müssen, vor Augen gehabt hätte.

Bertha fuhr fort:

„Ich ging in des Vaters Stube. Er war in seinem Lehnstuhl eingeschlafen. Licht war nicht in der Stube; der Mond schien herein und gerade auf sein Gesicht, ich dachte, er wäre todt, so sah er aus."

Bertha war in einer Bewegung, die mich ansteckte. Mir war einen Augenblick zu Muth, als habe sie mir wirklich die Todesnachricht mitgetheilt.

„Er schlug die Augen auf, als ich näher kam und lächelte mich an," fuhr sie fort. „Vor Kurzem noch war er so leicht verstimmt und geärgert, die Mutter klagte darüber, jetzt lächelt er immer und so wie kein Mensch lächelt. Er ist todtkrank, nicht wahr?" fragte sie angstvoll.

Ich strebte, sie zu beruhigen.

„Wenn Ihr Vater krank ist, so kann der Anblick von Sorge und Angst ihn nur kränker machen," redete ich freundlich zu. „Sie wissen ja, sein ganzes Leben ist darauf gerichtet gewesen, die Gesichter der Seinigen froh und heiter zu sehen, ich kann mir denken, daß er sein Leiden verschweigt, diese Heiterkeit nicht zu trüben. Je näher Sie ihn dem Grabe glauben, um so mehr

werden Sie sich zusammennehmen, ihm diesen Wunsch zu erfüllen."

„Unmöglich!" stöhnte sie und rang die Hände. „Ich kann kein heiteres Gesicht machen."

„Aber ein ruhiges," sagte ich, „und übrigens, daß er krank, ist nicht abzuleugnen, aber ist er denn aufgegeben?"

„Ja," sagte sie mit größter Bestimmtheit, „ja, jetzt weiß ich Alles. Seit der Reise zu dem Doctor ist er so" — sie schluchzte — „so engelhaft, so verklärt. Er weiß es gewiß, daß er sterben muß, wir sollen es nur nicht wissen."

„Mäßigen Sie die Angst, beherrschen Sie sich, vertrauen Sie Gott, ihm zu Liebe," bat ich, „und ängstigen Sie Ihre Mutter nicht."

„Die arme Mutter!" seufzte sie leise.

„Wer weiß übrigens," fuhr ich tröstend fort, „ob ihm die Landluft nicht hilft. Frische, reine Luft und Ruhe thun oft Wunder."

„O mein Gott," rief sie aus, „und dies Labsal wird ihm verkürzt meinetwegen! Pfui diese Comödie! Ich kann, ich will nicht spielen, ich gehe gleich zu Wanda!"

Ich hielt sie zurück, ich gab ihr zu bedenken, welches Aufsehen sie durch ihr Zurücktreten mache, wie schwer sie es vor ihrem Vater rechtfertigen könne, ohne ihn den wahren Grund ahnen zu lassen.

„Ihr plötzliches Erkennen der Situation," fuhr ich fort, „übertreibt im Schreck das Hoffnungslose derselben. Selbst in gefahrdrohender Krankheit ist der Patient nicht in jedem Augenblicke in Lebensgefahr, Sie denken jetzt nur an Ihre persönliche Empfindung, die sich natürlich gegen dies projektirte Vergnügen sträubt, denken Sie aber auch an die übernommenen Verpflichtungen, vielleicht können Sie dann die Aufgabe lösen wie eine Arbeit, aus Rücksicht auf Andere. Dazu werde ich Ihnen nicht zureden, über das Spiel hinaus

einen Augenblick dort zu bleiben. Vielleicht können Sie des wohlthätigen Zweckes halber thun, wozu Sie sich des Vergnügens wegen verpflichtet, nur um dort nicht zu stören und hier nicht zu beunruhigen und wenn es uns gelingt, Ihre Mutter zu überreden, morgenden Tages den Umzug zu unternehmen, so wäre wenigstens Ihr Herz von der Sorge befreit, daß durch Sie Ihres Vaters Sehnsucht nach frischer Luft länger als nöthig ungestillt geblieben."

Sie hörte mich kopfschüttelnd an.

„Spielen kann ich nicht, das steht fest," sagte sie, „aber es soll Keinen stören, Keinen beunruhigen. Ich will gleich zu Wanda, sie spielt in einem andern Stück als ich und kennt meine Rolle, die sie mir einstudirt hat, so gut wie ich. Sie wird für mich eintreten und wenn wir die Eltern morgen noch hinausbekommen, so brauchen sie es gar nicht zu erfahren, daß ich nicht mitspiele. Ich fliege zu Wanda, gehen Sie zur Mutter, o Gott, helfen Sie mir aus der Komödie heraus, ich will mich nie in meinem Leben mehr amüsiren. Ach, mein Vater!"

Sie stürzte mir weinend in die Arme. Ich trocknete ihr die Thränen von den Wangen.

„Muth, Fassung jetzt!" sagte ich, „er darf nichts von Ihrer Angst wissen. Ueberwinden Sie sich aus Liebe." —

Sie versprach mir Alles und stürzte fort. Ich ging zu Frau von Löben. Die gute Frau weiß bloß nie Bescheid mit den Wünschen ihres Mannes; sobald sie begriffen, daß er überhaupt einen Wunsch zu hegen im Stande ist, der nicht darauf hinausläuft, ihr zu Gefallen zu leben, da fällt es ihr nicht ein, an ihrer Meinung festzuhalten. Sie hat nur den gedankenlosen Egoismus verwöhnter Kinder, nicht den bewußten kalter berechnender Naturen.

Es wurde mir nicht schwer, sie umzustimmen und, ohne irgend eine Besorgniß in ihr zu erwecken, sie zu

der Ueberzeugung zu bringen, daß sie mit dem beschleunigten Umzug ihrem Mann einen Herzenswunsch erfülle.

„Wenn ich es nur gewiß wüßte, ich werde ihn fragen."

„Dann wird er es verneinen, um Ihnen nicht Schwierigkeiten zu machen, auch freut man sich an der Erfüllung errathener Wünsche viel mehr als an den abgefragten."

„Sie haben auch Recht, aber Bertha" —

„Sie bleibt bei mir und ich bringe sie Ihnen den Sonntag hinaus."

„Wundervoll, aber das Einpacken" —

„Ich hole Caroline und wir helfen Beide — aber sagen Sie es nur erst Ihrem Mann, ob es ihm nun auch recht ist, wenn Sie morgen früh oder Mittag fahren."

Sie stürzte zu ihm und kam augenblicklich wieder.

„Er freut sich, er hat es wirklich gewünscht," sagte sie, „wie komisch, daß er es nicht sagte, wie kann man denn immer errathen, was er gern hat?"

Während wir im eifrigsten Packen begriffen waren, kam Bertha von ihrem Besuch zurück. Sie sah ganz erhitzt aus.

„Wir haben uns tüchtig gezankt," flüsterte sie mir zu, „aber es ist gut, sie nimmt mir die Rolle ab. Wenn das Kostüm nicht so kleidsam wäre, thäte sie es nicht!"

Sie sprach in sehr bitterm Ton, ich sah sie erstaunt an.

„Sie sagt es selbst, o sie ist voll Scherz und Heiterkeit und wollte mir die Thränen fortlachen."

„Bertha," sagte ich, „Jeder in seiner Weise."

„Sie wollte auch, ich sollte spielen, aber wenn auch der Leichtsinn eine Todesgefahr übersieht, nur der Frevel könnte ihrer in wüster Lustigkeit spotten," fuhr sie fort.

Sie war sehr aufgeregt, ihr Enthusiasmus für die

Freundin hatte den ersten Stoß erlitten. Sie war hülfeflehend an ihr Herz geflüchtet und hatte nicht das gleiche Verständniß, nicht die gleiche Sympathie gefunden, als sonst wohl, wo die beiden jungen Köpfe sich in rosige Phantasieen verloren.

Ihr schlug der Schmerz in die tiefste Seele und das Mitgefühl Jener streifte kaum die Oberfläche. In Freude und Schmerz sich verstehen, das macht doch erst das Herzensband unlösbar. Die Freude allein ist unhaltbarer Kitt, der erste rauhe Griff zerbricht, die erste Thräne schmilzt ihn.

Es war nicht der Augenblick, weiter darüber zu sprechen. Ich nahm Bertha's Hülfe beim Einpacken in Anspruch und hetzte sie tüchtig herum. Das that ihr wohl. Es ist nun Alles zum Abfahren bereit, der Wagen ist zu morgen um zwölf Uhr bestellt.

Ich habe jetzt die sogenannte Dämmerstunde, die ich mir übrigens meist durch Lampenlicht erhelle, benutzt, um diese Zeilen an Sie zu schreiben und will jetzt hinübergehen. Dietrich und Joachim sind auch schon gekommen, ich hörte ihre Schritte. Sie werden sich des schnellen Entschlusses zur Uebersiedlung auf das Land freuen, das weiß ich. Morgen schließe ich den Brief.

Welche kurze Spanne Zeit von gestern Abend bis zum heutigen Morgen, wie viel kürzer noch eine flüchtige Minute und doch reichte sie hin, unsagbares Weh über viele, zum Theil sorglose, Herzen zu verhängen. Der Präsident ist todt. Mitten im Kreise seiner Familie, gerade während seine Frau die sanguinischsten Bilder von dem Landaufenthalt und der segensreichen Wirkung desselben auf die Gesundheit ihres Mannes entwarf, erreichte ihn der finstre Bote aus dem Reich der unbekannten Ewigkeit und führte ihn nach kurzem besinnungslosen Kampf hinüber.

Mitten in der Rede seiner Frau sprang er plötzlich von seinem Lehnstuhl auf.

„Zu spät,“ die beiden Worte rangen sich noch aus seiner röchelnden Kehle, ein dunkler Blutstrom folgte, wenige Minuten darauf war er todt.

Daher schon die tagelange Angst, die Sehnsucht nach frischer Luft. Es war das nach dem Herzen strömende Blut, das, die schwachen Gefäße sprengend, sich selbst befreiend, ihm zugleich Befreiung von aller Angst des Lebens brachte.

Der Eindruck ist unbeschreibbar. Der Schmerz in allen Nüancen, von den wahnsinnigen Ausbrüchen gestörten Bewußtseins an, bis zu Thränen, Klagen, schweigendem Dulden, focht seine erschütternden Kämpfe die ganze Nacht hindurch an dem stillen Sterbelager.

Die Söhne halten sich musterhaft, Bertha ist wie versteinert, Gertrud weint still, die Kleinen, die Gott sei Dank, nicht bei der schrecklichen Krisis zugegen waren, sind mehr erschrocken und durch den Anblick des Schmerzes betrübt, als durch den Fall selbst getroffen, den sie kaum verstehen. Ich halte sie möglichst fern. Frau von Löben, die Arme! Ich kann nur bitten: höre nicht, was der Wahnsinn spricht, sieh auf das zerbrochene schwache Herz und hilf!

Jetzt schläft sie, halb in Folge eines wohlthätigen Opiats, halb aus Erschöpfung. Ich benutze die Zeit, meinen Brief zu schließen. Nächstens mehr.

Zwanzigster Brief.

Wir verleben entsetzliche Stunden, lang und unfaßbar wie die Ewigkeit. Frau von Löbens Schmerz ist ein fortgesetzter Frevel. Sie klagt Gott und die Menschen an, sie fragt nur immer: warum trifft es mich, gerade mich? Die traurigste Frage, die ein kummervolles Herz an das unerbittlich stumme Verhängniß richten kann.

Könnte sie sich entschließen, ihres Mannes Leiche zu sehen, vielleicht würde sie aus dem friedlichen Anblick schöpfen, was ihr fehlt, aber sie schaudert vor dem Gedanken und fürchtet sich wie ein Kind vor dem Anblick des Todes. Es ist Alles so wirr, so unklar, so haltlos in ihr. In einem Augenblick wilder Schmerz über den Tod, im andern verzweiflungsvolle Angst vor dem Leben, ein Aufzählen und Berechnen der kleinlichsten Sorgen desselben, ein Auflehnen gegen jede gebotene Einschränkung, wie gegen eine nicht zu besiegende Unmöglichkeit. Da ist auch jeder Versuch, sie zu beruhigen, vergebens, da hilft nicht die rührende Sorgfalt der Kinder, nicht mein Zureden, nicht Tante Schönau's kraftvoller Rath und Zuspruch. Die alte Frau ist prächtig. Hätte ich sie nicht schon lieb, mein ganzes Herz würde sie jetzt gewinnen, durch ihr echtes, unverfälschtes Gefühl, ihre Geduld, ihren, aus dem unversiegbaren Quell eines tief religiösen Bewußtseins geschöpften Zuspruch.

Nichts wirkt aber auf die arme Frau. Dietrich hat alle Geschäfte auf sich genommen, gemeinschaftlich entwerfen wir Lebenspläne, sie hört uns mit wirren Blicken zu und schüttelt zu Allem, was wir vorschlagen, den Kopf.

Leider Gottes werden durch einen solchen Todes-

fall nicht nur die besseren Seiten des menschlichen Gemüthes, wie Mitgefühl, zarte Rücksicht, theilnehmende Aufmerksamkeit geweckt, sondern sie rufen auch manche kleinliche, egoistische Regung hervor, welche die Trauernden schmerzlich berührt. Dazu rechne ich das plötzliche Einsenden zahlloser kleiner und großer Rechnungen, mit einer wirklich unanständigen Eile und Rohheit nicht nur an die Schuld, sondern an den äußeren Glückswechsel mahnend, der mit dem Tode des Hauptes der Familie meist verbunden ist. Die hier eingelaufenen betreffen nun sämmtlich nur von Frau von Löben und zwar seit langer Zeit entnommene Waaren und erregen in ihr einen neuen Sturm ängstlicher Besorgniß.

Vergebens, daß Dietrich Sorge trägt, kein weiteres derartiges Dokument mehr in ihre Hände gelangen zu lassen, die Angst ist da und nicht mehr zu bannen. So lange ihr Mann lebte, hatte sie sich keine Gedanken wegen ausstehender Rechnungen gemacht. Fiel ihr mal eine ein und sie hatte gerade Geld, so bezahlte sie, sonst that es der Präsident am Schluß des Jahres für sie. So wenig sie sich sonst vor der Leichtfertigkeit einer solchen Wirthschaft gescheut, so sehr übertreibt jetzt ihr wirrer, erschütterter Geist die möglichen Folgen derselben. Sie sieht sich schon im Schuldgefängniß, am Bettelstab, ich habe überhaupt nie eine solche Todesangst vor möglicher Armuth gesehen, als sie hat und schon die Einschränkung gilt ihr für Armuth. Man muß so tiefes Mitleid mit ihr haben, daß man jede Regung des Unwillens über diese Haltlosigkeit und Unvernunft unterdrückt und gerade deshalb sich zu verdoppeltem Mitleid veranlaßt fühlt.

Der gute Präsident hat doch ein tiefes Unrecht begangen, als er ihr, wie man sagt, die Hände unter die Füße legte. Nun sind die Hände starr und ihr Fuß strauchelt bei jedem Schritt an einen Abgrund.

Des Präsidenten Papiere sind in größter Ordnung, es ist noch so viel baares Geld da, das Begräbniß und

die ersten dringendsten Ausgaben zu bestreiten. Wird nachher eine kleinere Wohnung genommen, der Ueberfluß an Mobiliar verkauft, so hilft das über die erste Zeit fort und es läßt sich hoffen, daß der König ihr eine Pension bewilligt, die sie dann mit Hülfe ihrer Wittwenpension vor Bedrängniß schützen würde. Vergebens! — das kann man ihr zehnmal auseinandersetzen, und namentlich Dietrich thut es mit rührender Geduld, sie ringt die Hände und sieht sich und ihre Familie der Bettlerarmuth verfallen. Geht das so fort, fürchte ich für ihren Verstand. Was hilft das Gottvertrauen, das sich in guten Tagen mit jedem kindischen Herzenswunsch an den Schöpfer wendet, bei jeder kleinlichen Angelegenheit des Lebens auf seine Mitwissenschaft und Fürsorge pocht, wenn es in denen der Heimsuchung und Trübsal seinen Schutz, seine Hülfe, seine Güte und Gerechtigkeit verleugnet!

Heut fragte sie Dietrich in höchster Bitterkeit, ob sie denn nicht den Anspruch machen könne, daß der König für ihre Kinder sorge, sie hätte doch nichts, die Kleinen standesgemäß zu erziehen, ob Arthur etwa Handwerker werden sollte? Wenn sie an den König schriebe, wäre es doch unmöglich, daß er es ihr abschlüge!

„Mutter," sagte Dietrich sanft, „die Kleinen sind ja, Gott sei Dank, keine Waisen, sie haben doch —"

„Es wäre besser, sie hätten mich nicht," sagte sie finster, „ich bin nichts ohne den Vater, ich weiß nichts mit dem Leben anzufangen, ich kann nicht allein denken, allein handeln, ich werde Euch eine Last sein, Ihr werdet mich verwünschen. Wäre ich nicht da —"

In diesem Kreislauf bewegen sich ihre Ideen. Es ist furchtbar schwer, diesen Ausbrüchen unvernünftigen Schmerzes immer die gleiche Ruhe und Geduld entgegenzusetzen. Die Kinder halte ich möglichst fern. Gertrud, die wir jetzt aus der Schule zurückbehalten, beaufsichtigt die Kleinen, die meist drüben bei mir sind. Bertha zieht sich ganz in sich zurück. Das Hauswesen

besorge ich. Zahlreiche Condolenzbesuche kommen und gehen, eine entsetzliche Sitte, die aus einem Trauerhause einen öffentlichen Markt macht und der Theilnahme und echten Mitgefühl grade so viel Spielraum gewährt, wie der Neugier und der Etikette. Die gute alte Excellenz ist fast den ganzen Tag hier, ebenso kommt Else zwei-, dreimal des Tages zu Bertha, von Gräfin Wanda ist nichts zu sehen und zu hören. Sie wird mit der französischen Comödie zu thun haben, sie muß ja nun Bertha's Rolle übernehmen.

Da haben Sie denn ein Bild unserer Zustände.

Einundzwanzigster Brief.

Ein schwerer Tag ist vorüber. Der Grabhügel wölbt sich über dem Verstorbenen. Ein zahlreiches Gefolge von Freunden und Bekannten gab ihm das letzte Geleit. Der Cadett kam auch dazu her und folgte mit den Brüdern der Leiche. Der Schmerz hat alle Narrheit fortgespült, er war nichts als ein weinendes, schluchzendes Kind.

Am Morgen war die Bestattung, am Nachmittag fuhren wir sämmtlich auf den Kirchhof und schmückten den frisch aufgeworfenen Hügel mit Blumen.

Von da scheint eine Crisis in Frau von Löben's Stimmung eingetreten. Der laute Schmerz, die Klagen, ja ich möchte fast sagen, die Lästerungen sind verhallt. Sie ist ganz still und immer wie in tiefen Gedanken. Wir sind den Abend still zusammen gewesen. Als ich in mein Zimmer ging, begleiteten mich Dietrich und Joachim.

„Wir wollen Ihnen noch unsere Lebenspläne mittheilen," sagte der Erstere, „denn so wie es jetzt ist, kann es doch nicht bleiben. Wir müssen Beide eine andere Carrière einschlagen."

Und nun erzählte er mir, welches Abkommen sie Beide getroffen. Dietrich, der seiner Schulden wegen nicht den Abschied nehmen kann, ohne sich in zahllose Ungelegenheiten zu verwickeln, läßt sich zur Infanterie versetzen und entsagt der ihm aus der Familienstiftung zufallenden Zulage zu Gunsten Joachim's, der nach vollendetem Abiturientenexamen statt des älteren Bruders die landwirthschaftliche Carrière einschlägt.

Ich muß Ihnen gestehen, mir stürzten die Thränen aus den Augen bei dieser Mittheilung.

„Ihr armen Kinder!" sagte ich ganz mitleidig, „ist denn gar nichts Anderes zu machen?"

Sie schüttelten den Kopf. Ich sah, wie es namentlich dem Joachim die Kehle zuschnürte, die schöne lustige Studentenzeit, die geträumte diplomatische Carrière aufzugeben. Er schluckte die Thränen hinunter und sagte lächelnd:

„Ja, sein Steckenpferd wird man nun nicht mehr reiten können, aber es wird sich ja auch auf dem Ackergaul lustig durch die Welt traben lassen. Dietrich opfert mir seine Zulage, schon deshalb werde ich sehen, möglichst schnell vorwärts zu kommen, der arme Teufel muß sich sonst zu lange schlecht behelfen."

Dietrich war aufgesprungen und ging ein paar Mal rasch durch die Stube.

„Ich bin an Allem schuld," sagte er seufzend, „hätte ich keine Schulden, dann könnte Alles viel besser eingerichtet werden. Dann würde ich den Abschied nehmen und Landwirth werden. So viel habe ich schon gelernt, um irgendwo eine Unterinspectorstelle beanspruchen zu können, ich würde mich mit dem geringsten Gehalt behelfen und Joachim studirte dann von meiner Zulage. Wir würden das schon unter uns abmachen. Aber das

geht ja nicht, ich habe mich selbst in Ketten und Banden gelegt, nun müssen wir es beide tragen."

„Und was wird mit Ihren Schulden?" fragte ich.

„Ja, da muß ich sehen ein Abkommen zu treffen, und monatliche Abzüge müssen sie allmählig decken."

„Mein Gott!" unterbrach ich ihn erschrocken, „ich denke, ein Offizier kann kaum ohne Zulage durchkommen, und Sie wollen es trotz der Abzüge?"

„Bei der Infanterie, in der kleinen Garnison wird es gehen, und wenn es nur so lange geht bis Joachim die Lehrjahre überstanden hat und sich selbst etwas verdienen kann, dann hilft er mir wieder. Wir müssen uns schon gegenseitig heben und tragen."

Ich konnte immer nur wieder denken: Ihr armen Kinder, werden Euch auf einmal die bunten, schimmernden Flügel beschnitten? Aber es mag gut sein. Zum Fliegen sind wir nicht geschaffen, wohl aber zum Gehen und das ist jetzt, wo Alles über und durcheinander stürzt, eine schwere Kunst.

„Gott helfe Euch!" sagte ich aus innerstem Herzen, „und bleibt Euren guten Vorsätzen getreu."

„Wir haben uns über des Vaters Leiche die Hand darauf gegeben, daß wir tüchtige Menschen werden wollen," sagte Joachim.

„Amen," fügte ich hinzu.

Ich traue es meinen beiden jungen Freunden zu, daß sie Wort halten. Es wird immer nicht ohne innere Kämpfe, ohne Opfer und Entsagung abgehen, wenn an die Stelle von Träumen, Wünschen, Hoffnungen die That treten soll, die Jenen ein Ende macht, aber die That allein lichtet den Pfad, die That ist konzentrirte Kraft, ist der Dank, den wir dem Schöpfer heimzahlen für das Geschenk des Lebens, ist eigentlich das Leben selbst; natürlich die That, die den Schöpfungsgedanken, die Fortentwicklung zum Vollkommenen im Menschen zur Anschauung bringt.

Der Präsident ist gestorben an mangelnder That-

kraft, an seinem Grabe erheben die Söhne das dort untergegangene Gut zum Panier ihres Lebens. Eine ernste, schwer erkaufte Lehre! Wie anders, trug er ihnen die Fahne voran und schlug sie mit eigner Hand zu Rittern, statt daß sein Tod sie weihte zu Kampf und Sieg!

Ich schreibe an Frau von Löben's Bett, ihren Schlummer bewachend. Wir haben Millionen Beweise von Gottes Weisheit und Güte und verleugnen sie millionen Mal, aber der beseligenden Botschaft von seiner Barmherzigkeit, den der sanfte Engel des Schlummers uns zuflüstert, wenn er uns mild in seine Arme schließt, der kann kein gepeinigtes Herz, kein geschlossenes Auge den Glauben versagen.

Das Leben giebt uns eine so weite, mühevolle, schmerzensreiche Bahn zu durchlaufen — welche Wohlthat, so unbewußt eine Strecke weitergetragen zu werden! Die tiefe Dunkelheit, in die der Schlaf uns hüllt, wie kann sie zur Lichtseite menschlichen Daseins werden!

Ich habe an so manchem Krankenbett gesessen, mit so schwerem Herzen an keinem, denn hier ist's eine kranke Seele, der ein mitleidiger Schlummer ein augenblickliches Vergessen bringt.

Möchte er ihr Kraft geben, das, was nicht vergessen werden kann, zu tragen!

Zweiundzwanzigster Brief.

Mit der scheinbaren Ruhe ist es schon wieder vorüber, es war nur eine Windstille. Jetzt geht die See wieder hoch, sammeln sich die Sturmeswolken am

Himmel auf's Neue und drohen unserm mühsam auf dem Fahrwasser erhaltenen Schiffchen abermaligen Schiffbruch.

Frau von Löben's Ruhe war nur Erschöpfung, nicht Resignation. Jetzt tobt der Schmerz wieder in seinem ganzen entsetzlichen Egoismus und läßt sie Alles vergessen, nur nicht das eigne Leid, die eigne schmerzliche Erfahrung. Sie macht mir wahrhaft Sorge. Es ist in dem traurig zerrütteten Gemüth auch nirgends ein Grund, wo man den Anker hinwerfen könnte.

Sie stürzt von einem Affekt in den andern und giebt sich willenlos wilder Verzweiflung hin. In der Frau ist Alles zügellose Schwäche, rücksichtsloses Sich-Gehenlassen. Darum in einem Moment der Sehnsuchtsschrei nach dem Verlorenen, in dem andern der Nothruf um das tägliche Brod.

Die Tiefe und Kraft eines Gefühls mißt sich mit anderm Maßstab als dem einer so lauten Kundgebung. Die Seele wird stark in der Stille, wie soll der zerbrechliche Körper sie tragen, wenn sie überall gegen die nothwendigen, fesselnden Bande tobt! Solcher Schmerz ist fast schlimmer als Selbstmord, er tödtet vielleicht nicht, aber er wandelt, alle Gottähnlichkeit der Creatur verleugnend, diese zu einem Gegenstand des Schreckens um.

Wie werden die Kinder je diesen Eindruck überwinden?

Wir lassen die Kleinen gar nicht und auch Gertrud nur in ruhigeren Momenten zu ihr. Der Anblick der Kinder ist ihr kein Trost. Sie sieht sie ja Alle aus dem ihnen zugehörigen Lebenselement verstoßen und zu Niedrigkeit und Entbehrung verdammt. Und doch können wir sie keinen Augenblick allein lassen. Dietrich und Joachim sind bei uns so oft sie abkommen können und sie, Tante Schönau, Bertha und ich lösen uns bei dem traurigen Wächteramt, das wenigstens immer Einen an Frau von Löben fesselt, ab.

Caroline, meine beste Stütze jetzt im Hauswesen,

hat sich mit ihrem furchtlosen Wesen auch Zugang zu der Unglücklichen zu verschaffen gewußt und da sie es so prächtig versteht, wahren Respekt mit offenem Freimuth zu verbinden, so gelingt es wirklich mitunter ihrer originellen, frischen Weise etwas einem Thautropfen der Seele Aehnliches in diese öde Wüste erquickend hineinzuwerfen.

Ich hörte sie neulich etwas zu Bertha sagen, wofür ich sie hätte küssen mögen. Bertha's Schmerz schlägt recht oft in üble Laune um, die kleinlichste, unedelste und trostloseste Richtung, die der Schmerz nehmen kann. Wahrscheinlich hatte sie in einem Anfall derselben, Carolinen ein ungerechtes Scheltwort gesagt. Ich hörte nur die Erwiederung:

„Gnädiges Fräulein, das trifft mir gar nicht, wenn gnädiges Fräulein jetzt schelten, da werde ich nicht schlechter von, aber Sie auch nicht besser. Ich bin eine alte Person und Sie man jung; da Sie auch nicht gerade meine Herrschaft sind und ich schweigen müßte, wenn mir die das Reden nicht erlaubt, was Fräulein Hildegard immer thut, da möchte ich Sie was sagen. Schreien Sie meinetwegen, wenn Ihnen was weh thut und Sie's nicht beherrschen können, aber werden Sie nicht übellaunig, schlagen Sie nicht auf Andere los. Verdrießlich sein ist viel schlimmer, als betrübt sein. Dem Betrübten fliegt jedes Herz zu, vor dem Verdrießlichen verkriecht es sich. Nichts für ungut, Fräulein Bertha."

Ich zog mich leise zurück, ohne auf die Erwiederung zu warten. Die arme Bertha hat auch noch besondere Seelenkämpfe durchzumachen. Wanda läßt sie im Stich. In ihre sonnige Existenz paßt der Schatten, den die Trauer wirft, nicht hinein. Sie hat nur ein paar Mal an Bertha geschrieben und diese gab mir schweigend die Billets.

Sie waren voll zuckersüßer, schmeichelnder Redensarten, „mein Liebling," das dritte Wort darin, voll

Bitten um Entschuldigung, daß sie nicht selbst komme, sie sei so kindisch und fürchte sich da, wo ein Todter gestanden, vor Gespenstern, sie sei auch gar zu weichherzig und könne den Schmerz nicht sehen, aber sie liebe ihre Bertha ganz unaussprechlich und ihr zu Liebe möchte diese doch nur wieder froh werden. Dann Plaudereien über die projektirte gemeinschaftliche Reise nach Paris, bei der sie ganz selbstverständlich mit dem Tode des Präsidenten dessen Verbot erloschen glaubt, Reminiscenzen vergangener Vergnügungen, Hinweise auf den künftigen Winter, kurz nirgends auch nur das leiseste Verständniß dessen, was einem geknickten Herzen wohlthun könnte.

Schade, daß die liebenswürdige kleine Person so gar wenig Herz hat. Sie kommt mir vor wie die Repräsentantin der Freuden der Welt. Sinnenrausch, Betäubung, flüchtiger Schimmer, lachender Zeitvertreib, wer ihr in die offenen Arme sinkt, aber kein Herzschlag in der hohlen Brust.

Bertha hat keins der Billets beantwortet. Ich begreife die Empfindung, die ihr Schweigen gebietet und mag sie nicht darin stören, wie überhaupt die Kämpfe nicht, wenigstens nicht mittelbar beeinflussen, die jetzt in ihrer Seele vorgehen.

Sein Herz Jemandem geben wollen, der sich auf die Gabe nicht versteht, das heißt es ihm vor die Füße werfen und wer, der diesen Standpunkt klar erkennt, wird so geringschätzig mit dem Gottesgeschenk in seiner Brust umgehen? Es ist eine schlimme Erfahrung, ich erwarte aber hier gute Früchte von ihr und sollten es selbst keine anderen sein, als daß der guten Else treue Ausdauer und ungestörte Anhänglichkeit belohnt werde. In solchen Zeiten zeigen sich die wahren Freunde und so tauchen sie auch jetzt aus der, wie Sand am Meere zahllosen, Schaar der Bekannten empor, bemüht aus dem Schutt und den Trümmern

des zerfallenen Hauses die einzelnen brauchbaren Bausteine auszulesen.

Schon der gute Wille thut wohl und daß man im Gegensatz des Unechten das Echte erkennt ist eine nicht zu schwer mit dem Gefühl der Täuschung bezahlte Lehre.

Dreiundzwanzigster Brief.

Meine Besorgniß trifft ein, Frau von Löben ist heftig erkrankt. Sie tobt und raset in den wilden Phantasieen des Gehirnfiebers. Es ist nur eine Fortsetzung und Steigerung der bisherigen zügellosen Affekte und entrollt die traurigsten Bilder eines zerrütteten Geistes. Sie leidet unsäglich und wir Alle mit.

In diese tiefe Nacht hinein fällt ein Lichtstrahl, im Augenblick fast erstickt von der Masse der Finsterniß, aber dennoch den Aufgang der Sonne verkündend.

Dietrich ist aus seinen Verlegenheiten gerissen, ist nun in den Stand gesetzt, den Abschied zu nehmen, sich seinem früheren, ihm künftighin eine sorgenfreiere Lebensstellung versprechenden Berufe wieder zu widmen und Joachim die Möglichkeit des Fortstudirens zu gewähren. Er ist wie erlöst. Der Schmerz und die Angst um die Mutter schlägt nur im Augenblick die Freude zu Boden, aber da sie auf Wirkliches gerichtet, wird sie zu ihrer Zeit schon wieder emporkommen und meinen armen jungen Freunden den düstern Pfad beleuchten.

Doch hören Sie. Ein hiesiger angesehener Bankier ist zu Dietrich gekommen, hat sich auf frühere Ver-

bindungen mit dem Präsidenten, namentlich mit dessen Mutter berufen und dadurch sein Interesse an dem Schicksal des jungen Mannes gleichsam legitimirt, und ist darauf hin in ihm gedrungen, ihm sein Vertrauen zu schenken und seine Hülfe anzunehmen, wenn er durch den plötzlichen Tod des Vaters in irgend welche pekuniäre Verlegenheit gerathen sein sollte. Er hat in wohlwollender, mehr scherzhafter Weise, seine Ansicht über die im Allgemeinen derangirten Verhältnisse der jungen Offiziere ausgesprochen, über die Unmöglichkeit, ohne durchgehende Reform in den Standes- und Lebensgewohnheiten, Uebereinstimmung in Einnahmen und Ausgaben zu bringen und darauf hin die Vermuthung geäußert, auch in Dietrichs Angelegenheiten vielleicht dieses Mißverhältniß zu finden. Er hat in sehr zarter Weise den guten Ruf des jungen Mannes berührt, sehr scharf mangelnde Berechnung, jugendlichen Uebermuth von leichtsinniger Gewissenlosigkeit und Demoralisation unterschieden, sich als einen Freund der Jugend, besonders der militärischen Jugend bekannt und hat dann, sich immer wieder auf seine Verbindungen mit Dietrich's Vater und Großmutter berufend, das Anerbieten wiederholt, Dietrich, falls er dessen bedürfe, als ein Freund mit Rath und That beizustehen.

Dietrich, obgleich Anfangs höchst befremdet, hat doch zuletzt nicht anders gekonnt, als auf das freundschaftliche Drängen des Mannes einzugehen. Er hat ihm seine ganze Lage offenbart und dieser es übernommen, die Sache zu arrangiren und Dietrich gegen den üblichen Zinsfuß die ganze Summe vorzustrecken. Das Alles in der freundlichsten, nicht abzuschlagenden Weise. Trotz allen Respektes vor dem gewiß vortrefflichen Charakter des Bankier kommt diese Hülfe doch zu sehr wie aus dem Himmel herab und widerspricht zu sehr dem ganzen Sein und Denken der Geldmänner, um nicht andere Triebfedern dahinter vermuthen zu lassen, als die früheren freundschaftlichen Verkehrs mit den

nächsten Verwandten seines Schützlings. Dietrich räth auf seine Kameraden, manches ähnlichen Beweises kameradschaftlicher Treue und militärischen Corpsgeistes gedenkend und es wird ihm nur noch schwerer, nach diesem mit größtem Zartsinn ausgeübten Freundschaftsstück von dem geliebten Corps zu scheiden. Ich, ohne die kameradschaftliche Treue bezweifeln zu wollen, sehe eine andere Hand hinter der Scene und wage es, sie im Geist in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu küssen.

Vierundzwanzigster Brief.

Es steht schlecht mit der Patientin. Kein lichter Augenblick, das Fieber in verzehrender Wuth. Der Arzt sagt: bitten sie Gott, daß sie stirbt, solche Kämpfe hält kein menschliches Gehirn aus. Furchtbare Contraste im Leben! Mit dem Condolenzbrief der Tante Ludowika, in Betreff des Todes ihres Schwagers und Freundes, zugleich die Anzeige ihrer Verheirathung.

Drüben kämpfen Wahnsinn und Tod um eine nach Erlösung ringende Menschenseele und hier wandeln zwei unschuldige Kinder, denen Schmerz und Trauer nichts ist, als ein flüchtig vorüberziehender Schatten, den tiefen Ernst des Lebens in ein harmloses Spiel um, das zum ersten Mal gesehene Schauspiel eines Begräbnisses, noch dazu des Begräbnisses ihres eigenen Vaters in ihrer kindischen Weise nachahmend.

Fünfundzwanzigster Brief.

Nach den Ihnen in den letzten Tagen übersendeten Bülletins wird meine heutige Nachricht Sie nicht überraschen.

Sie ist todt. Nach acht Tagen bewußter Verzweiflung und acht Tagen unbewußter Raserei, wurde sie gestern Abend erlöst. Soll ich Ihnen ihre letzten Worte sagen, auch sie offenbaren einen schneidenden Contrast.

Mit einem Liebesruf erfüllter Sehnsucht breitete sie die Arme nach dem Gatten aus, den das Herz ihr als Boten des Jenseits zum Engel verklärt und verkörpert vor die brechenden Augen gezaubert; ein irrer Gedanke kehrte zur Welt zurück und sie sagte zu der an ihrem Bett stehenden Bertha: Arme Bertha! Doppelte Trauer. Alles schwarz. Geduld, der nächste Winter! Ach, wer wird Dich in Gesellschaft führen! Ich nicht, armes Kind! —

Ich glaube, das Wort hat den letzten Schleier von dem schimmernden Bilde gerissen, das dem armen Mädchen einst als Erfüllung jugendlichen Strebens und jugendlichen Glückes vorschwebte.

Letzter Brief.

Ein zweiter Grabhügel wölbt sich neben dem ersten, auf dem noch die welken Blumen liegen, die sie, die jetzt daneben ruht, als letztes Liebesopfer dem Todten dargebracht, sie selbst jetzt todt und kalt.

Die ersten Grashalme sprießen auf den Hügeln empor, bald werden sie grün sein und neues Leben sich da offenbaren wo das, dessen bewegender Herzschlag stillstand, zur ewigen Ruhe eingesenkt wurde.

So sprießen für mich Keime neuen Lebens auf der Trümmerstätte des zusammengestürzten Hauses. Ein düstres Bild, und doch schwebt die Hoffnung über dem Schutt, von dem aus vertrauende Kinderaugen zu mir aufschauen und mir durch Thränen hell die Zukunft beleuchten.

Lieber Herr Graf. Ich zog in die Welt mit wirren Gedanken von dem, an die eigne Person geknüpften Glück von sorglosem Leben, von Selbstständigkeit, Freiheit, — das wissen Sie ja Alles. Was ich suchte, das fand ich nicht, denn es existirt nicht in der geträumten Weise, ist ein Phantom, ein Unding, im Fall der Gewährung nichts weniger als Glück — aber was ich brauchte, das wuchs mir zu und wenn auch aus Gräbern, durch Thränen und Schmerz, ich nehme mit dankbarem Herzen die Gabe, die mir aus dem Leben eine Pflicht macht. Das kam so über mich wie ein Ruf des Himmels; ohne klar durchdachte Absicht, ohne Ueberlegung flocht ich mich ein in die zerbrochene Lebenskette und will nun suchen, die zerrissenen Enden wieder fest zusammen zu knüpfen.

Gestern Nachmittag entschied es sich. Wir kamen vom Kirchhof zurück, die Waisen und ich. Wir fanden Tante Schönau hier.

„Kinder, was wird nun?“ sagte sie. „Ihr habt nun nicht Vater und Mutter und an Eurem ältesten Bruder, wenn das Gericht ihn noch bestätigt, einen sehr jugendlichen Vormund, es muß gesorgt werden. Ihr drei großen Jungens seid untergebracht,“ — Georg hat die Freistelle im Corps erhalten — „aber die Andern, laßt uns doch gemeinschaftlich berathen und wenn Ihr mich brauchen könnt — ich bin da.“

Stumme und doch unendlich beredte Blicke dankten

ihr, dann sagte Dietrich, mühsam seine Fassung behauptend:

„Tante Ludowika hat an mich geschrieben. Sie ist sehr theilnehmend, schreibt sehr erschrocken darüber, daß unsere Verhältnisse nicht so günstig sind wie sie gedacht hat, beklagt es, daß ihre neue Lebensstellung ihr eine umfangreichere Hülfe unmöglich macht. Ihr Mann hat Ihr jedoch erlaubt, Eines von den Geschwistern zu sich zu nehmen und für dessen Erziehung in einer, die Zukunft in's Auge fassenden Weise zu sorgen —"

„Gut, da mag Bertha" — rief die lebhafte Excellenz.

„Sie bittet sich Gertrud dazu aus, diese oder Klärchen," fuhr Dietrich mit einem innigen Blick auf die zurückgesetzte Schwester fort.

„Je kleiner die Kinder, je kleiner die Sorgen," brummte Tante Schönau.

„Klärchen und Arthur sind mein," fuhr ich mit einer Art von Angst, als könnte man wirklich dies geschwisterliche Pärchen trennen wollen, dazwischen, „sie sind mein, ich habe es Ihrem Vater versprochen, sie nicht aus den Augen zu lassen."

Die Kleinen trieben ihr Wesen in der Stube, ohne recht zu ahnen, wovon die Rede war. Dietrich kam auf mich zu und meine beiden Hände erfassend, drückte er sie an's Herz, an die Lippen, ohne ein Wort herausbringen zu können. Unvergeßlich ist mir der Blick, der mich aus Gertrud's stillen Augen traf, die flehende Frage in denselben: willst Du mich nicht auch im Auge behalten? Mein Entschluß war gefaßt.

„Für die Gertrud will Fräulein von Bricks sich um eine Freistelle in ihrem früheren Institut bemühen," fuhr Tante Schönau fort, „in dem werden ja auch junge Mädchen zu Erzieherinnen ausgebildet, ich meine aber, sie soll das lieber für Bertha. Die hat mehr Kopf zur Wissenschaft und Gertrud wird doch nur ein Hausunkchen werden. Wenn sie will, kann sie das bei mir. Ich habe nur wenig, aber für Zweie reicht's,

und sie wird mir schon die kleinen Liebesdienste thun, deren ich bedarf."

„Sie reißen sich ja förmlich um Dich," sagte Bertha, aber als bereue sie das bittere Wort, ging sie auf die Kleine zu und küßte sie leidenschaftlich.

„Gertrud Erzieherin werden?" rief ich dazwischen. „Später vielleicht, jetzt muß ich sie für die kleinen Geschwister haben, Gertrud, willst Du mir helfen, für die Kinder sorgen?"

Gertrud stürzte auf mich zu und umschloß mich so fest, als fürchte sie, irgend eine feindliche Macht könne sie mir entreißen.

„Sie hat selbst entschieden," sagte die Excellenz gerührt, „und ich denke, Sie und das Kind selbst, sonst hat Keiner ein Wort drein zu reden, obgleich mir's leid thut. Ich hätte den kleinen Affen gern gehabt. Es ist aber so am besten. Jeder, der es mit den Kindern gut meint, wird es Ihnen danken, wenn Sie sich das kleine Pack aufladen. Nun werde ich wegen Bertha mit der Bricks sprechen oder man müßte sich um eine Stiftstelle bemühen, oder Bertha, liebes Kind, willst Du zu mir?" fügte sie freundlich hinzu. „Du kommst mir nur gar zu prächtig vor für meine Hintertreppe und zu elegant zu den kleinen Freundschaftsdiensten, die ich brauche. Es ist zwar Keiner zu gut zu einem einfachen Leben und man kann recht glücklich dabei sein, aber ich hätte Dir doch Besseres gegönnt und biete mich nur als Aushülfe an, aber in ehrlicher Liebe, Bertha."

„Nein, nein, ich will Keinem zur Last fallen," schluchzte das Mädchen, schwankend zwischen Kummer und Zorn. „Schickt mich nur in die Bricksche Gouvernantenpresse, es ist ja gleich, ob man sich so oder so durch das Leben schleppt."

Eine blitzschnelle Erwägung, wie schwer dies Mädchen zu erziehen, zu führen, zu leiten sein würde, flog durch meinen Geist.

Je schwerer, um so größer die Pflicht, sich der Verlassenen anzunehmen, entschied eben so rasch das Herz.

„Bertha," sagte ich, auf sie zugehend und sie in meine Arme schließend, „wir wollen's versuchen, gemeinsam das Schwere im Leben zu ertragen und das Helle zu suchen, das keiner Existenz versagt ist. Ihr Geschwister gehört ja doch Alle zusammen, so gut ich kann, will ich Euch eine Stütze sein."

Ich sage nichts von der nun folgenden Scene. Die Kinder, groß und klein, hingen an meinem Halse, in meinen Armen, küßten mir Mund und Hände, ihre Thränen mischten sich mit den meinen und all die Rührung löste sich harmonisch in ein unwillkürliches, seit langer Zeit nicht erschollnes leises Lachen auf, als Tante Schönau in ihrer derben Weise sagte:

„Gott steh' mir bei, hat die einen wahren Menschenfresserappetit auf Kinder, keinen Andern läßt sie heran, will all die guten Bissen für sich haben. Nichts da, ich komme wenigstens manchmal mir das Gericht ansehen und wenn's fehlt, irgend ein Gewürz oder so was Gutes dran zu thun."

„Georg, mein Junge!" wendete sie sich mit einem Male zum Cadetten, „weißt Du, Dir werde ich ein Taschengeld geben und Ihr große Jungens, Joachim, Du Unhold vor Allen, wenn Du was brauchst, geh' nicht an der alten Unke, Kochstraße No. 10 auf dem Hofe links, vorüber. Hörst Du? Die Hand darauf!"

Er gab ihr die Hand und einen Kuß dazu, sogar ein scherzendes Wort rang sich über die Lippen und so war denn ein abermaliger Lichtstrahl in die Nacht gefallen und das Morgenroth am fernen Horizont nahm einen helleren Schimmer an.

Man wagt keinen lauten Freudenruf, sieht man aus Schutt und Trümmer den, bessere Dauer versprechenden, Neubau entstehen, aber ein stilles Dankgebet an der verwüsteten Stätte aufwärts steigend, berührte leise die

verstimmte, verklungene Saite und bebend zieht durch die Seele wieder der erste harmonische, sanfte Ton hoffnungsreich freudiger Erregung.

Er klingt in mir, ich lausche ihm mit heimlichem Erbeben. Gott helfe mir, den angeschlagenen Akkord rein, volltönend kräftig widerklingen zu lassen in den mir anvertrauten Kinderseelen!

Da habe ich nun auf einmal einen reichen Familienkreis und in ihm eine sichere Bürgschaft auf Freuden und Sorgen, und wenn die ersten auch einmal ausbleiben und die letzten mich drücken sollten, was thut es? — Die selbstgeschaffenen Sorgen drücken nicht minder, und die künstlich gesuchte und allein empfundene Freude ist nur ein Schattenbild der Freuden, die wir in Andern zu wecken verstehen und deren Glanz die eigne Seele reflektirt.

Der Mensch für sich allein ist Nichts, nur in der Wechselwirkung mit Andern, in Beziehung auf sie verwerthet er sein Leben. Ich habe mit Bertha eine lange Aussprache gehabt, ich habe ihr gesagt, daß ich die Verantwortung für die Entwicklung ihres Charakters auf mich nähme und damit die Pflicht, auf Beides nach Kräften und im tiefsten Ernst zu wirken. Ich habe ihr gesagt, daß die Erziehung des Menschen nie eine fertige, daß aber die ihrige noch nicht in das Stadium getreten sei, wo die eigne Erkenntniß, Beobachtung Anderer in Verbindung mit äußeren Einwirkungen als Bildungsschule genügen könne. Sie möchte sich streng prüfen, ob sie sich fügen, ob sie mir vor Allem ihr Herz geben und sich auf das meine verlassen könnte, denn immer nur sei es die Liebe, die aus empfangenen Lehren wahrhaften Nutzen zu ziehen vermöchte.

Sie fiel mir weinend um den Hals.

„Sei gut, sei streng, Hildegard", sagte sie, „ich will Dir Beides mit dem Herzen vergelten."

Ich traue dem Wort. Das unwillkürlich über die Lippen geflossene Du ist mir eine Bürgschaft für die

Aufrichtigkeit der geäußerten Gesinnung. Ich gehe guten Muths an mein neues Tagewerk.

Ich habe Bertha in vielen Stimmungen des Gemüthes, ja in vielen recht unliebenswürdigen gesehen, aber nie suchte sie nach falschem Schein, nie machte sie Winkelzüge, sie war immer gerade so ungezogen und lieblos oder so liebenswürdig wie sie empfand, nie mehr nie weniger und auf diesen Grundzug der Wahrheit werde ich bauen. Zur rechten Zeit ihr den Spiegel vorgehalten, daß sie sich erfreut an dem eigenen Bilde oder davor erschrickt, das kann man nur einer wahren Natur gegenüber. Die unwahre zieht sich und Andern eine beliebige Fratze und erhält uns stets in Ungewißheit über das eigentliche Gesicht.

Auch über die Details unserer künftigen Haushaltung bin ich schon im Klaren und habe mich mit meinem Haushofmeister, Caroline, die sich meines Vorsatzes, mich der Kinder anzunehmen, freut, berathen. Ich weiß schon eine nette kleine Wohnung, die ich im Herbst beziehen kann, dann geht Joachim zur Universität ab. Gertrud besucht nach wie vor die Schule. Die Kleinen unterrichte ich vorläufig und Bertha werde ich durch gemeinschaftliche wissenschaftliche wie häusliche Beschäftigungen an Thätigkeit zu gewöhnen suchen. Wir wollen ein Leben führen im Ton und Styl der guten alten Zeit. Luxus verbietet sich von selbst. Vor Allem, Einfachheit in Kleidung und Gewohnheiten. Das Gericht soll am besten munden, das die eigene Hand am besten zu bereiten versteht. Spinnen wir uns auch das Leinen nicht selbst, zuschneiden und nähen wollen wir's zu weiterem Verbrauch. In unserem kleinen Haushalt soll echter Hausfrauenstolz aus allen Ecken und Winkeln in untadelhafter Sauberkeit und Ordnung dem Gast entgegenleuchten.

Ja, dem Gast, denn wenn auch dem gesellschaftlichen Treiben, das seine bestimmte Carnevalszeit in Anspruch nimmt, so soll sich doch nicht echter Gastfreundschaft

Thor und Thür verschließen. Doch das findet sich und kommt von selbst. Wie man den Sinn der Jugend für diese Dinge stimmt, so tönt nachher das Lied aus unverbildeter Kehle.

Noch einmal, Gott helfe mir, daß es ein fröhliches sei, einfach aus dem Herzen klingend, in kräftig getragenem gesunden Brustton.

Ein Wort wollen wir streichen aus dem tonangebenden Lexikon unserer Sprache und das ist die Mode und ein anderes an die Stelle setzen, ich meine Sitte, im engsten, untrennbarsten Zusammenhange mit Sittsamkeit; zwei andere, jetzt meist streng geschiedene, wollen wir zusammenzufügen versuchen, Vergnügen und Pflicht. Und somit —

Schluß.

„Gnädiges Fräulein!" rief Caroline und riß die Thür weit auf. Hildegard wandte den Kopf um, die Feder entsank ihrer Hand, ein lauter Ausruf freudigster Ueberraschung, dann sprang sie auf und eilte dem Eintretenden entgegen.

„Lieber, lieber Herr Graf!" sie hatte seine Hand ergriffen, im Sturm der Freude wollte sie dieselbe an die Lippen führen, er bückte sich und küßte herzlich und warm ihre Stirn. „Träume ich denn? Was führt Sie her?"

„Das nachher," beschwichtigte er freundlich ihre Aufregung. „Vor Allem, wie steht es hier, was wird mit den armen Waisen? Sie haben mich nicht einmal zu Hülfe gerufen, Hildegard, das war nicht freundschaftlich, ich wartete vergeblich darauf."

„Sie haben ja Hülfe geleistet ohne meinen Ruf," sagte sie beziehungsvoll.

„Still, still davon," gebot er freundlich.

Caroline hatte inzwischen den Lehnstuhl herbeigerückt,

und weiche Kissen für den kranken Fuß davor gelegt, er setzte sich, schob aber das Kissen lächelnd zurück.

„Danke, mein Kind, im Sommer bin ich nicht invalide."

Er sah auch in der That prächtig aus, der alte Herr, die Haltung so gerade und aufrecht, einen eigenen Schimmer frischen Lebensmuthes im dunkeln glänzenden Auge, von der gebräunten Wange jede kränkliche Blässe geschwunden.

„Sie sind jünger geworden," sagte Hildegard.

„Sie auch, Sie sehen trotz der überwundenen schweren Zeit gut und glücklich aus."

„Ich bin neugeboren," sagte sie bedeutungsvoll, „zu neuem Leben —"

Es flog etwas über sein Gesicht, als wollte er den Ausspruch auch auf sich angewendet wissen. Da ergriff sie wieder seine Hand.

„Ich habe sie in Gedanken tausend und tausendmal geküßt," sagte sie, diese so plötzlich an die Lippen ziehend, daß er es nicht verhindern konnte, „jetzt müssen Sie es mir in Wirklichkeit erlauben. Da ich den unsichtbaren Helfer erkannt, muß ich ihm doch auch danken dürfen. Sie haben Ihre Hülfe nicht an Unwürdige verschwendet, meine Bürgschaft dafür!"

Graf Düsterloh lächelte fein.

„Verzeihen Sie, liebe Hildegard," sagte er dann, „daß ich Ihnen in diesem Punkte nicht so ganz traute. Ich will weder Ihrer Einsicht, noch Ihrer Erfahrung zu nahe treten, was weiß aber eine Dame, was kann sie von dem Leben junger Männer wissen und das, was sie wußten, war mir keine Bürgschaft. Ich hatte noch ein besonderes Interesse, genaue Kunde über Dietrich zu haben, welches, werde ich Ihnen nachher sagen, da habe ich meinen alten —"

Er konnte nicht ausreden.

„Also hatte ich recht gesehen?" rief Hildegard dazwischen.

„Ganz recht,“ gab er lächelnd zu. „Der Alte ist hiesigen Ortes ganz gut bekannt, weiß überhaupt mit solchen Dingen ganz gut Bescheid. Der hat denn hier und da herumgefragt und herumgehört, ich kann Ihnen aber nur sagen, daß das, was ich hörte, Ihrer Bürgschaft nicht widersprach. Der Bankier Herz ist mein alter Geschäftsfreund, er that mir schon den Gefallen, die ihm zugedachte Rolle zu spielen. Aber nichts weiter davon! Ich habe Ihr Wort!“

Hildegard nickte.

„Und nun,“ fuhr er fort, „nun erzählen Sie mir Ihren letzten Brief, denn wie ich sehe, habe ich Sie im Schreiben unterbrochen.“

Hildegard erzählte.

Wie viel lebendiger wirkt das gesprochene als das geschriebene Wort! Es zuckte oft über des Grafen Gesicht vor innerer Bewegung und tiefer Rührung, als sie ihm die letzt vergangene Zeit schilderte, diese während der Schilderung noch einmal mit durchlebend. All der Jammer und das Herzeleid wachten wieder auf und wohlthuend blitzten die vielen hellen Züge kindlichen Verständnisses, geschwisterlicher Opferfähigkeit, werdender Kraft und stiller Gemüthstiefe durch das Nachtgemälde, das Morgenroth eines neuen Tages verkündend. Als sie geendet sagte der Graf:

„Ich will Sie nicht loben, Hildegard. Was Sie thun wollen aus innerm Herzensdrang bedarf nicht des Spornes der Anerkennung, aber tadeln will ich Sie. Sie haben zum erstenmal egoistisch des Freundes vergessen.

„Sie wissen, warum ich Ihnen früher nie eine Heimath in meinem Hause bot, jetzt bitte ich Sie darum, es zu einer solchen für sich und die Kinder anzunehmen. Sie haben mich einen lebendigen Antheil nehmen lassen an Ihrem Thun und Treiben, Sie zogen mich in die Neugestaltuug Ihres Lebens, Schritt für Schritt, wie diese vor sich ging, hinein, jetzt bitte ich um meinen

Antheil Sorge um das Glück und Gedeihen dieser mir lieb gewordenen Kinder."

Hildegard sah ihn überrascht an, dann wurde ihre Miene fast traurig.

„Ach," sagte sie, „ich habe nur gerade so viel, sie Alle auf den Weg zu bringen, ihn weiter verfolgen muß Jeder aus eigner Kraft. Wirft sich der reiche Graf Düsterloh zum Beschützer der Waisen auf, welche Gefahr daß sich Eines oder das Andere, in sichrer Rechnung auf den so viel mächtigeren Schutz, in sorglosem Vergessen der eigentlichen Verhältnisse, wieder zurück in die Welt verirrt."

„Sie irren, Hildegard," unterbrach er sie. „Mein Reichthum hat hiermit nichts zu thun. Er ist an das Majorat geknüpft und hat seinen bestimmten Erben. Nur mit meiner Erfahrung will ich Ihnen zur Seite stehen, nur in Ihrem Sinn das Wohl der Verlassenen fördern. Ich habe der Tante Ludowike das Rittergut Löbenau abgekauft —"

„Ah!" unterbrach ihn Hildegard mit unwillkürlichem Aufleuchten der Augen.

„Es ist übel auf demselben gewirthschaftet," fuhr der Graf fort. „Der, dem ich es einst, ob vor, ob nach meinem Tode zu überlassen gedenke, wird reichlich zu thun haben, es in die Höhe zu bringen und der Lohn wird nur mit der Arbeit Hand in Hand gehen. Ich habe einen vortrefflichen Verwalter dort und wollte Dietrich die Proposition machen, unter dessen Leitung seine Studien fortzusetzen. Ich will die Brüder nicht in dem, in schönster, brüderlichster Liebe getroffenem Abkommen stören. Laß Einer dem Andern helfen und Jeder sich selbst, ich stelle mich erst in die dritte Instanz. Wo ein Hebel fehlt, sie in die Höhe zu bringen, den sie absolut nicht durch sich selbst in Bewegung setzen können und auch nicht durch Sie, da will ich kommen, erst mit meinem Urtheil, dann mit meiner That.

„Hildegard," fügte er noch ernster werdend und mit

leisem Vorwurf im Ton hinzu: „die Güter dieser Welt sind auch ein Gottesgeschenk, nicht in der Verachtung derselben, in der richtigen Anwendung liegt unsere Aufgabe. Was daran zu schätzen ist, gilt für alle Zeiten, nur die Ueberschätzung ist modern und geht Hand in Hand mit der Uebertreibung, den Ausschweifungen, dem Unmaß in allen Zweigen des Denkens, Empfindens, Verlangens heutiger Tage. Sie kennen mein Haus, mein Leben, mich selbst, bin ich der Repräsentant der Mode?"

Sie lächelte durch Thränen, sie erklärte sich für überwunden, sie sagte nur fast schüchtern:

„Dietrich und Joachim sind keine Kinder mehr. Dankbarkeit ist kein die Seele herabsetzendes Gefühl und dennoch zagt man, sie als eine Schuld gegen Fremde auf sich zu nehmen. Ich bin es ihnen nicht mehr, aber Sie" — sie schwieg zögernd.

„Vielleicht kann ich Ihnen auch über dieses Bedenken forthelfen," sagte der Graf lächelnd, „wollen Sie mich mit Ihren Schützlingen bekannt machen?"

Hildegard stand auf. Sie gingen beide hinüber und fanden die Geschwister beisammen.

„Mein alter, vielgeliebter Freund, Graf Düsterloh," sagte Hildegard im Eintreten und stellte ihm die Kinder einzeln vor.

„Das Bild, das Bild!" flüsterte Bertha und faßte krampfhaft Hildegard's Hand. Diese verstand sie nicht.

Als auch Arthur seinen Kratzfuß gemacht und Klärchen ihr Händchen zum Gruß gegeben hatte, sagte der Graf einfach:

„Kinder, ich bin Euer Onkel, der Bruder Eurer Großmutter."

„Das wußte ich!" schrie Bertha und war die Erste, sich in die ausgebreiteten Arme zu werfen.

Ein abermaliger Lichtstrahl, der in die Nacht der Waisen leuchtete. Auch Hildegard sonnte sich in demselben.

„Durch Sie wird ein tiefer Schatten aus meiner Seele gelöscht," sagte er mit tiefer Innigkeit zu derselben. „Ein zwiefaches Unrecht, ein zwiefacher Zorn geht unter in Liebe."

Ja, in Liebe!

War doch den armen Waisen, als hätten sie wieder einen Vater gefunden! Das Vater- und Mutterherz deckte die Erde, nun wachte ihnen eines auf in der Brust des bisher nicht gekannten Anverwandten und gab ihnen ein Heimathsrecht an die Liebe desselben.

Es ist doch nicht ganz bedeutungslos, ob stammverwandtes Blut in den Adern fließt. Das Gefühl davon verbannt die Idee des Fremdseins und in der Voraussetzung gleichgestimmter Empfindungen als freies Geschenk, was sonst oft erst erworben werden muß.

Der Graf hatte zudem bei aller vornehmen Haltung doch etwas sehr Vertrauenerweckendes. Er war nach dem Verlauf einer halben Stunde so eingebürgert im Kreise der Neffen und Nichten, als seien sie unter seinen Augen emporgewachsen. Der tiefe Ernst der Situation zeitigte ohnedem die Frucht gegenseitigen Erkennens und Verstehens. Der verwandtschaftliche Ton klang hell und warm, als Tante Schönau kam.

„Gott erbarm' sich, haltet den Mund, sprecht doch nicht Alle zusammen!" bat sie, als man sie mit der Freudennachricht überstürzte und dann war's des Fragens und der Theilnahme und Dankbarkeit gegen Gott kein Ende. Aber wissen mußte sie Alles genau und welchen Antheil Hildegard an der Sache hatte. Bertha mußte das Bild holen.

„Das sie geklemmt," sagte der Graf lächelnd.

Jetzt fand auch Hildegard die verwandten Züge und begriff es nicht, sie nicht früher gefunden zu haben.

„Am Auge, am Blick habe ich's erkannt!" triumphirte Bertha mit einem Anflug früherer Lebhaftigkeit.

„Ich möchte aus diesem Erkennen auf Sympathie zwischen uns Beiden schließen," meinte lächelnd der

Graf, „und darauf hin fragen: willst Du nicht zu mir kommen, mein Kind? Ich meine einmal gehört zu haben," er nahm einen neckenden Ton an, „daß alte Herren vorzugsweise junge Mädchen zu ihren Lieblingen erwählen, willst Du der meine sein?"

Ein Strahl der Freude blitzte in Bertha's Augen auf, aber es wurde ein ruhiges klares Leuchten daraus, als sie, sich an Hildegard anschmiegend, entschlossen sagte:

„Es mochte mich Keiner und sie gab mir die Hand, ich kann sie nicht loslassen. Ich will auch keines Menschen Liebling sein," fügte sie mit einem leichten Anflug früheren bittern Trotzes hinzu, „es ist oft nichts weiter als die Rolle eines Schooßhundes, der fortgestoßen wird, wenn er nicht mehr die gewohnten Capriolen schneiden kann."

Der Graf wie Hildegard verstanden, wohin die bittre Bemerkung zielte.

„So abgewiesen," sagte der Erstere freundlich, Bertha'n, die mit um Verzeihung flehenden Blick und errötheten Wange ihm heftig die Hand küßte, sanft die Stirn streichelnd, „so abgewiesen, muß ich mein Verlangen anders stellen. Also nicht Liebling, aber Mündel, wie Ihr Alle, Dietrich ausgenommen, der des Vormundes nicht mehr bedarf und mich vielleicht als Freund, als älteren, berathenden Freund annimmt. Als Vormund habe ich das Recht, über Euren künftigen Aufenthaltsort zu bestimmen, so weit ich es in Uebereinstimmung mit dieser, Eurer ersten und besten Freundin — er zeigte auf Hildegard — zu thun vermag.

„Wenn sie Dich zu mir führt und Deine Heimath auch die Deiner Geschwister ist, kommst Du dann?"

Die Anwort war eine vielstimmige und dennoch stumme. Durch Thränen und Lächeln blitzte sie aus all den, vor Kurzem noch so tief traurigen Augen. Es war ein Kampf in den Gemüthern, auf den Gesichtern, wie er oft an sturmvollen Nächten am Himmel vor sich geht. Die Wolken niederwärts gejagt vom

Sturm, eine dunkle Macht der Erde drohend, oben zerfließend in ein durchleuchtetes Weiß und wo ein Fleck blauen Himmels sich Bahn gemacht hat, da auch ein Stern, hoffnungsverklärt in die Finsterniß hineinlächelnd.

„Der alte Gott lebt noch," sagte gerührt die Excellenz, „Kinder, lebt ihm zur Ehre!"

Und so ward es denn ausgeführt, wie es beschlossen war.

Nicht in die kleine Stadtwohnung, nein, in das Schloß des Grafen zieht Hildegard mit den Kindern ein und dort finden die Waisen eine neue Heimath. Die Kleinen einen Schutz und Schirm vor den hochgehenden Wogen der Welt, die Größeren, die schon hinaus müssen auf die See, einen festen, sichern Hafen. Der Biedersinn ihres neuen Beschützers, Hildegard's praktischer Verstand, die unbeirrte Güte ihres Herzens, ja, die in das frühe Jugendleben Aller stürmisch hineingeschlagenen Erfahrungen und die daraus erwachsene Frucht der Erkenntniß, das sind die Lichter, die, wie jene vom Leuchtthurm aus dem Schiffenden das richtige Fahrwasser zeigen, ihn vor Schiffbruch zu bewahren, unsern jugendlichen Erdenpilgern die Klippen und Untiefen des Lebens, den Wüstensand verflachender Richtungen, die ganze Unnatur und Uebertreibung der auf nichts begründeten, überspannten Ansprüche, die Marktschreierei und Erbärmlichkeit egoistischer Bestrebungen, mit einem Wort, den ganzen modernen Humbug hell beleuchten.

In Nacht und Finsterniß sinke Unvernunft und thörichte Schwäche, sinke Weltsinn und Eitelkeit, prahlendes Haschen nach falschem Schein, hohlem Genuß und unberechtigter Herrschaft.

In den Schutt mit Euren hoch in die Lüfte gebauten, lose zusammen gezimmerten, reich überfirnißten Häusern! Auf dem festen Grundstein altehrwürdiger häuslicher Sitte errichtet wieder das Haus, als Wiege,

als Mittel- und Ausgangspunkt weiblichen Strebens und männlichen Glückes, als hoch gehaltenen heiligen Tempel des Friedens für Alle, die seine Schwelle überschreiten, als sichere Zuflucht für den Bedrängten, als Symbol unvergänglicher Güter, als der aus Trümmern der Vergangenheit gerettete Grundstein eines neu zu errichtenden Zukunftsgebäudes.

Es stehe fest im Sturm weltlichen Treibens, an ihm vorüber ziehe der Mummenschanz wechselnder Mode, über ihm das Panier, an seiner Schwelle die Grenze der Freiheit, von ihm ausgehend das heilige Menschenrecht der Liebe, das allein gleichmachende Band einer in tausend verschiednen Interessen auseinandergehenden Welt.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.